



Engelhorns Roman-Bibliothek


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget




Die
neuen
Scherl
Romane
Jeder Band
in elegantem Einband
mit auffallendem
Schutzumschlag
12 Mark

Die Hollaprinzeß

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



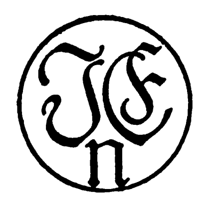
Band 1/2

Dreiunddreißigster Jahrgang

Die Hollaprinzeß

Von

Nanny Lambrecht



Stuttgart 1917
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Erstes Kapitel

Das Schild der Theodore Hippipp hängt in der Passage in Lüttich, und vor zwanzig Jahren lebte sie noch. Vor zwanzig Jahren lebte auch noch die Königin Henriette von Belgien, und Theodore spielte in dem merkwürdigen Schloß in Spa eine große Rolle. Sie spielte die Schaffnerin über die Leibwäsche der Königin, stopfte mit Züricher Seide, klöppelte verschlissene Brüsseler Spitzen wieder zusammen und trug die abgelegten Straußenfedern ihrer Königin.

Eine solche große Rolle spielte, wie gesagt, Theodore Hippipp im merkwürdigen Schloß in Spa. Dann verliebte sie sich unglücklich in einen Stallmeister, und das war das Ende aller Herrlichkeit, denn die Königin wünschte keinen verheirateten Stallsergeanten.

Da richtete sich Theodore mit gebrochenem Herzen in der Passage in Lüttich als Zuschneiderin ein, ließ ein Schild mit Schere und der Umschrift „Zum Paradies der Frau" malen und schnitt schreckliche Muster zu. Aber die Damen aus den Avenuen waren entzückt, denn die Muster waren wenigstens von der Hand einer Theodore aus dem merkwürdigen Schloß in Spa zugeschnitten. Es sammelte sich um sie ein glänzender Kundenkreis, und wer seine Töchter mit einem außerordentlichen Zuschneideunterricht begnaden wollte, schickte sie für teures Frankengeld ins „Paradies" zu Madame Hippipp. Sie war sehr nett zu ihnen und hielt auf Schliff. Sie nannte sie: die lieben Entchen.

Die lieben Entchen stehen vor dem großen Schragentisch. Ihre schillernden Blicke hüpfen hinter der grämlich durch das Futterzeug ächzenden Schere her. Eine wonnige Melodie summt mit in den hochtupierten Köpfchen, das Springliedchen aus dem Reigentanz, der heute durch die Lütticher Straßen tollen soll, der ganz

närrische Cramignon. Heute zur Kirmes. Ah ... die heimlichen Seufzer fliehen, sie fliehen durch das breite, kahle Hoffenster, das des helleren Lichtes wegen keine Vorhänge hat, fliehen über das Glasdach der Friture*), die nach knusprigen Kartoffelschnitten duftet, und an der steilen Wand hinauf an ein Fenster unterm Dach. Ein Herrenkopf darin wie ein Abklatsch nach Rubens hinter Glas. Da stößt Lolotte die Bebelle an. Tritt aber dann der fahle Blonde in den Rahmen, so stößt Bebelle die Memeï an. Ist's indes der mit dem braunseidigen Haar, das so hübsch in den Nacken hinab kräuselt, der in der blauen Hemdbrust mit dem Rubin als Busennadel, der mit der Zigarette im schlaffen Mundwinkel — o, dann stößt ein Ellbogen auf den andern, ein Herzklopfen aufs andre. Der Beau! jauchzt es im geheimen Lächeln. Der Beau! schwelgen sie in köstlichen Erinnerungen. Und wonniger trillern die Springliedchen in ihnen, und jede, jede hat ein heimliches Wort von ihm. Sie teilen sich den Beau wie Marzipan, sie fallen über ihn her wie die sieben Weiber über den aus dem Kriege übriggebliebenen Mann des Propheten Jesaias. Aber gönnen ihn sich alle und überlassen ihn gern leihweise.

„Achtung!" Madame Hippipp klopft mit der Schere auf und beginnt: „Die totale Höhe einer Frau ist siebeneinhalbmal ihre Kopflänge, gemessen von der Spitze des Scheitels bis unters Kinn —" ... Zztt ... flitzt draußen ein Schuß an der steilen Wand hinauf, und ein Spatz plumpst aufs Dach der Bratküche. Madame Hippipp tut einen hilflosen Augenaufschlag durchs Fenster, sagt: „Er ist ein schrecklicher Mensch," und nun: „Achtung! Jede an ihren Schneidertisch." Theodore beginnt mit der „Theorie".

Sie stürzen, die kleinen Entchen, sie stürzen immer, wenn sie sich ein bißchen regen dürfen, halten die Kreide in der erhobenen Hand. Vor ihnen falbelt der Stoff.

„Theorie über den Sackpaletot. — Ziehet eine gerade Linie an der Kante des Stoffes entlang —" ... Tok-

*) Bratküche.

toktoktok ... tupft die Kreide. „Nehmt den Rücken des Musters und legt ihn genau — genau," betont Theodore, „an die Linie und ein Zwölftel unten von der Taille an." Toktoktok ... „Nehmt die kleine Seite, — die kleine Seite," betont Theodore, und so weiter sehr spitz, sehr peinlich, dann der scharfe Ruf: „Coupez!"

Die Scheren klirren und ächzen, der Stoff rispelt und schurpt, die Gesichter verhitzt, es wird eine fieberhafte Arbeit — und da schellt es im Hausflur.

Nervös springt Theodore auf ihre etwas kurzen Beinchen unter der langen Taille, macht weit auf die Tür und jubelt: „Aaahhh — Madame Bonivard!" Und so, wie man in der Passage die Kundschaft aus den Avenuen empfängt. — Dann jubelt draußen auch Madame Bonivard: „Aah, Madame Hippipp!" In Lüttich jubelt man immer, wenn man sich begegnet. Diskret klappt dann die Tür zu, und man hört nichts mehr.

Husch auf sind nun alle Entchen von ihren Tischen, drängen an das Hoffenster, nicken die steile Wand hinauf, schnalzen gelachte Küßchen, machen sich sehr kokett.

Lolotte hustet sich den Hals klar und beginnt ein schrilles Tremolo zu singen, denn sie war auf dem Konservatorium in Brüssel. Sie hofft sehr, daß einmal ein alter Engländer ihre Stimme entdecken wird.

„Sie brüllt mir die Zähne stumpf," murrt verächtlich Bebelle, läßt ihre hohlen Augen in dem matten, verbleichten Gesicht wüten. Sie hat zwar keine Stimme, aber sie hat ihre Erfahrungen, und aus diesen Erfahrungen nach Schluß im „Paradies", draußen in der Passage oder im Carré, flüstert sie nun der schwerfällig lächelnden, furchtbar unwissenden, daher naiven und jedenfalls blonden Memeï zu.

Lolotte knippt im Singen ab, wirft drei Worte hin: „Lach nicht, Memeï."

„Warum soll sie nicht lachen?" droht Bebelle.

„Pah, sie versteht dich ja doch nicht."

„Pah, sie versteht mich."

Memeï lächelt.

„Wie hat sie es denn mit dem lieben, kleinen Marcel

drüben gemacht," beginnt wieder Lolotte und nickt mit dem Kopf nach der Hofwand. „Er hat ihr ein bildschönes Abendessen bezahlt, und als er mal ein bißchen hinaus ist, läuft sie ihm fort — läuft fort! Macht das eine Dame?"

Memeï lächelt.

Lolotte sagt verächtlich: „Wer verlangt von Memeï, daß sie eine Dame ist."

Da lächeln sie alle und Memeï auch.

In die zierliche Heiterkeit fällt dann peinlich wie eine Bergpredigt eine Frage von der Ecke des Zimmers her, wo die Schnittmuster mit Stecknadeln an die Wand festgeheftet sind: „Wenn sie keine Dame ist, was ist sie dann?"

Leute, die verwunderte und seltsame Augen haben, sprechen so. Und da sehen sie nun alle betroffen nach dem Mädchen hin, das als Kind wahrscheinlich schon eine heiße Schönheit war, ein typisches Wallonengesicht mit starker Stirn und schwarzüppigem Haar, wie feste Kohlenstriche die Brauen in dem Apfelblütengesicht, ein lechzender Mund, aber dunkle Kinderaugen. Man könnte sich täuschen und stille, wilde Verheißungen ihrer glutenden Schönheit vermuten, aber wenn man dann in ihre schweren Blicke sieht, weiß man, daß sie die flämische Mutter, das Blut der stillen, nachdenklichen und etwas robusten Bauernfürstin hat.

Die Entchen kneifen die Lippen ein; was soll man denn nun diesem großen, dummen Mädchen sagen? — sie schämen sich fast ein bißchen. Nur Lolotte schämt sich, sich zu schämen, gibt mit spöttisch geschürzten Lippen erschöpfende Aufklärung: „Pah, man genießt eben sein Dasein. Das tut man doch auch wohl bei euch drüben in der Roßfarm. Oder nicht? Oder seid ihr nicht soso? Nun also, man amüsiert sich fünf Schritte hinter Mama."

Da sie mit verlegenem Lachen abbricht, denn die Roßfarmtochter hält ihren unverständlichen Blick starr auf ihr, setzt Bebelle mit unterdrücktem Gähnen ein: „Hernach heiratet man dann einen guten Dummkopf und ist wahrscheinlich glücklich. Ist's man nicht, so schreibt man fünfhundertmal: ‚So überaus glücklich wie

ich, so überaus glücklich wie ich.' Ist dieses Pensum über die drei ersten Monate hinaus erledigt, so hat man den Eindruck, daß man glücklich ist. Das ist dann der Zustand, wo man mit ‚ihm' zusammen hundertachtzig Kilo wiegt."

Klatsch — bum! Da war etwas geschehen, und alle knicken erschrocken auf ihren Stühlen zusammen. Durch das Fenster krachte ein Schuß und prompt in die Ecke, wo die Schnittmuster hängen, platscht dawider und fällt der Roßfarmtochter in den Schoß, ein seltsames Ding, eine Stanniolkugel, durch eine Windbüchse geschossen.

Die aus der Umgegend von Lüttich, aus Angleur und Flemalle, die ihr Vesperbrot aus dem Strickbeutel essen, fahren kreischend auf, denn in Lüttich platzen jetzt die Bomben wie Erbsenschoten. Aber eine brummige Deutsche, die vorher vor Heimweh geweint hatte, weint nun vor Schrecken, und nur Bebelle sagt gleichmütig: „Er wird uns einmal ein Auge ausschießen." Und da sehen alle nach der steilen Hofwand hinaus, wo der Schlanke mit der angebräunten Haut und dem feinen Bärtchen, der stadtbekannte Beau, mit blitzenden Zähnen lächelt, übermütig seine langschirmige Studentenmütze schwenkt und — weg ist er.

Bebelle sagt unendlich gleichgültig: „Öffnen wir die Bombe. Wenn keine Zuckermandel drin steckt, dann gewiß ein ‚Hühnchen'," womit die Entchen von Lüttich einen Liebesbrief andeuten. Sie schält den schon entrollten Stanniol weg, liest das eingeklebte Streifchen Papier: „Mädchen mit den wunderbaren Augen, erwarte Dich zum Cramignon. Beau Urville."

Die Entchen sehen einander an, und dann fallen ihre Blicke auf die Roßfarmtochter. Stumm wirft ihr Bebelle den Zettel in den Schoß. — „Sie hat wunderbare Augen," hat der Beau von Anfang an gesagt, als der alte Knecht sie da weit her aus der Hesbaye brachte. Eh, und nun will er zur ernsthaften Attacke auf die Hesbayerin vor. Herrgott, wie sitzt die nun da? Sieht sie alle der Reihe nach an, möchte, daß eine zu ihr käme und ihr ein Wort sagte, vielleicht, daß Beau Urville ein Unverschämter sei.

Da sammeln sich alle Entchen um sie und schnattern ihre Freude. Wenn sie ausgezankt haben, gönnen sie einander alles, denn, wie gesagt, jede verdient daran. So kommt es dann, daß, wenn eine von ihnen ein Glück hat, alle glücklich sind. „Isidore," rufen sie, „Isidore, das ist ein Schweineglück, er wird uns alle heut abend ein Festchen im Kaffeehaus Kuku machen," und schütteln ihr die Hände.

Isidore aus der Roßfarm weit drüben in der verlorenen Provinz Hesbaye sitzt unbeweglich in dem heiteren, streitenden Kreis, denkt verwundert, ob denn nicht eine ist, die von Beau Urville sagt, daß er ein Unverschämter sei.

Da purzeln die aus der Umgegend, die ihr kaltes Mittagbrot aus dem Strickbeutel essen, auf ihren Schoß, umarmen sie in süßer Oberflächlichkeit, freuen sich furchtbar, zum Kukuchen zu gehen, wo der alte Guerisson seine dreisten Liederchen singt. „Der alte Guerisson," ruft Lolotte und sieht Bebelle dabei mit einem stachelnden Seitenblick an, „der alte Guerisson führt doch heute den Cramignon an; ohne den alten Guerisson wird in Lüttich kein anständiger Cramignon."

Da drängt mit fast gewalttätigem Ruck die Roßfarmtochter aus dem schwatzenden Kreise heraus, läßt die wunderbaren Augen drohen und sagt mit kraftvoller Bestimmtheit: „Ich gehe nicht, wißt ihr, ich gehe nicht zum Cramignon."

„Oho!" sagen die Entchen bloß. Der Wallone kann sein Oho auf jede Lage des Lebens anpassen, er kann unzählige Stimmungen in diese drei Laute hineinpressen. Und nun sagen die Entchen ihr Oho, als wäre ihnen eine Krankheit aufs Herz gefallen.

Lolotte findet zuerst ihre Fassung wieder: „Ist sie verrückt, die Isidore?"

Und da bricht's wie ein Hagelschauer los. Ja, sie ist wirklich verrückt, sie will den Beau schneiden. Wer ist sie denn, die da aus Irgendwo? Ein alter Knochen von Knecht hat sie gebracht und auf dem Bahnhof Guillemins stehen lassen. Wenn damals der Beau nicht Lebensart gehabt und sie bis zur Passage gebracht

hätte — sie wußte ja nicht mehr Bescheid wie ein Floh im Bischofshut. Übrigens eine schreckliche Frau, ihre Frau Mama, läßt die einzige Tochter allein mit einem Methusalem von Knochen reisen. Sie muß außerdem eine geizige Frau sein, denn, meint Lolotte: „Ihr habt doch wohl ein paar hundert Rösser auf der Farm!"

Da sagt Isidore in hartköpfigem Stolz: „Wir haben die Königsfarm."

Nun schütteln die Entchen schrecklich verwundert die Köpfe. Es müssen sonderbare Menschen drüben in der Provinz sein, sie lassen reiche Töchter allein in die Welt reisen.

„Gar nicht," wendet Bebelle ein und lehnt sich an die Wand, „in dieser Provinz gehen alle Töchter ohne Begleitung, sogar ohne Hut."

Sie lachen alle, und das Mädchen steht plötzlich in namenloser Traurigkeit und Angst, denn wenn Menschen über sie lachen, ist sie ganz wehrlos. Und als sie noch um sie sind mit Drängen und Bitten, sagt sie: „Ich gehe nicht," sagt's mit der verzweiflungsvollen Festigkeit eines Kindes, das sein ganzes Glück oder Unglück auf ein Wort setzt.

Dann wird die Tür aufgeworfen, und Theodore Hippipp schießt herein, sieht geradeaus auf das zertrümmerte Fenster und sagt: „Er hat's in Ordnung gebracht, er ist ein sehr vornehmer junger Mann."

Da weiß man, daß Beau das mit einem Goldstück beglichen hat, wahrscheinlich vom Kellner im Kaffeehaus Kuku abgepumpt. Aber das machen Kavaliere. Kleinigkeit.

Theodore Hippipp streicht hurtig die Muster vom Schneidertisch, kündet es wie ein Familienereignis an: Madame Bonivard wünsche die „Robe à la Récamier". Froheifrig sammeln sich die Entchen um sie, stellen Farben zusammen, erfinden Linien, und es ist immer eine festliche Sache, für Madame Bonivard ein Gewand, lieblich wie ein Gedicht, zu bauen.

Nur die aus der Hesbaye bleibt an ihrem Tisch sitzen, baut wunderliche Ärmel in ein wunderliches Modell.

„Mein Gott," ruft Theodore Hippipp nach einem schnellen Blick zu ihr her, „sie macht Ärmel für den alten Guerisson." Da der alte Guerisson rückwärtsstehende Arme hat, ist er das Schreckmuster im „Paradies".

Etwas jäh ist dann die Sonne vom Glasbach fort. Theodore wirft die Schere ins Körbchen. „Schluß!" schrillt ihr Befehl. In lärmendem Gewimmel eilen die Entchen, zupfen das Haar zurecht, stülpen die Hüte auf. Theodore, mitten unter ihnen, hebt den Zeigefinger und gibt die bekannten Verhaltungsmaßregeln: „Amüsiert euch, aber tadellos — tadellos!"

„Handschuhe anziehen und vor Mitternacht zu Hause sein," vollenden die Entchen, winken ade, ade ... und sind hinaus.

Nur die heimwehkranke Deutsche bleibt zurück und will noch für Madame Bonivards Kleid sorgen helfen, tupft ihre feuchten Augen und starrt die Roßfarmtochter an, die zu ihr spricht, aber sie versteht nichts, sie kennt den kleinen Ploetz auswendig, aber sie versteht nichts, sie versteht von der ganzen französischen Sprache nur: „Café". Die Roßfarmtochter deutet abwechselnd auf das Kleid für Madame Bonivard und auf sich, und da versteht die Deutsche immer noch nicht und fängt gottverlassen an zu weinen. Da werden Isidorens Andeutungen heftiger: „Ich — hierbleiben. Ich mich setze bei Sie, comprenez?" und rückte ihren Stuhl neben sie.

Im selben Augenblick stürzt Lolotte wieder herein, ruft: „Mein Gott, er wartet," stülpt Isidore den Hut auf, zerrt sie mit sich fort. Es hatte etwas Aufjagendes, dieses: „Er wartet!" Es rüttelt mit einem Male dem Mädchen die schweren Gedanken durcheinander und hebt sie auf einer Wolke hinaus zu ihm.

Aber im Gang draußen kommen die geflüchteten Gedanken wieder zurück, sie stemmt sich — und da hallen die Reden der Entchen wie Dolchstiche. Ob sie den Beau von Lüttich beleidigen wolle? Ob es in der Roßfarm Sitte sei, empfangene Dienste unartig zu bedanken?

Nein, o nein, sagt Isidore kopfschüttelnd.

Ei nun, dann soll sie mit dem Beau kommen und ein bißchen flirten.

Nein, o nein, sie wird nicht flirten.

„Was will sie dann machen?“ fragt Bebelle stark gelangweilt.

Da nimmt Lolotte sie hinter die Haustür: „Lachen Sie ihn an und aus, laufen Sie ihm fort und nach, nur quälen Sie ihn nicht und lassen Sie sich nicht quälen. Das kommt erst mit der Liebe und dann ist's schrecklich, und dann müssen Sie wahrscheinlich heimreisen und einen guten Rösser heiraten.“

„Seht ihr denn nicht,“ sagt da Bebelle mit unendlicher Verachtung, „sie ist schon verliebt.“

Wie Leidtragende stehen sie um sie, denn wenn es schon ein großes Unglück ist, zu lieben, so ist's ein ganz furchtbares, in den Beau verliebt zu sein ... Herrgott — was geschieht nun? ... In die Apfelblütenhaut des seltsamen Mädchens flammt das Blut wie jähes Wetterleuchten, weißkaltes Feuer blitzen ihre Augen, sie hebt die Hand, krampft die Finger ein, stürzt auf Bebelle zu ... o, sie wird schlagen, o, sie wird's ... Hurtig springen die Entchen herzu. Sapristi, was ein Mädchen! Ein Mädchen wie ein Holzknecht, sagt nichts, haut bloß, o pfui! was für Leute in der Roßfarm! — Bebelle ist in die „Passage“ hinausgeflüchtet, na, adieu, sie flüchten alle.

Ein paar Schritte taumelt Isidore ihnen nach. Das Wetterleuchten war jäh wieder aus ihrem Gesichte, sie hätte sich mit abbittenden Händen an sie klammern mögen, sie hätte ein spaßhaftes Wort rufen mögen. Aber sie fand keine spaßhaften Worte, sie bebte, sie zitterte in großer Angst, denn nun brannte das in ihr, was Bebelle leichtsinnig gesagt hatte ... als wär's immer in ihr gewesen, lange bevor sie ihn sah ... die Sehnsucht nach dem Beau, nach dem schlanken, vornehmen Beau, der mit der Zigarette im Mundwinkel seine Frauensiege feierte.

Allein steht sie in der Passage. Von der niederen Glasdecke rinselt das bleiche Licht über sie, schillert in den engen Lädchen der Juweliere, webt eine weh-

mütige Dämmerung über die gedrückten schmalen und sehr schmuckvollen Häuserchen. Prunkvoll verkleisterte Schmuckkästchen. Steht so da verirrt in einer fremden schillernden Welt. So, als wüßte sie nicht mehr den Weg nach Hause, wo da jetzt vielleicht die Kirschblüten im heiligen Weiß ihrer Schneebüschel leuchten ... Und hier ragen auf fremder Erde die Schlote, verfinstern die Luft ... und der Boden duftet nicht nach strenger Fruchtbarkeit ... und die Menschen, ach Gott, die Menschen lächeln fein wie singende Nymphen ... und sie hat nun eine so große, große Sehnsucht nach der rauhen Ehrlichkeit der Roßfarmleute, nach der starken königlichen Mama und nach den wilden Ritten mit Marc Thibâ. ... Marc Thibâ, der nicht elegant und nachlässig war und keine Zigaretten rauchte. — Ach Gott, sie hätte doch bei der stillen Deutschen bleiben sollen. Wenn sie sich auch nicht verstanden, so konnten sie doch mitsammen weinen.

An ihr vorüber schaukeln mit Marcel, Jacques und Armand die lieben Entchen. Einer steht noch in der Tür der Bratküche.

Da trippeln aber doch die von Angleur und Flemalle heran, die unbedingt noch auf ein Festchen beim Kukuchen rechnen, fassen Isidore um die Hüften — da zieht *sie* die Erstaunten plötzlich heftig mit sich fort, läuft und sie müssen laufen, lacht und sie müssen lachen. Sie sagt, jetzt würde sie bestimmt im Cramignon mitspringen, bis sie hinfällt, aber sie müßten mit ihr fortlaufen, weit fort, bis —. Da sind sie am Ausgang der Passage. Einen verängstigten Blick wirft Isidore zurück. Einer steht noch in der Friture.

Er regt sich nicht auf. Er regt sich nie auf. Am wenigsten über ein Entchen der Theodore Hippipp. Er verkehrt in den Avenuen, er, der Beau, er, der Ritter der schicken Weste und Krawatte. Das Leben lächelt ihn an, er lächelt das Leben an, sie stehen gut zusammen, das Leben und er. Wenn also nun das Entchen davonläuft, ist das wahrscheinlich eine niedliche Laune. Die Laune einer schönen Frau ist immer geistreich, so dumm sie auch ist. Punktum.

Er streift mit Schwung und Würde seine Handschuhe an, schlendert durch das gläserne Licht die Passage hinunter bis zum Treffpunkt der Lütticher anständigen und der abfärbenden Welt, dem Carré. Der Boulevard umschlingt ihn breit und vornehm bis zum Theaterplatz. Der Carré ist der Korso dieser Wallonenstadt. Oder auch die Strandpromenade eines rheinischen Kurstädtchens oder sonst etwas sehr Heimeliges oder Feinbürgerliches mit Menschen, die immer entzückt sind, sich zu sehen, laut und köstlich, aber gar nicht gewöhnlich. „Ein bißchen kleinstädtisch" sagt man, wenn man von Brüssel kommt.

Zum Beispiel der Mann von Madame Bonivard, der ein schwerer Waffenfabrikant ist, ein sehr schwerer, im übrigen ein achtungswerter Mann. Auch bieder und so weiter. Es verschlägt ihm nichts, wenn Madame auf dem Boulevard auf Freunde trifft, die dann abends bei ihm essen.

So schwebt denn Madame Bonivard am Carré zwischen heiteren Menschen, und „Mademoiselle" ist mit ihr. Mademoiselle ist wie eine Wachsbüste, stumm und lächelnd und sehr bequem. Sie weiß, wann der Zeitpunkt ist, daß sie einen Schritt hinter Madame verschwinden muß.

Sie tritt hinter Madame. Einer schwenkt den grauen Seidenhut, einer drüben in der vorbeiflutenden Schar. Sie denkt, daß er zu ihr will. Da schieben sich einige Vinzenzschwestern mit ihren weißen breiten Flügelhauben, die Futterkörbe für ihre Armen nachschleppend, vor ihn.

Gleichzeitig hallt von der Maas her ein langgezogener Ruf, hohl und auffordernd: „Madaaaam" ... Die vielen Gesichter nicken und lächeln wissend. Der Cramignon sammelt sich. „Madaaaam!" gellt sein Anruf.

Dann ist der Beau an der Anschlagsäule durch die Menge hindurchgeschlüpft und schlendert neben Madame Bonivard her.

Madame schnellt anmutig den schmalen Kopf mit dem üppigen Haarpuff hoch. Madame ist sehr schick,

sehr durchsichtig, sehr länglich. Sprüht eine fabelhafte Liebenswürdigkeit. Die Straußfeder ihres Hutes wallt ihr in den Nacken. „Ah, M'sieur, hören Sie? Wie süß, wie reizend, wie herrlich das ist! Ich bin faktisch auf den Carré gelaufen, um den anbetungswürdigen Cramignon zu sehen. Denken Sie, ich habe ihn als Kind auch mitgemacht. Ah, wir Lütticher! Ich hoffe, M'sieur, es geht Ihnen gut? Ja? Aber bedecken Sie sich doch, bitte. Und wieder eine neue Krawatte? Sehr schick, sehr nett. Also, es geht Ihnen gut?" Und so fort im hellfeinen Geplauder der dünnen klingenden Hofstimme, die wie zerfließende Leckerbissen das schöne Lütticher Französisch auf die Wallonenzunge nimmt.

Beau Urville hat zuvorkommend gewartet, bis die Lücke in ihr Geplauder fiel, er will nie sprechen, er spricht nur, wenn die Lücke es erfordert, aus Gewohnheit und Erziehung, er kann dann dabei hundert Dinge beobachten, wie auch Madame hundert Dinge beobachtet, wenn sie spricht. Nun sagt der Beau: „Ob es mir gut geht, weiß ich nicht. Ich habe augenblicklich sehr schöne Empfindungen. Ich werde also mit Madame etwas spazieren, solange ich der einzige bin."

„O, ich werde auch nur mit Ihnen spazieren, solange ich die einzige bin," klingt schlagfertig ihre gelächelte kleine Bosheit, „Sie können sich nicht verteilen, armer Kleiner, sonst bekommt jede zu wenig."

„O, Madame hat ganz recht. So gewiß die Venus von Milo trotz ihrer fehlenden Arme noch schön ist, so gewiß ist Madame, so viele Teile sie auch von sich abschüttelt, eine vollendete Plastik."

„Wollen Sie bedankt sein?"

„Nein, denn ich gebe ja nichts, ich nehme aber augenblicklich von Madame ihre berauschende Liebenswürdigkeit. So lange besitzen Sie meine Gegenwart. Sie wissen aber auch, daß, sobald meine Gedanken einem andern Menschen nachgehen, ich mich verabschiede. Ich verehre Sie zu hoch, um noch bei Ihnen zu bleiben, wenn meine Gedanken schon von Ihnen fortgehen."

„Soll heißen: Sie deuten mir an, daß Sie jemand

erwarten, derentwegen Sie sich bald von mir verabschieden müssen."

„Warum derentwegen, warum nicht etwa dessentwegen?"

Sie lacht leise auf: „Weil Beau Urville hauptsächlich mit ‚Derentwegen' verkehrt."

„Madaaaaaaam ..." hallt's da wieder aus den Winkelgäßchen an der Maas, und dann der wildjauchzende Massenruf von Frauen- und Kinderstimmen:

> Ju n'vous nein voss fi,
> C'est lu qui court après mi.
> (Euer Sohn ist nicht mein Begehr,
> Er läuft hinter mir her.)

Noch hört man nichts weiter als eine Melodie in Fetzen, sirrende Geigentöne, erstickte Jauchzer, untertauchend im Lärm des Verkehrs. Aber der sonnsatte Abend, der aus dem gedunkelten Grün der Anlagen kriecht, ist erfüllt davon. In dem blassen Straßenlicht hängt noch der sinkende Tag fest. In dem Zwielicht ragen die Prunkfassaden wie schimmernde Schlösser in einer schattenlosen Ebene.

Da hört man schrill herauf die steile Straße Guerissons Geige singen. Zu Gruppen schieben sich die Menschen den „Quai" entlang, und in dem Trupp neben Madame und ihrem Begleiter erzählen sie einen Witz von Guerisson. Man kann in Lüttich populär werden durch einen Witz. Also, Guerisson hatte gesprochen: „Das ist sehr drollig hierorts: im Winter heiraten mehr Männer, im Sommer mehr Frauen." — Aber dann springen aller Blicke nach einer Richtung: „Voilà, voilà ..." Aus der Straße herauf schlängelt der Reigen. Guerissons Wergbart flattert, ganz merkwürdig klingt seine Geige, in zerrissenem wirr-irrem Musikgelächter, man kann sich vorstellen, wie seine Seele dazu grinst.

„Ah ça," macht Madame, denn das Gedränge wird wüst, „ah ça, wir müssen zurück." Ein Bergmann aus den Winkelgäßchen an der Maas, der ihr mit seinen breiten Latschen auf das Brüsseler Schuhzeug Louis XV. getreten hat, verbeugt sich artig, läßt sich die Gelegen-

heit nicht entgehen, einen Witz zu drehen: „Pardon, Madame, können Sie Ihre Füße nicht hochnehmen?“ — „Er ist wohl ein Sozi,“ flüstert Madame.

Hei — und nun wirbelt die endlose Kette des Cramignon um die St.-Paulus-Kathedrale in den Carré ein. Hand in Hand Männer, Frauen, alte und junge Kinder — sie schlängeln in die Häuser ein, trepp-auf, treppab, ziehen, zerren die lange Kette durch Tür und Tor und Fenster, in tollen Windungen um den Carré, in wirbelnden Runden um die kreischende Menge. Guerisson in wahnsinnigen Sprüngen voran; sein Bratenrock fliegt, seine magern Gebeine schlenkern abenteuerlich wie ein flügelschlagender Nachtvogel; es schrillt der Sang zur Geige:

C'est dri St. Denihe, à mon Forir,
Belle Marion, voulez-vous rire?
Il gn'y a-t ine choembreie di costir
Et boumboumboum et lonlonla . . .
(Hinter St. Denihe in Forir,
Schön Marion, wollen Sie lachen?
Es ist dort ein Zimmer zum Nähen
Und bumbumbum . . .)

Da dröhnt der Chorus hinein: „Schön Marion, wollen Sie lachen? Et hia, hia, hia, hia . . .“ Gesungenes wildes Gelächter. Arme schlenkern und zerren, die Kette zerbricht, hilflos, kreischend zerflattern die Enden — „et hia, hia, hia . . .“ — Dünn fleht die Geige. Guerisson brüllt:

Es ist dort ein Zimmer zum Nähen,
Schön Marion, wollen Sie lachen?
Eine Bucklige ist dort Meisterin,
Und bumbumbum . . .

Und so greift Strophe in Strophe ununterbrochen, endlos wie die wirbelnde Kette, eine lange eindeutige Geschichte aus der Nähkammer.

Polizei fegt den Carré frei. Der liegt jetzt wie ein leergeräumter Tanzsaal. Der Cramignon flutet in den Boulevard ein, springt hier im feierlichen Licht seine traditionellen Tänze um die Bronzetiergruppe, schwirrt

in kunterbunter Wirrnis, löst sich auf in strategisch gezogenen Linien, kringelt zu Schneckenwindungen, wächst wieder an, bläht auf — wilde Arabesken und heiße Gesichter und flatternde Röcke und brennende Blicke und in prickelnder Melodie geschrieene Lüsternheit, immer voran der Alte mit dem beinfarbenen Gesicht, mit dem flatternden Wergbart, todernst ... hiahiahiahiahia ...

„Sehen Sie, sehen Sie!" tippt Madame ihren Beau an, „die kleinen Entchen der Hippipp. O, sind schon sehr engagiert. Und die kleine wilde Schwarze — sehen Sie, wie furchtbar ernst sie das macht, als wär's ein Barrikadenkampf?"

„Es ist die aus der Hesbaye."

„Was wissen Sie sonst noch?"

„Roßfarm."

„Die Roßfarm, genannt ‚Kindlein Jesu'. Fällt Ihnen nichts dabei ein?"

„Vorsicht, der Wagen der Baronin St. Jules. — Nein, es fällt mir nichts dabei ein."

„Aber Sie sind doch intim mit dem Prinzen Baudouin. Er nahm Sie mit nach Schottland zur Fuchsjagd, he? Er hat jedenfalls von der Roßfarm ‚Kindlein Jesu' gesprochen."

„Erinnere mich nicht. War viel betrunken. — Sie hätten auch Ihren Wagen nehmen sollen, es ist mir sehr schwer, Sie zu beschützen."

„Mein Gott, mein Gott," klingt peinvoll Madames Stimme, „daß die Kleine hier wie ein Mädchen herumspringt!"

Guerisson formt nun eine Schleife, läßt vom Denkmal aus eine Petarde aufgehen.

„Sehr, sehr nett," lobt Madame, „Prinz Baudouin kennt die Kleine jedenfalls, Baudouin hat mit der Königin die Farm besucht. Die Königin hat ihre prächtigen Isabellen aus diesem Gestüt. Man liefert der Königin — und dann springt man hier herum im Cramignon. Entsetzlich! Aber die Frau soll sehr, sehr demokratisch sein. Denken Sie — marschiert mit seidenen Kleidern durch die Pferdeställe."

„Hat aber auch die Pferde Ihrer Majestät im Stall, wird wahrscheinlich die Rösser nicht duzen."

„Und gibt die einzige Tochter der guten Hippipp ins Paradies. Die gute Hippipp aber läßt sie laufen."

„Das Beste, was sie tun kann."

„Kleiner Schurke!"

„Alle Königskinder lernen ein Handwerk. Das denkt wahrscheinlich die Frau aus der Königsfarm."

„Und wenn nun der Cramignon in die Spelunken der Maas einbiegt?"

„Peter der Große trieb sich in den Hafenkneipen herum. Das denkt wahrscheinlich die Frau aus der Königsfarm."

„Eine schreckliche Frau. Ich möchte ihr schreiben. — Aber was machen Sie denn?"

„Ich sehe mich nach Mademoiselle um."

„Hier, Monsieur," taucht das Fräulein allgegenwärtig auf. Der Beau verneigt sich tief vor Madame, nickt dem Fräulein zu.

„Pardon — aber meine Gedanken sind nun die Maas hinunter. Sie wissen, wenn ich nicht mehr bei Ihnen bin —"

„— will i ch Sie nicht mehr haben. Ich entlasse Sie. Auf Wiedersehen!"

Madame sieht ihm nach, bis sein grauer Hut in dem Gewühl untertaucht. Dann wendet sie sich zu ihrem Fräulein: „Halten Sie diesen Mann für hübsch?"

Fräulein antwortet mit niedergeschlagenen Augen: „Ja — wenn er in einem Schaufenster für Herrengarderobe stände."

„Sie würden ihn wohl nicht heiraten?"

„Nein, denn er wär' ja doch nicht mein."

Madame lacht hellheimlich: „O, Sie haben eine entzückende Zunge." Sie strafft dann plötzlich ihr Gesicht: „Sie dürfen mir nicht heiraten, Sie wissen, daß wir ein halbes Jahr Kündigungsfrist vereinbart haben."

„Aber gewiß, Madame."

Sie gehen. Der Wirbel ist gelöst. Quer über den Boulevard schwirrt das letzte Endchen des närrischen

Cramignon. Ein Nachhall des trunkenen Gelächters hiahiahia ... Derb wie ein Landsknechtschwank. Im vornehmen Licht der Boulevards ordnet sich wieder der Verkehr.

Und nun kriecht der ungeheure, zerrende, lustzuckende Cramignon in die Höhlen der Maas, in Finsternis und sumpfige Freude. Und noch jauchzen die Entchen.

Da springt ein Mensch herzu, will die Kette durchreißen dort, wo Isidore ihre Hand um diejenige Memeïs krampft. Sie will nicht loslassen, nein, sie will nicht.

„Ich bitte. Ja?“ In dem Tumult ist sein Flüstern eindringlich an ihrem Ohr.

„Reißen Sie doch,“ lacht Memeï.

„Das werde ich nicht tun,“ sagt er, beugt sich schnell nieder — der graue Seidenhut, das braunkräuselnde Haar im Nacken — küßt die verschlungenen Hände, küßt inbrünstig. Da fliegen sie voneinander. Er tritt in die zerbrochene Kette ein. Da sagt er zu Isidore: „So sprengt man Ketten, die Frauen uns schmieden. Sie sehen, daß ich nicht bösartig bin.“

Er sieht in ihr zu ihm emporgerichtetes Gesicht, es ist heiß und atemlos. Die dunkeln Haarsträhnen flattern darüber hin, ihre Augen irren feucht und groß. Der stürmische Herzschlag stößt ihr in den halbgeöffneten Mund, ihre Hand schließt sich mit angstvoll krampfhaftem Druck um seine. Wie fürchtende Kinder sich in blindem Vertrauen anklammern: „Ich muß zurück — o, bitte, ich muß.“

Da nimmt ein erneut andrängender Stoß sie mit, zwängt sie ein. Er drückt leicht ihre Hand, ganz kurz, ganz sanft zur Beruhigung, aber er muß schreien, um sich verständlich zu machen: „Wir sind nun in der Brandung und müssen uns treiben lassen.“ Er nickt ihr lachend zu: „Auch das ist schön — —“ puff! mit einem Ruck fortgezerrt ist die Kette, fliegt, sirrt in die dämonische Finsternis dahin, wie Raubtierschreie in der Nacht hiahiahiahia ...

Nachgeschlenkert stolpern die beiden noch etwas dem Trubel nach in enge glitschige Gäßchen zwischen

mittelalterlichen Lauben, Torwegen — dann klammert sich Isidore an das Gitter eines ausgerenkten Tores, hängt sich wie eine Schiffbrüchige an, sagt: „Eher sterben, als noch einen Schritt weiter." Er tastet, ruft nach ihr, zündet ein Streichholz an, will leuchten. Da schlägt ihm einer auf den Arm. Eh, ob er Brand machen will? Eine springt an ihn, will ihn mit sich fort nehmen: „Komm mit, süßer kleiner Mann!" Da stößt ein verzweifelter Schrei Isidorens auf, sie wirft ihre Arme um den Beau, hält ihn, ringt ihn los, stürzt mit ihm in den Torweg hinein — o, mit Riesenkraft holt sie sich ihn her; wenn sie allein hier bleibt, stirbt sie.

„Parbleu!" denkt er, „die hat Arme!" Sie ist noch im Taumel; er merkt, wie sie fehltritt und rutscht — sie schleift eine Steintreppe hinunter, umfaßt noch seine Kniee. Er packt sie um die Schultern, hebt sie in seine Arme. Sie atmet stoßweise in leisem Ächzen.

Die heißlauernde Nacht fällt um beide in einem ausgestorbenen alten, uralten Hause, dessen Keller die Arbeitsstätten des Armenviertels sind. Als Isidore die Luft kühl und muffig übers Gesicht streicht, fährt sie erschrocken aus Beau Urvilles Armen auf und hat die ungewisse Empfindung, er habe ihr Haar geküßt. Aber so etwas wird er doch nicht tun. Das tun die Männer der Königsfarm nicht, es wäre zu schrecklich, wenn er's getan hätte.

Er hat wieder ein Streichholz angeritzt und leuchtet die Treppe hinauf, die sie hinuntergeglitten sind. Ein großer vergoldeter Schlüssel hängt am Tore. Da nickt ihr lachend der Beau zu: „Wahrhaftig an der Himmelstür, Sankt Peter hat den Schlüssel an den Nagel gehängt, um ein bißchen im Cramignon zu bummeln." Er springt die Treppe hinunter an eine Tür und öffnet sie: „Treten Sie ein, kleines Entchen; augenblicklich ist man im Himmel nicht zu Hause."

Der Flackerschein eines zweiten Zündhölzchens streift über eine Schlosserwerkbank. „O, eine Schlosserei," sagt aufatmend Isidore; sie hatte viel, viel Schlimmeres erwartet.

„Ganz recht, wir sind in der paradiesischen Abteilung

für Schlüsselgewalt. Zünden wir also zunächst mal die Sterne an."

Eine Wandlampe flitzt auf und wirft ein Strählchen armseligen Lichts an die niedere Decke, über das Gerümpel der Werkbank und den kleinen Blasebalg in der verrußten Ecke.

Und nun stehen sie in der verwunschenen Stille einander gegenüber und Beau schwenkt feierlichst den Hut: „Guten Abend, ma belle, Sie kennen mich ja noch. Ich durfte Ihnen vor einiger Zeit am Guillemins behilflich sein. Sie hatten einen alten Mann und vier Koffer, zwei Pakete in Wachstuch, eine Schachtel und zwei Regenschirme, und ihr Schuhband löste sich. Wenn ich nicht Ihr Schuhband geknüpft hätte — mitten auf dem Guillemins, mein Fräulein ..."

„Aber das weiß ich doch," sagt sie hastig.

„Man kann gespendete Wohltaten nie genug betonen. Bitte, nehmen Sie Platz." Er zieht mit den Fingerspitzen sein Batisttüchlein aus der Brusttasche und wischt den Stuhl ab. Doch steht sie noch an der Tür, hält die Klinke fest wie ein Rettungsseil. Und zögernd sagt sie: „Wir können doch nicht hier bleiben."

„So lange nicht einer kommt und uns hinauswirft, können wir ruhig hier bleiben."

„Aber," sagt sie und stockt „aber —," und stockt wieder.

„Sprechen Sie ruhig weiter, wenn es eine Liebenswürdigkeit für mich ist."

„Wir können trotzdem nicht hier bleiben," ringt es sich schwer von ihren Lippen.

Da kommt er zu ihr, aus halbgeschlossenen Augen fallen seine Blicke auf sie: „Wir sind ja doch im Himmelreich." Er nimmt ihre Hände von der Klinke weg. Sie hält den Atem zurück, sie könnte jetzt umfallen. Seine Blicke umschmeicheln sie. Sie ist süß in ihrem einfältigen Erschrockensein, sie ringt wie unter einer Katastrophe, ach, wie süß das ist ... „Kleines Entchen," flüstert er.

„Hören Sie doch auf, ich bin kein Entchen!" Sie dreht sich nach der Wand und weint ganz fassungslos. „Ich bin wahrhaftig kein Entchen."

Er tupft sich mit dem Taschentuch das Gesicht, das Bärtchen und sagt: „Nein, Sie sind kein Entchen, Sie sind meinetwegen, was Sie wollen, nur hören Sie auf zu weinen, ich bin doch kein Mädchenhändler oder sonst was von Profession.“

Da weint sie noch heftiger, als handle es sich um einen noch viel schlimmeren Fall.

Nun steckt er sein Taschentuch in den Rockärmel und sagt energisch: „Mein Fräulein, wenn Sie noch so weiter Tränenmusik machen, dann stehen wir morgen in der Zeitung.“

Ihre Hände fallen vom Gesicht, sie wendet sich zu ihm und fragt gefaßt: „Was geschieht denn nun?“

Er nimmt wieder sein Taschentuch, tupft ihre Tränen auf und spricht dazu: „Aber gar nichts geschieht, wenn Sie nur ein bißchen vernünftig sein wollen. Wir plaudern ein wenig hier und tun, als wenn wir zu Hause wären, — denken Sie in einem fremden Keller, vielleicht ein mittelalterlicher Verbrecherkeller. Und dann gehen wir und haben unser heimliches Erlebnis und lachen, und droben in Lüttich — wir sind jetzt drunten — würden sie sagen: ‚Ich hab' gut wie tschatsch‘*). Sehen Sie, wir wollen so gut wie tschatsch zusammen haben. Bitte, halten Sie still, ich binde Ihnen noch Ihre Schleife, sie ist sehr in Unordnung.“

Seine weißen Aristokratenhände nesteln unter ihrem Kinn, und sie hält still wie ein eingeschüchtertes Kind. Sie hat die Empfindung, daß er ein Mensch ist mit andern Worten, andrer Haut, anderm Benehmen als alle übrigen Menschen, zum Beispiel die aus der Hesbaye. Und daß sie zu ihm flüchten könne, nur um sich streicheln zu lassen. Und daß sie von nun an in ihr Abendgebet einschalten müsse: Herr, führe ihn in meine Wege, Herr, laß ihn lächeln, wenn ich ihn sehe, Herr, laß kein Haar seines schönen und gewiß edeln und gewiß heldenhaften Hauptes gekrümmt werden, sonst bin ich verloren.

Dann hat er seine Zofenarbeit beendet; er sagt:

---

*) Redensart für ungeheuere Behaglichkeit.



„Sie müssen keine roten Schleifen tragen, das vergröbert Ihr Gesicht. Keine schreienden Farben auf Ihren schwarzen Typ. Man muß Farben kombinieren lernen, das ist wichtig wie Politik, Politik der Garderobe. Nicht wahr, es ist doch scheußlich wichtig, ob wir von uns ein falsches oder richtiges Bild geben?"

Sie denkt: Er könnte im Kartoffelsack einhergehen und es würde mir gefallen.

Er wirft dann noch nebensächlich hin: „Mehr als die Außenfront wollen wir ja von den meisten Menschen nicht."

Sie möchte die Augen schließen, um zu horchen. Diese letzten Worte haben andern Klang, nicht tändelnd. O, er müßte nicht tändelnde Gedanken sagen. Oder s a g t er sie bloß? Hängt er sich bloß den Flitter eines Charakters um? ... Ach Gott, nein, er ist zu schön, um tief zu sein.

Sein wandernder Blick fällt auf die Holzklappen des Kellerfensters, die nachts hochgezogen werden. „Wie in einer Mausefalle," sagt er, „wir beide." Er stößt mit dem Fuß eine niedere Tür auf. Luftzug, Finsternis und die Umrisse einer steilaufsteigenden Treppe. „Ah, parbleu, ein altes Haus, vielleicht ein historisches." Und zu ihr zurück: „Wollen wir entdecken?"

Ihre weiten Augen halten seine lächelnden Blicke fest: „Bitte, ich muß jetzt zurück. Madame Hippipp wird schließen."

„Madame Hippipp läßt ihre Entchen flattern."

„Ich bin kein Entchen," leuchten in stolzem Trotz ihre Augen.

„O, o, Sie müssen lernen, wie man in Lüttich lebt, sehr aristokratisch, aber ein bißchen leicht. Sie leben zu schwer." Er läßt seine weiche Hand flüchtig an ihrer Wange herabgleiten. „Aber kommen Sie."

Da bleibt sie hilflos stehen: „Ich kann nicht leicht leben, ich muß nachdenken."

„Ja, bitte, ein andermal. Fassen Sie jetzt fest meine Hand, es wird steil."

Sie packt fest. Ihre wühlenden Finger sind wie Schlangenköpfe, die sich um ihn kringeln, er fühlt

ihre klopfenden Pulse darin. Da lächelt er noch seltsam.

Von droben her, wo die alteichene Treppe sich mit plumpem Schnitzwerk zum Podest weitet, fließt fahles Licht herab. Sie klimmen auf den Podest hinauf und sehen hinab in eine weit offene Diele, geräumig und kahl wie eine Scheune. Die Wände fast nur mehr Gebälk. Der Boden aus teilweise ausgebrochenen holländischen Fliesen; wie eine kleine Burgruine in die Brandmauer eingebaut ein ungeheuer ausladender Brunnen. Tonnen und Körbe sind um ihn aufgespeichert, es riecht nach gesalzenen Fischen, Zwiebeln, Petroleum.

Einige Stufen steigt Beau Urville hinab, denn er möchte lesen, was in dem alten Ornament über dem Eingang steht. Ein lateinischer Spruch in einem runden Kranz, sogenannte Kartusche: „Dominus providebit 1690."

„Ein verwunschenes Märchenschloß," flüstert er, „schließen Sie die Augen — so," er legt ihr die Hand darauf. „Und nun sehen Sie die alten Patrizier heraufkommen, gravitätische Herren im Silberbrokat. Sehen Sie einen dicht neben Ihnen, er riecht nach Jahrhunderten."

Da flüstert sie, den Kopf zurückgebogen und die Augen geschlossen: „Ich sehe einen, aber er riecht nach Heliotrop. Er hat Barett und Degen und wird alle Menschen niederstechen, die rote Schleifen auf einem schwarzen Typ tragen. Aber, bitte, wollen auch Sie jetzt die Augen schließen, vielleicht wissen Sie, auf wen er wartet."

Er nimmt schnell ihre Hand, legt sie auf seine Augen: „Ich höre mehr, als ich sehen kann, ich höre ein rauschendes Kleid. Bitte, näher zu mir — das Patriziertöchterchen möchte vorüber, es möchte zu ihm hinauf."

„Warum kommt er nicht zu ihr herunter?"

„Sie stehen ihm im Wege, ach, bitte, rücken Sie noch etwas näher."

„Darf ich jetzt die Augen öffnen?"

„Noch nicht. Ich sehe den Ritter kommen, vielleicht möchte er sie Ihnen öffnen."

„Ist er schon da?“

„Ja.“ Und seine Lippen streifen ihre Augen. Da fallen sie weit und staunend auf. Ihre Lippen zucken. Da küßt er ihre Lippen. Ihr Gesicht liegt erbleicht in seinem Arm. Seine Lippen kommen nicht von ihr los. In tiefer inbrünstiger Innigkeit hängt sie in seinem Kusse fest, ihre fiebernde, junge, liebende Seele fließt hinein. Ihre Finger umkrampfen seinen Arm, daß es schmerzt, ihr Atem wogt schnell und heftig. Aber seine Blicke gehen unruhig — wie furchtbar ernst sie das nimmt! Ein Kuß — was weiter? Zwei Küsse, auch dreie, man nimmt's nicht tragisch. Der Gedanke peinigt ihn, daß er hier eine Verantwortung trage. Da beengt's ihn. Konsequenzen zieht er nicht, will er nicht. Jetzt noch nicht. Vielleicht, wenn er einmal Katzenfelle gegen Gicht anwendet ... Herrgott, wie sie küßt. Eine seelische Anstrengung. Ihm wird warm und aufregend. — Bah, sie ist süß, sie ist ungemein süß. Ihr Haar duftet. Ihre Haut duftet. Man möchte in ihr ertrinken. — Nun, so ertrinke man ... Da sieht er, wie große Tränentropfen über ihr Gesicht rollen.

„Ah — du weinst wieder?“

„Weil ich dich so liebe.“

Er hebt ihr feuchtschimmerndes Gesicht: „In Lüttich lacht man, wenn man liebt.“

„Wir müssen weinen, wir aus der Königsfarm.“

Da ist's wieder, was sein Gesicht überschattet. Die Last ihrer Liebe liegt auf ihm. Er wehrt sich. Da fühlt er, daß ihre schwere Innigkeit ihn umstrickt. Er geißelt sich mit Spott: Beau, lieber Beau, willst du ein Minnesänger werden, der verliebt das Waschwasser der Geliebten trinkt? Beau, lieber Beau, du repräsentierst nicht nur dich, sondern eine ganze Gattung historischer Dandis, über die mehr Bücher geschrieben werden als über die Könige ihrer Zeit. Und mag sie auch Roßkönigs Tochter sein, dein Geschäft ist's nicht, sie zu heiraten.

Da schleichen des Mädchens Hände auf seinen Arm, ringen sich fest an ihn. „Gehen wir,“ sagt er hart und hält doch ihre Hand, als müsse er die Wunde, die er

schlägt, wieder heilen. Ihr ist's gleich, sie ist jetzt in seiner Hand, mag er tun, was er will.

Sie steigen die Treppe hinunter. Es klatschen schiebende Schritte vor dem Eingang, eine Hand tastet draußen nach der Klinke. Beau Urville springt die Stufen zurück, zieht Isidore mit sich in den Schatten des Treppenpodestes. Drunten fährt die Tür auf und herein schlorrt der alte Guerisson. Er grüßt und spricht nach der Ecke hin, unter der Treppe. Da wissen die droben auf dem Podest, daß jemand in der Diele war, den sie nicht sahen.

Die Haustür klappt ins Schloß. Die Balken knacken, der Mörtel rieselt. Der Nachhall zittert bis ins undurchdringliche Dunkel des Hauses hinauf. Nun scheint mit einem Male die Stille im verwunschenen Hause gesprengt, und das Knacken und Knistern springt aus allen Sparren, aus den Speichen der Treppe, aus der zerfallenen Barockdecke bis hinauf ins Turmdach. Dumpfe Stimmen werden hinter den alten Türen laut. Verlorene Geräusche wie das Erwachen der Ewigkeit.

Die unsichtbare Person unter der Treppe spricht: „Sieh mal nach, Guerisson, droben steckt ein Paar." Der Beau drängt Isidore höher hinauf die dunkle Treppe. Eine Katze springt herunter und an ihnen vorbei. Dann tritt er vor: „Guten Abend, Guerisson."

Lang und schwarz steht drunten der Alte, wendet sein Gesicht hinauf. Sein Gesicht ist nicht überrascht, fahl wie die Büschel Wergbart seine Haut, die Augen, die Lippen — eine verblichene Physiognomie und hundert unsagbar geheimnisvolle Linien darin. „Salut!" und nichts weiter, aber er wartet und steht.

„Guerisson, Sie werden sich jetzt umdrehen und mich an Ihrer abgewandten Seite vorübergehen lassen."

„Sehr gern, Herr, ich werde aber nicht so unhöflich sein, Ihnen den Rücken zu drehen, wenn Sie passieren."

„Guerisson, Sie sind sehr höflich, aber da es Ihnen unmöglich ist, mir den Rücken zu kehren, so nötigen Sie mich, die Lampe tiefzudrehen."

„Monsieur meint doch wohl — hochdrehen." Er

reckt mit den langen Armen zurück und hellauf blitzt das Licht an der Treppe empor. Man hört leise Schritte die Treppe hinaufhuschen.

Beau Urville greift in die Brusttasche, raucht eine Zigarette an, sehr lässig, pah, das alte Biest wird ihn nicht aufbringen. „Guerisson, wenn ich Ihnen an Ihrem verruchten Gesichte jetzt etwas vorbeiführe, so bitte ich mir aus — keine Bemerkungen."

Der Alte knöpft den Schoßrock bis zu den Hüften hinunter zu, steht hager und dünn wie eine lang aufgeschossene knorpelige Weidenrute. „Je nachdem, Monsieur, je nachdem. Ist sie schön wie eine Récamier, so werde ich morgen am Carré zwei Strophen auf sie singen, ist sie häßlich wie die Katze des Bischofs, so werde ich sagen: Madame, Louis XIV. hätte Ihren G e i st zu würdigen gewußt."

Der Beau tritt die Treppe vollends hinunter auf ihn zu, legt ihm die Hand auf die Schulter. „Guerisson, alter Halunke, Sie sind ein liebenswürdiger Mensch. Höflichkeit kostet nichts und macht stets guten Eindruck. Bravo! Ich sehe, Sie haben Artischocken, verkaufen Sie mir Artischocken."

„Viktoire!" ruft Guerisson, bleibt aber steil an der Treppe, „verkaufe dem Herrn Artischocken."

Hinter dem Eichenpodest der Treppe heraus rollt ein Kärrchen, ein lahmes armseliges Geschöpf darin stößt in den verknöcherten Händen die Pedalspeichen der Räder, und hurtig rollt mit ihr das Kärrchen über die Diele mitten zwischen die Körbe und Tonnen, zurück zur Wage, hurtig, hurtig wie eine geschäftig zappelnde Einheit, Kärrchen und Krüppel.

Der Alte sagt: „Inzwischen werde ich mir die Ehre machen, die Dame hinunterzubegleiten."

Er setzt schon das magere Bein zum Aufstieg. Da macht der Beau eine nebensächliche Bemerkung: „Geld habe ich freilich nicht."

Der Krüppel kreischt: „Geld hat er freilich nicht!"

Guerisson zieht sein Bein zurück: „Geld haben Sie freilich nicht. Sie Puppensterz! Sie zusammengebügeltes Hosenphänomen! Sie ausgereckter Wind-

mühlenflügel! Sie tun mir leid. Sie machen mir den Eindruck, als liefen Ihre Hosen ohne Sie herum. Wollen Sie zehn Centimes, mein Herr? Mein Mitleid mit Ihnen ist grenzenlos. Viktorie, können wir kein Fenster öffnen? Der Mann hat eine übelriechende Vergangenheit; Monsieur, ich werde morgen am Carré Ihre Lebensgeschichte singen —"

Da stürmt's die Treppe hinab: „Mein Gott, tun Sie das nicht! Hier ist Geld, hier nehmen Sie —" Ihre Börse fliegt.

Ehe der Alte sie haschen kann, hat Beau Urville sie aufgefangen, ist beinahe aufgeregt. „Aber, was tun Sie? Nehmen Sie doch diese Leute nicht ernst."

Sie ist neben ihm, schüttelt ihm angstvoll den Arm. „Geben Sie ihm das Geld, was liegt daran! Aber, kommen Sie!"

Die dürre Länge Guerissons klappt zu tiefer Verbeugung zusammen, er greift hintenüber die Rockschöße auf, fächelt. „Mit untertänigster Schweifwedelei Ihr ergebener Diener! Sie sind schön, Sie könnten den ältesten Maasschiffer erröten machen. Mademoiselle, Sie schenken mir Ihr Geld, ich schenke es Ihnen zurück. Ich werde am Carré Ihr Lob singen, daß man in ganz Lüttich von Ihnen spricht."

„Ah, Guerisson, nicht einen Centimes wirst du haben!" ruft Beau Urville nun wirklich erzürnt, stößt die Tür auf ins Freie.

„Gott mit Ihnen, meine Herrschaften!" knickst der Alte hinter ihnen her.

Draußen stolpern sie ausgetretene Stufen hinab in das Sträßchen. Isidore entsetzt an seinem Arm. Das Zittern klappert bis in ihre Zähne hinein. „Sie hätten ihm das Geld lassen sollen."

Da steht Beau Urville still: „Ma belle, ich muß Ihnen noch eine Droschke zahlen," öffnet die Börse und leuchtet mit der Zigarette hinein.

Ihre unruhigen Blicke sind auf ihm. „Wird er uns am Carré ausrufen?"

„Ich hoffe nicht."

„Dann ist alles aus."

„Was?“

„Dann muß mich Madame Hippipp zurückschicken.“

Er klappt die Börse zu, legt sie in ihre Hand zurück: „Wir haben uns heute geliebt, es war schön, wir werden dem Kutscher ein Goldstück schenken. — Eh, cocher!“

Eine Droschke rollt heran. Zur Jubelzeit der langen Kirmes sieht man auch in den traurigen Vierteln der Bergleute die lahmen Karossen. Er hilft ihr in den Wagen, redet derweil mit dem Kutscher, nennt ihn Freund. Er kennt sie alle, er steht bei ihnen in den Nächten, wenn ihre Gäule träumend im Mondschein die Köpfe hängen lassen. „Freund, du wirst die Dame in der Passage abliefern wie ein Kavalier, verstanden?“

Das Gefährt rollt fort. Isidore drückt sich ans Wagenfenster, sieht nach ihm zurück, ob er winkt oder lächelt, oder die tiefe Sehnsucht in den Augen hat? — Dann fällt sie in die Wagenecke zurück, und in ihr brechen die Gedanken auf wie Wunden. Sie weiß nicht, ob sie sich freut, an ihn zu denken, ob sie Sehnen, Leid oder Glück fühlt. Sie weiß aber, daß sie ihm nachirrt wie einem Glanze, der immer wieder ins Dunkle sich verirrt. Sie wird nicht nachdenken, auch darüber nicht, daß er gesagt hat: Wir haben uns heute geliebt ... Sie fühlt ja seine Küsse noch. Wenn man küßt, liebt man. Sie könnte keinen Menschen küssen, den sie nicht liebt, sie müßte sich sehr ekeln. Er sagt zwar, in Lüttich lache man, wenn man liebt, aber ihr ist's schwer und feierlich, als sei eine heilige Zeremonie geschehen. Sie hat nicht das stürmische Wallonenblut, sie schlägt in die schwerblütige Art ihrer flämischen Mutter. In diesen fromm-wonnigen Schauern erster Liebe faltet sie die Hände im Schoß und denkt an ihre Mutter. Sie denkt immer an ihre Mutter, wenn ihre Gedanken in Unordnung kommen. Diese Frau macht stark, wo immer sie hinkommt. Sie hat eine Hand, die schwache Menschen sich auflegen, um stark zu werden. Doch denkt sie jetzt mit einem unsichern Gefühl an diese Frau. Ob für diese klare Kraft ihre junge Liebe nicht zu fein und gläsern ist?

Da rollt die Droschke vor die Passage. Das blasse Licht hängt darin wie in einem Sarge von Glas. Die Nacht ist still und ruht aus.

Madame Hippipp sitzt am niederen Fenster im Oberstock und wartet. Sie empfängt Isidore mit Umarmung und vielen Küssen, und auf dem Tische dampft ein Grog.

Auf den Boulevards surrt noch ein bißchen Verkehr. Winkel und Gassen liegen dicht an den Prunkstraßen ohne Übergang und Trennung. Im Mondschein sieht man aus diesem Winkelgewirr an der Maas das alte Haus Curtius ragen. Wenn Fremde nach Lüttich kommen, fragen sie nach dem alten Haus Curtius, und man wird ihnen dann erzählen, daß der wunderliche Sänger am Carré darin seine beißenden Romanzen gedichtet hat. Daß er wie eine drohende Reklamesäule am Carré stand und seine Bosheiten ausschrie. Aber Guerisson sang in Scharaden, man konnte ihn nicht zur Verantwortung ziehen. Und daß man's erraten mußte, machte die Sache köstlich, und daß eben ein Dutzend Menschen zum Gelächter werden konnte, bevor man's erraten.

Guerisson dichtet noch in der stummgewordenen Nacht. Wie der Bäcker frische Semmeln bäckt, knusperige Ware zum Frühstück. Guerissons Macht ist, daß er aktuell bleibt. Er summt und wirft hochtönende Worte. In der Diele hallt's.

„Laß die alte Gluckluck schlafen," grämelt Viktoire unter der Treppe.

„Wenn aber die Gluckluck morgen zum Carré kommt, will sie für ihre fünf Centimes den neuesten Bluff hören, also schweig, Gazelle." Er wirft die langen Beine zu großen Schritten, deklamiert, reißt den Wergbart. Plötzlich stößt er heraus: „Ich hab's! Morgen wird jeder Trotter von Lüttich meinen Refrain pfeifen." Er spitzt die Lippen, halb singt er's, halb pfeift er's: „Beau — qu'il est beau —, der Beau macht's so — und das Entchen gackelt froh ..."

Er stürzt dann in den Hintergrund nach der breiten geborstenen Glastür mit den vielen bunten Scheibchen,

wirft sie auf, lauert in die muffige Dunkelheit des ehemaligen Warenstapels: „Unser Schwälbchen noch nicht zurück?"

„Wahrscheinlich steht's jetzt draußen."

Draußen ziehen sie singend das Gäßchen herauf, Männlein und Weiblein im Arm gehenkelt. Eine tastende Hand sucht nach dem eisernen Türring, pocht. Mit Pathos ruft Guerisson: „Herein! Schwälbchen, die Tür ist offen."

Da schiebt sich eine Gestalt herein, wirft das Tuch ab — Bebelle.

„Gute Nacht, ich geh' schlafen." Sie ist schon an der Glastür.

Unter der Treppe heraus knarrt's: „Es ist etwas passiert."

„Was ist passiert?"

Mit großartiger Geste tritt Guerisson vor: „Beau — qu'il est beau —, der Beau macht's so . . ."

Sie zieht geringschätzig den Mund. „Guerisson, laß die Entchen in Ruhe. Ich möcht' nicht, daß man bei der Hippipp weiß, ich bin beim Guerisson." Sie steht schon in der Tür. „Wenn der Bänkelsänger Guerisson nicht mein Stiefvater wär', könnt' mich schon längst ein Baron geheiratet haben. Jetzt liebt mich schon der dritte vom Adel, und keiner bleibt kleben. Gute Nacht."

Mit springenden Schritten rennt ihr Guerisson nach, schwenkt die Fäuste. Sie hat seinen Ruf als Sänger vom Carré angetastet, sie muß sterben. Da klappt sie ihm die Tür zu. Er steht davor und spricht: „Ich beschränke mich darauf, dich zu verachten."

„Guerisson, geh schlafen, du störst alle Leute," nörgelt das Krüppelchen.

„Du hast recht, Gazelle," sagt Guerisson, „ich störe alle Leute, ich bin ein Rattenfänger, ein Orpheus." Er hebt sie aus dem Kärrchen und setzt das Häuflein Armseligkeit auf seinen Arm, mit der andern Hand greift er nach dem Licht.

„Gute Nacht," sagt aus dem Dunkel der Treppe her eine gedämpfte Stimme. Guerisson hebt das Licht, der fahle Schein streift zu dem zerbröckelten Stuck der

Barockdecke hinauf und erhellt die Treppe. Über das Eichenschnitzwerk beugt sich ein blasser Mensch mit dem niedrigen runden Lederhut der Bergleute.

„Ah, Jean Istot von der Nachtarbeit?“

Der neigt das schwarzberußte Gesicht herab, das Weiße dreht aus seinen Augen: „Ich dacht', Ihr wärt schlafen, darum stieg ich durch den Keller. Weiß Guerisson, daß die deutschen Sozi zu uns kommen wollen? Dann wird's besser mit uns, wir machen Revolution.“

„Geh dich waschen, Jean Istot, sonst träum' ich vom Teufel,“ greinelt die Gazelle.

Jean Istot lacht lautlos. Er kann zwar wüten wie alle Wallonen. Aber er hat bisher mehr durch seine Zunge fertiggebracht als durch sein Messer. Er hat einmal einem Aachener, der nach dem Denkmal Kaiser Karls in den Anlagen fragte, kurzerhand Bescheid gegeben: „ist tot“. Seitdem trägt er den Spitznamen Jean Istot.

Er bittet nun Guerisson, die Revolution am Carré anzudeuten, mit einem Schreckschuß nach den Reichen.

„Ich hab's,“ nickt Guerisson, „komm morgen zum Carré.“

„Pah,“ sagt Gazelle auf seinem Arm, „Beau und die Entchen.“

Guerisson reißt ein furchtbares Gesicht. „Das Erlebnis ist nichts, die Beziehungen — alles. Und die Beziehungen nach den Avenuen flechte ich stets in die letzte Strophe ein. Es gibt Leute, die erst am Carré stehen bleiben, wenn ich mit der letzten Strophe beginne.“

„Auf morgen, Guerisson.“

„Auf morgen, Jean Istot.“

„Willst du einen Gruß für die Bebelle sagen?“ fragt zögernd Jean Istot.

„Laß sie laufen,“ sagt Viktoire, „oder schlage ihr erst alle Barone tot.“

Dann verschwinden sie in dem klobig angebauten Kasten der Küche, der auch als Schlafraum dient. Dunkel liegt die Diele. In das Becken des Brunnens

klatschen die Tropfen. Zwischen Körben und Tonnen rispeln Geräusche, ein Krabbeln und Bohren. Die Nacht sitzt stumm in dem alten Haus. Und die Maas rauscht am Kai. Lüttich, die Bischofsstadt, ragt über ihre Gruben und Zechen hinaus.

Auf den Höhen der Zitadelle dämmert der Frühmorgen, als sie aus den Vororten mit den Gemüsekarren heranrollen, zweirädrig und hoch und ein Ardennengaul davor. Auch kommen aus den Waffenfabriken schon die Frauen mit dem Arm voll Gewehre. Doch ist der junge Tag noch voll Schläfrigkeit.

Im Hause Curtius erwachen sie, als die Sonne hereinsticht. Nur Guerisson und das Krüppelchen müssen frühestens zum Markte. Sie machen Einkäufe, er trägt die Körbe, hurtig neben ihm rollt das Kärrchen flink wie eine Gazelle. Bebelle gähnt noch in ihrem Verschlag, reckt die Arme und hält Monologe. Gazelle hat ihr das ausgeplaudert, das mit Beau und dem Entchen. Ob der Beau ernsthaft daran denkt, durch Roßkönigs Tochter seine Finanzen in Ordnung zu bringen? Nein. Er wird nie heiraten. Er wird vielleicht mit siebzig Jahren auch Straßensänger sein, und man wird auf ihn deuten und sagen: es hat ihm früher keine schöne Frau widerstanden. — Da lächelt Bebelle: Nur eine — und die hat er nicht gewollt.

Sie gähnt und wirft sich zur Seite. Sie wird sich nicht zu Tode grämen, aber sie möchte, daß einmal eine Stunde käme, wo Beau Urville die Hand nach ihr ausstreckte. Was sie dann tun wird, weiß sie nicht. Doch weiß sie, daß sie etwas Furchtbares tun wird. Sie kann warten. Sie kann sogar warten, bis er mit siebzig Jahren in den Straßen steht und singt. Sie hat immer ihre Rache befriedigt gesehen, indem sie zu warten verstand.

Sie springt auf. Wenn sie sich keinen Kaffee macht, kriegt sie keinen. Sie wirft einen Spitzenmorgenrock über — sie hat einmal im Spitzenhaus Louis in Brüssel den deutschen Kronprinzen bedient —, humpt auf Strümpfen aus dem Verschlag des Warenstapels in die Küche.

Wenn jemand die Treppe herunterkommt, knarrt der Podest, der gleichzeitig die Decke der Küche ist. Als nun die Decke knarrt, weiß Bebelle, daß es die massige Gluckluk ist. Das Brett biegt ein unter der Last. Da weiß sie auch, das Gluckluk durch die Ritzen herunterspäht. Und als nun Guerisson mit Krüppelchen vom Markt heimkommt, sagt die Gluckluk mit wappelndem Doppelkinn vom Podest herab: „Sie sitzt drin und ißt Fladen."

Das hört jemand droben unterm Dache und fragt: „Sitzt sie drin und ißt Fladen?" Da erzählen sie sich alle im alten Hause, daß sie drin sitzt und Fladen ißt.

„Madame," sagt Guerisson steif zur Gluckluk hinauf, „Sie wissen noch nicht, daß Guerissons immer Fladen essen." Er bückt sich, um in die Küche einzutreten. Ihm nach rattert das Kärrchen.

„Bebelle, es ist unanständig, wenn man Fladen so ißt, als müsse man ihn verschlungen haben, bevor andre hinzukommen."

„Setz dich, Guerisson, du bekommst dein Stück mit. Guerisson, weißt du, daß das Entchen eine steinreiche Mutter hat? Ich will dir die Adresse verschaffen."

Viktoire fährt schnarrend zwischen sie: „Freßt ihr das allein?"

„Es bleibt wenig, Kind," sagt Guerisson wohlwollend, „aber du bist ja klein." Er würgt schnell ein Stück hinunter.

Der Krüppel hadert: „Meint ihr, daß mein Magen eingequetscht ist wie der von Bebelle mit ihrer Corsage?"

„Ich finde auch, daß, wenn Bebelle ihre Schlankheit behalten will, sie nicht einen halben Fladen auf ihren Magen laden soll."

Da schnellt Bebelle nervös mit der Hand auf, packt den Rest des schwarzen Birnenfladens und wirft ihn Guerisson ins Gesicht, stürmt hinter die Glastür und kleidet sich an.

Guerisson reinigt bedächtig seinen Bart, schabt die Trümmer von seinen Knieen und sagt: „Es war ein Fladen von fünfzig Centimes." Dann setzt er seinen breitkrempigen Zylinder auf und ist so lang, daß

Krüppelchen kein Ende sieht. Er knöpft seinen Rock zu, eng wie einen Wurstdarm. Nun wissen sie im alten Hause, Guerisson geht zum Carré, jetzt kriegen alle ihr Teil, alle; man soll Guerisson fürchten.

Auf dem Podest knarrt die Tür. „Macht langsam mit der Romanze, Guerisson," ruft Glukluk, „ich komme schwer weiter."

„Geht er, der Guerisson?" ruft Jean Istot vom Dache herunter. „Ich werd' kommen und lachen, damit die Leute stehen bleiben."

„Geht er, der Guerisson?" schallt's noch überall im alten Hause, und sie rüsten sich alle.

Da geht er, der Guerisson.

Zweites Kapitel

Man wundert sich nicht, daß zur Bratküche in der „Passage“, wo die feinen Kostherren wohnen, Diener aus den Herrschaftshäusern der Avenuen kommen.

Am wenigsten wundert man sich, daß der Schokoladen-Jean kommt, der mit dem braunen Frack und den blanken Knöpfen, der aus dem Hause Bonivards. Man weiß ja, daß die Bonivards ein geselliges Haus haben, daß Frau Bonivard bei Hofe und beim Bischof empfangen wird, daß sie die Soldaten mit in die Predigt nimmt und ihnen Zigarren schenkt, daß sie an der Kirchtür für die Missionen bettelt und einen Kuß um dreitausend Franken für die Armen verkauft hat. Das alles weiß man von Frau Bonivard und ist sehr entzückt von Frau Bonivard.

Schokoladen-Jean übergibt Herrn Maurice Urville ein Kärtchen, verschlossen und nichtssagend, aber vielsagend.

Herr Bonivard schreibt: „Meine Frau hat Schildkrötensuppe gekocht. Kommen Sie unbedingt.“

Wenn H e r r Bonivard schreibt, dann ist es F r a u Bonivard. — Schildkrötensuppe, hm ...? Schildkrötensuppe bedeutet immer etwas. Im April waren es Kiebitzeier, das Dutzend zu fünfundzwanzig Franken. Die haben auch etwas bedeutet. Als sie zu drei Franken herabsanken, überließ man sie dem Mittelstand, und man kochte sie nicht mehr, um gewisse Menschen zu einem gewissen Anlaß herzulocken. Schildkrötensuppe aber bedeutet immer etwas.

Also kleidet sich der Beau sorgfältig an. Er fährt zunächst in das weiße Frisierjackett und stäubt sich das Haar mit Veilchenpulver, um den Fettglanz zu entfernen, bürstet es mit weicher Fransenquaste aus Ziegenhaaren, spritzt die etwa gereizte Kopfhaut mit Rosentinktur ein.

Dann geht die Tür auf. „Salut! Hast du die Nacht durchgemacht? War süß, na? Pardon, aber ich muß schlafen. Mach piano, bitte." Marcel wirft sich aufs Bett mit Gummimantel und Molièrestiefeletten. — Es stehen drei Betten im Zimmer.

Jetzt sagt Beau Urville: „Salut, Marcel, wieviel die Uhr?"

„Hab' keine."

„Bei Petite gewesen?"

„Ja, war süß. Muß sie jetzt abschütteln."

„Neuer Fischfang?"

„Pah, Gegenteil. Muß für Universitätspreis vom Unterrichtsministerium schwitzen. Petite beißt mir zu viel Zeit ab."

„Entchen sind bequemer." Und Beau parfümiert das Schnurrbärtchen.

„Zu viel Anhang. Eine da süperb, aber dumm," sagt Marcel.

„Nicht dumm, aber schwer. Gretchen im Faust."

„Uff! ‚Heinrich, wie hältst du es mit der Religion?' — Nee, merci."

„Geh schlafen, guten Morgen." Beau sucht in der Schublade nach passenden Strümpfen zu der Krawatte.

Marcel nörgelt schon im Halbschlaf: „Sapristi! Letztes Jahr sind die von Löwen mit Grand Prix abgeschwommen. Schwarze Kirchenlateiner. Nieder mit der Calotte! Hoffe, bei Extemporale mit vierzig Punkten 'rauszukommen. Gute Nacht!" Lallt schon im Schlaf: „O Petite — nieder die Calotte ..."

Der Beau wirft ihn am Bein herum: „Neues?"

„Nein. Sekt. Alles futsch. Vom Moussierenden aufwärts bis goût américain. O, lala, Petite läßt sich nicht abtrennen — will sich totschießen, Schuft ich! Gute Nacht!"

„Drohen alle, tun's nicht." Beau steht nun in Lackschuhen und umgekrempelten grauen Hosen, violetten Strümpfen und ebensolcher Krawatte, sie ist lang geknotet. Der Zipfel fällt auf die Weste herunter. Das bedeutet konventionelle Visite! In die Weste eingestopft, heißt's: Intim. Er wählt nun die Busen-

nadel, wählt sorgfältig, es sind Symbole damit verknüpft, die in der großen Welt eine Sprache reden. Entscheidet sich für den Frosch aus Onyx.

Auf dem Korridor draußen kommt einer pfeifend, er pfeift: „Beau — qu'il est beau — der Beau macht's so ...“ Nun wirft er lachend die Tür auf, der Armand de Nies mit hängenden Schultern, Kopf vornüber. Sehr saloppper Dandy, also schick.

„O ça! Momentan kein Bourgeois in Lüttich, der nicht lacht. Beau — qu'il est beau ...“

„Carré?“

„Ja dä.“

„Guerisson?“

„Ja dä.“

Marcel erwacht: „Sapristi! Wüst unanständig. Beau — qu'il est beau ...“

„Das geht auf mich,“ sagt der Beau, stellt sich ans Hoffenster, poliert seine Nägel.

„— und das Entchen gackelt froh.“

„Das geht auf s i e,“ sagt Beau Urville, steht und stiert hinab.

Armand de Nies tritt hinter ihn. Er sieht kein Entchen an Theodore Hippipps Fenster. „Ist sie ein Entchen?“ sagt er.

„Nein,“ sagt Beau Urville, und sein Bärtchen zuckt; als er's merkt, zischt er einen Fluch.

Hinter ihm spricht Armand de Nies: „Hat 'ne Landschaft wie eine Provinz, he dä? Grandioser Besitz, aber Stallparfüm, he dä? Spekuliert der Beau?“

„Nein!“ schreit ihn da Urville an und stülpt seinen Hut auf.

Armand setzt sich aufs Bett: „Eh, zu Bonivard?“

„Ja. Wiedersehen.“

„Gesellschaft?“

„Nein, solo.“

„Madame wird singen?“

„Wie eine Truthahnpute. — Wiedersehen.“

Als der Beau aus der Tür tritt, fährt an der Passage ein Wägelchen mit einem schönen irländischen Cob bespannt vor. Schokoladen-Jean springt vom Kutschbock

ab und auf Urville zu. Herr Bonivard lasse sehr bitten, man warte mit Ungeduld, man schicke den Wagen zur Beschleunigung. Da sitzt Urville mit einem Sprung auf dem Kutschbock, nimmt die weiße Lenkleine dem steif und mürrisch sitzenden Kutscher aus der Hand, ruft Jean zu, er soll zurückgehen; g e h e n, sagt er, er brauche keine Eile zu haben, und möge schon bei Bonivard die Einfahrt öffnen. Fort saust das Gefährt, nimmt die Wendung zum Carré.

Der Kutscher, der mürrisch die Zügel aus der Hand ließ, glaubt eine Warnung signalisieren zu müssen. Er sagt in schwerfälliger Bedeutsamkeit, daß Guerisson am Carré singe. „Bien, und wir wollen ihn hören, he?“ nickt Beau Urville.

Da fliegt der Dogcart schon in eine Seitenstraße. Weit öffnet sich die Sicht auf den Carré. Im Mittelpunkt ein Menschenknäuel, ein Mensch, aufragend mit schwankender Angströhre. Im Lärm des Verkehrs hört man nichts, man sieht nur die gebannten, heimlich lächelnden Menschen, Plebs und Bürger, doch bemühen letztere sich, nicht den Anschein zu erwecken, daß sie lachen möchten.

Aber nun drehen sich die Gesichter vom Sänger weg nach dem anrollenden Dogcart. Ein Pfiff gellt. Der Beau! Welcher Beau? Der Beau im Pasquill. Ah, auf dem Wagenschlag das Wappen der Bonivards: eine silberne Taube mit einer Kugel im Schnabel. Ah, die Beziehung ... Lösung der Scharade ... ah, was wird man jetzt erleben? In schlankem Bogen umkreist das Wägelchen die Gruppe — ah, sapristi, zieht immer engere Kreise ... Wie ihm der Gaul pariert! einfach prachtvoll! — Na, will er die Leute eintreiben wie eine Herde Schafe? — Man flüchtet. Immer enger die Kreise, fast stülpt der Wagen — da flüchten alle, und nur noch der Volkssänger steht lang und drohend.

„Bravo!“ ruft Beau Urville, macht eine einladende Handbewegung in das Wägelchen: „Steig ein, Guerisson, du bist müde und willst nach Hause.“

Der Alte steht im ersten Augenblick verblüfft. Die ruhige Gleichgültigkeit und vornehm lässige Art, sich über

eine öffentliche Schlappe hinwegzusetzen, triumphiert augenblicks über seine gottlose Frechheit. Dann aber brüllt er geradezu die letzte und pikanteste Strophe los, muß indes beiseite springen, ganz geschickt muß er das, denn das Pferd, im Zügel emporgerissen, stellt sich plötzlich auf die Hinterhand, zappelt mit den Hufen auf Guerisson zu. Es wird ein ergötzliches Spiel, der lange, abenteuerliche Mann hüpft in wunderlichen Sprüngen um den Carré, gefolgt von einem Meisterfahrer und den hohnvollen Zurufen halbwüchsiger Burschen. „Steig ein, Guerisson, Feigling, steig ein," stacheln sie ihn. Ein Polizeisergeant schlendert heran. Er schnarrt nicht, notiert nicht, belgisches Volk reagiert nicht auf Säbel.

„Einen Augenblick, Sergeant," sagt der Beau, „Guerisson möchte bei mir einsteigen, er fürchtet bloß, in meinem Wagen eine lächerliche Figur zu machen."

Da steigt Guerisson mit langem Schritt ein, steht aufrecht, spindeldürr im Wagen, spricht wie ein französischer Revolutionär über den Carré hin: „Mindestens muß die Geste großartig sein," läßt sich auf den Sitz niederfallen, entnimmt der Rocktasche eine Zeitung, schlägt die langen Beine übereinander, liest, rekelt sich in unglaublicher Vornehmheit. In feierlichem Trab setzt das Gefährt sich in Bewegung nach dem Arbeiterviertel der Maas zu.

Der Kutscher sitzt erstarrt. Seine Empfindungen sind diesem Sakrileg auf einen Herrschaftswagen gegenüber tot.

Als sie dann wieder in den Boulevard einrollen und die Fassade mit dem Landsknecht unter dem Erker in Sicht kommt, bringt er mechanisch das Signalpfeifchen an den Mund, doch steht Jean schon im weit offenen Tor. Beau Urville springt ab, reicht dem Kutscher sein Etui mit der Meerschaumspitze. Mag er sich daran trösten.

Links in der Einfahrt führt die breite Glastür ins Herrschaftshaus. Im weißen Vestibül ragen die Palmen. Jean nimmt ihm Hut und Stock ab und will voran durch den Korridor.

Da fliegt etwas aus dem Halbdunkel, etwas Weißes und Zierliches. Fünf Jahre ist's alt, hat nackte Beinchen und Ballettröckchen und modisch tupiertes Haar. Klopft dem Beau auf die Hände, graziös und gönnerhaft wie Madame. „Mais, mais, mais, kleiner Mann, Sie lassen Maman warten, Maman muß Sie auszanken." Der Beau ergänzt: „Aber jetzt schnell, kleine Fliege, man darf Maman nicht warten lassen." Die Kleine trippelt voran ins Vorzimmer.

Es hat keinen Prunk, es ist bürgerlich. Halbhohe Wandbekleidung aus japanischem Stroh, eine Reihe von Bauerntellern darüber, ein ausgestopfter schwebender Adler in der Ecke. Bonivard läßt dort seine Geschäftsfreunde warten, die er nicht verblüffen will.

Aber durch die nächste Tür rauscht schon Madame, schlank, schwarz, mit durchbrochenen Spitzen, am Gürtel der hängende Zierat. Ihre Hände nesteln aufgeregt darin, da klinkert's und klirrt's wie Glöckchen des Aufruhrs, Brandes und sonstiger Not. Ihre hellfeine Stimme ist wie eine überschraubte Saite, fast schrill. „Ich bitte Sie, ich bitte Sie sehr! Muß ich Sie vor der Dienerschaft am Arme hereinzerren? Ich schicke Ihnen den Wagen, ich bin in Ungeduld. Sie sehen doch, daß ich in Ungeduld bin. Choux," wendet sie sich an die Kleine, „sag ihm, daß er unartig ist, daß ich ihn ein nächstes Mal zu Hause lasse. Geh jetzt, Choux, marsch zu Mademoiselle, laß mich mit diesem wüsten Mann allein, au revoir, Choux!" — „Auf gleich, kleine Maman!" Und zu Beau: „Auf gleich, Schäfchen, amüsiert euch gut, au revoir, au revoir!" Und mit Trippelschrittchen fort.

Der Beau folgt in Madames Empfangszimmer. Es hat ein höchst persönliches Gepräge, Madame liebt Purpurrot, das Holzwerk ist weißlackiert mit hellbraun gemaserten Füllungen, Wände und Stühle sind mit rotem Saffianleder bezogen. Ihre bleiche Schönheit bedarf des glühenden, fleischwarmen Reflexes.

„Und nun bitte ich Sie, was sagen Sie dazu?"

„Wozu, Madame?"

„Mein Gott, keine Redensarten, bitte!"

„Darf ich mich setzen, Madame?“

„Wenn Sie sitzen können — Ich kann nicht sitzen, ich habe mein Frühstück nicht verdaut. Guerisson singt doch am Carré.“

„Guerisson singt immer am Carré.“

„Er singt Skandale — über Sie, mein Freund. O, ich werde Sie schon aufstehen machen. Mademoiselle kommt von der Messe heim und hat ein paar Worte aufgefangen. Warten Sie, ich habe sie mir notiert.“ Mit weißen spitzen Fingern nestelt sie an ihrem Gürteletui.

Da summt der Beau schon den Refrain.

Madame muß niedersitzen. Ganz bestürzt muß sie niedersitzen. „Sie sind orientiert?“

„Ich habe sämtliche Strophen angehört.“

„Angehört?“ möchte Madame fragen, aber ihr stummes Gesicht sagt mehr als Worte.

„Alsdann habe ich ihn nach Hause gefahren.“

„Gefahren?“ möchte Madame schreien, aber Madame schreit nicht, und wie gesagt, ihr Gesicht sagt mehr.

„Ich habe ihn ein bißchen in meinen Wagen einsteigen lassen und durch Lüttich gefahren. So werde ich nun wohl die Lacher auf meiner Seite haben.“ Er wartet und Madame spricht noch immer nicht. Da fragt er: „Bin ich nicht zum Lunch geladen, Madame?“

Madame sagt nun sehr zurückhaltend, fast schwach: „In I h r e m Wagen, nicht wahr? Seit wann besitzen Sie denn einen Wagen?“

„Madame hat ab und zu die Güte, mir ‚meinen‘ Wagen zu suggerieren.“

Da steht sie auf, rispelt mit seidenen Schrittchen auf ihn zu, ihr Gesicht flammt ein wenig rot, ein klein wenig: „Ich fürchte, mein Mann wird Rechenschaft von Ihnen fordern.“

Dann steht einer in der Verbindungstür und sagt trocken: „Ach wo! Er denkt nicht dran. Guten Morgen, Urville.“

Bonivard mit der entfalteten Zeitung in der Hand kommt auf den Beau zu, streckt ihm seine derbe Hand hin. Bonivard wird nie vergessen, daß er bei seinem

Vater noch Schwarzbrot mit kaltem Speck gegessen hat. Im übrigen ein vorzüglicher Gatte, und Madame sorgt für einen guten Schneider. Madame ist aus zwar armem, aber feinem Hause, und so steht sie beunruhigt in dem Purpur ihres Salons und muß sich diskret über diese temperamentlosen Männer ärgern.

„Was wird nun?“ fragt sie, „lassen wir Lüttich davon reden, daß der Wagen der Bonivards auf dem Carré ausgerufen werde?“

Der Beau steht noch in schlanker Unbeweglichkeit. „Es waren schon größere Ärgerlichkeiten in meinem Leben, da hilft nur eins: den Schlag parieren.“

Und sie mit liebenswürdiger Wut: „Es würde uns gewiß freuen, von Ihnen noch weiter am Carré ausgestellt zu werden.“

Er sagt mit schöner Selbstverständlichkeit: „Ich werde natürlich Guerisson wieder zum Carré fahren. Ich werde ihn so lange fahren, bis es den Lüttichern langweilig wird.“

Nun rauscht Madame zum Gatten, sie haucht's, sie kann nicht mehr reden: „Was erwiderst du darauf, Albert?“

Der sieht von seiner Zeitung auf und nach Urville hin: „Warum setzen Sie sich denn nicht?“

„Ich denke, Madame wird mir jetzt die Tür weisen.“

Da faltet Bonivard die Zeitung zusammen: „Kinder, macht keine Affären. Freut euch des Lebens. Ich hab' ja nichts dagegen. Aber ladet bloß nicht die ganze Stadt dazu ein.“ Er nickt seiner Frau zu: „Ja, Hühnchen, ich gönne dir doch deine kleinen passetemps. Wir Männer sind viel aus dem Hause, und unsre Frauen müssen Zerstreuung haben. Na also, darüber sind wir uns einig. Solange kein Eklat kommt, lassen wir die Dinge laufen, und es regt sich niemand dabei auf. Aber was Sie da machen, Urville, sieht verdammt wie ein Eklat aus, jawohl, verdammt! Hol Sie der Teufel, Sie —“ Weiter weiß er nichts.

Madame ist indes einem rettenden Gedanken auf der Spur, geht im raschelnden Frou-Frou ihres Seidenjupons heftig auf und ab, steht dann hinter ihrem

Manne still, läßt ihre Hand über sein spärliches Haar gleiten. Er sitzt und starrt in die Zeitung, er denkt: „Was hat sie vor?“ — Er wird nie denken: Meine Frau fühlt das Bedürfnis, zärtlich zu sein. Ihre Stimme ist wieder hellfein und sprudelnd: „Enfin, nun ist das geschehen. Schluß. Aber Albert, du mußt dir eins merken — deine Frau ist korrekt, sehr korrekt, sie wird nicht einmal ihre Fußspitze beschmutzen lassen. Verstanden? Maurice Urville verkehrt auch anderswo im Boulevard, sogar sehr. — Urville, reden Sie doch, Sie verkehren in Brüssel wie in Lüttich, Sie sind en vogue. — Aber die Kleine! Haben Sie an die Kleine gedacht? Nein, nicht wahr?“

Bonivard legt die Zeitung aufs Knie, er fühlt, daß der Schachzug beginnt.

Beau Urville fragt: „Welche Kleine?“

Da lacht Bonivard los, als säße er noch am Tisch seines Vaters bei Schwarzbrot und Speck.

Madame holt ihr Taschentüchelchen aus dem Gürtel und tupft an den Mund. Sie ist sehr geneigt, zu Beau Urville hinüberzugehen und ihm das Taschentüchelchen mit der echten Brüsseler Spitzenborte in das niederträchtig naive Gesicht zu schlagen. Aber sie sagt bloß furchtbar andeutungsvoll: „Wenn sie das erste beste Entchen wäre, mein Lieber, ja, wenn sie das wäre! Aber, aber denken Sie mal, sie hat auf ihrer Farm mehr persönliche Bedienung als Madame de Sévigné. Außerdem soll da ein Zimmer für unsre graziöse Königin ständig reserviert sein.“

„Und nun meinen Sie?“ unterbricht Beau Urville.

„Und nun meine ich, daß Sie ein Mädchen mit einem Trousseau wie die Herzogin von Rohan nicht wie ein simples Entchen kompromittieren dürfen.“

„Und nun meinen Sie?“ fragt er wieder, um sie aus der zierlichen Wirrnis ihrer Nebenbemerkungen heraus auf ihr Ziel loszupeitschen.

Sie geht energisch von ihrem Manne weg, steht in der Mitte des Zimmers. Und so über die Schulter zurück: „Sie müssen sie heiraten.“

Da steht Beau Urville auf, sieht auf seine Uhr, sagt

würdevoll: „Ich bin hier auf zwölf Uhr zum Lunch geladen."

Madame aber packt ihn beim Arm, zerquetscht ihm fast die Manschette. „Machen Sie doch keine Reden, Beau, machen Sie wirklich keine Reden. Sie sind übel dran, Sie sind sehr übel dran. Albert, wieviel hast du ihm geliehen? Zwölftausend Franken hast du ihm geliehen. Bei der letzten Regatta haben Sie dreißigtausend Franken verwettet."

Beau hat schnell sein Notizbuch hervorgeholt und hilft ihrem Gedächtnis nach. „Ebenso für einen amerikanischen Bluff pro Tischgedeck dreihundert Franken. Allerdings fing's mit Kaviar und Austern an. Schildkrötensuppe, die nicht so lange kochen darf wie die Ihrige heute, Steinbutt in Malaga, getrüffelte Lerchen."

„Albert, sprich doch! Sagst du nicht immer: eine reiche Heirat muß ihm 'raushelfen?"

„Das weiß ich nicht mehr," sagt gelassen Bonivard.

Dann sagt Madame entschieden: Kurz — bessere Chancen haben Sie niemals."

„Madame, ich will noch nicht."

„Man sagt, die Farm ist ein Königreich."

„Aber die Frau! Ist imstande, bei Tisch zweimal Suppe zu verlangen."

„Was haben Sie mit der Frau? Sie werden in Paris leben."

„Ah! in Paris? Bonivard, meinen Sie, in Paris?"

„Es soll solche Schwiegermütter geben," sagt Bonivard.

„Es geht trotzdem nicht!" Er strippt seine Handschuhe an.

Madame beschwört ihn: „Aber, Sie schrecklicher Mensch, warum nicht?"

„Es ist unmöglich — denn ich liebe sie."

Da stößt Madame ein Seufzerchen aus. „Das ist aber doch bloß für die ersten zwei Monate."

Auf seine weiße heitere Stirn treten eine Menge Linien. Er sieht vor sich hin. „Ich empfinde, daß sie heute auf mich wartet, und es quält mich, daß ich sie warten lassen muß. Ja, ich empfinde, daß mir ab

und zu ein heißer Tropfen auf die Hand fällt. Das sind ihre Tränen, die mich rufen. Aber glauben Sie denn, daß ich in einen solchen Zustand hinein will? Ich würde heute Pferdeknecht, um sie nicht weinen zu sehen, und morgen würde ich in die Fremdenlegion laufen, um auf gesetzliche Art aus dem Leben zu kommen. Beau Urville wird sich hüten müssen, aus Liebe zu heiraten. Das weiß ich, Madame."

Madame lacht zierlich und spöttisch: „Beau Urville wird erst einmal zusehen müssen, ob sie wirklich heiße Tropfen auf seine Hand weint. Beau Urville wird das erst beweisen müssen."

„Gehen Sie zu ih·, Madame."

„Aber gewiß gehe ich zu ihr! Ich werde sie morgen zur Ausfahrt abholen und S i e werden kutschieren." Bum! Das war ihr Schachzug.

„Keinesfalls."

„Jedenfalls."

„Sie täuschen sich, Madame, ich werde nicht Ihr gehorsamer Diener sein."

„Sie werden mehr sein, als ich augenblicklich brauche. — Komm, Albert, zu Tisch!" Und sie knistert und schleift mit ihrem Mann voran.

Der Mann brummt ein Lachen. Beau Urville, sie wird dich erledigen wie eine Schneepuppe. Sie wird mit dir und deinem Entchen morgen durch ganz Lüttich fahren, und übermorgen bist du verlobt, und Madames Fußspitze ist von dir gesäubert, so viel auch der alte Guerisson am Carré singen mag.

Als Beau Urville, nachdem beim Braten Sekt und nach dem Mahl Likör getrunken worden war, nach Hause geht, steht er vor einem Laternenpfahl, versenkt die Hände in den Taschen und spricht: „Beau Urville in Ehren, aber er ist ein Esel." — —

Aber die lieben, kleinen Entchen! Sie waren sehr in Aufregung. E i n e soll da im sehr alten Haus Aufsehen gemacht haben. Sie sehen einander an, nur nicht die Isidore sehen sie an. Eine soll da furchtbares Aufsehen gemacht haben.

Alle wissen's, nur Bebelle nicht. Es hat den An-

schein, daß sie im Monde wohnt und nicht in Lüttich. Aber wenn man sie nicht ansieht, lächelt sie. Da sieht Memeï sie an und ruft zeternd: „O, s i e ist's," und nun laufen alle Entchen zusammen, umstellen Bebelles Stuhl und schreien: „Wenn du es bist, Bebelle, dann führen wir dich zum Guerisson und du mußt ihn küssen. Wenn man Guerisson küßt, bricht er seine Romanze ab. Du wirst ihn also küssen. Bebelle, du mußt ihn küssen, du mußt ihn gewiß küssen."

Da spricht hinter ihnen Isidore: „Laßt sie doch, i ch bin's." Nun sind alle stumm und sehr betreten und unschlüssig. Isidore spricht aber noch: „Ich werde Guerisson nicht küssen." Das klingt, als sei sie gewohnt, einen Willen zu haben.

Die Entchen sind in hoher Not. Wenn Isidore Guerisson nicht küssen will und Guerisson nur zum Schweigen zu bringen ist, wenn man ihn küßt, und da übrigens Guerisson sich rühmt, schon die hochstehendsten und liederlichsten Küsse bekommen zu haben, so —

Da schellt's. Madame Bonivards süß gackernde Stimme im Hausflur. Die Entchen nehmen Isidore in ihre Mitte, streicheln ihr die Wangen und sagen eifrig, man müsse Beau Urville bestrafen, man müsse ihn ein Festchen bezahlen lassen, man müsse Beau Urville auflauern und so lange neben ihm hergehen, bis er in eine Weinstube einlenke — alle Entchen, alle Entchen, das wird göttlich, das wird himmlisch, das wird entzückend.

Da reißt Madame Hippipp die Tür auf. Wenn sie bitten dürfe, Isidore möge kommen! Da fallen alle Entchen auf ihre Stühle.

Weil Madames Wagen nicht in der Passage bleiben kann, hat sie ihn die Schleife um den Carré herum über den Theaterplatz fahren lassen. Inzwischen glaubt sie ihre Mission erfüllt zu haben.

Als Isidore eintritt, streckt sie ihr die Hände entgegen, sagt gleich „chérie". Isidore hat großen Schrecken und wird beklommen. Denn in der Roßfarm Kindlein Jesu gibt es keine Leute, die einen mit chérie begrüßen, aber es gibt Leute, die für einen einen andern totschlagen würden. Steht also und weiß nichts aus sich

zu machen. So wartet sie, was Madame noch sagen wird.

Madame sagt, man müsse sie unbedingt ein bißchen aus der staubigen Nähstube herausholen, das sei nichts für ein junges blühendes Mädchen, enfin, sie müsse jetzt mal ein bißchen nach ihr schauen.

Aber nun macht dieses seltsame Mädchen groß erstaunte, tiefe Augen, so als müsse sie Madame Bonivard hurtig heimschicken, weil sie sich nicht gut benommen. „Ich muß hier lernen, meine Mutter will das."

„L e r n e n müssen Sie?" macht Madame in leisem Gelächter. „Wie Sie das köstlich sagen! Wissen Sie, unsre Damen — lernen nicht. Lernen klingt doch sehr ans Handwerk, Sie liebste Prinzeß, Sie!"

Isidore verharrt sehr im Ernste. „Ich soll ja auch ein Handwerk lernen, Madame."

„Freilich, freilich, meine Scharmante, so wie Peter der Große, der den Schiffbau lernen wollte, oder wie Königssöhne manchmal Schlosser werden — so ein bißchen in Glacé an der Drehbank, so aus Tradition, nicht wahr?"

„Es ist doch nicht so —" sie stockt, sie weiß nicht, wie sie das Madame klarmachen soll — fügt schnell hinzu: „Wir müssen sein, wie die Leute unsrer Farm uns wollen."

„O, und das f o r d e r n die — so wie ihresgleichen?"

„Sie l i e b e n uns ja auch als ihresgleichen, Madame."

„Aber, aber, wie Sie das sagen! Sie sind sehr köstlich, Kleine. Entweder sind S i e ein bißchen sozialistisch oder die Menschen Ihrer Farm sind es. Merkwürdige Menschen. In Lüttich sind Leute, die man bezahlt, nicht so merkwürdig."

Da sagt das Mädchen tief und froh: „Ja, nun weiß ich erst, wie merkwürdig sie sind ... Da ich die Leute in Lüttich sehe —"

Der Sinn dieser Worte bleibt Madame dunkel wie ein paulinischer Satz. Wenn ihr aber Menschen unverständlich sind, dann behandelt sie sie lieb und rücksichtsvoll wie Kranke. So mit der zärtlichen Geduld

einer sehr vornehmen barmherzigen Schwester, die das Glück hatte, ihre Erziehung im Institut der englischen Fräulein zu genießen. Also umarmt sie das Mädchen aus der Hesbaye, küßt ihr das dunkelwellige Haar, sagt mit leis lächelnder Güte: „Arme Kleine!“ wie ein Wallone immer dann am zärtlichsten ist, wenn er die Leute arm nennt. Springt aber dann wieder zu ihrem Zweck zurück: „Enfin, lassen wir die guten Menschen in der Hesbaye, sie sind gewiß gut, sonst würden Sie sie nicht so köstlich lieben. Sie haben gewiß struppiges Haar und dicke Nasen und streicheln Sie wie ein Elfenkind, nicht wahr? Arme Kleine!“, und küßt sie auf die Wange. „Enfin, lassen wir die guten Menschen aus der Hesbaye. Mein Dogcart wartet draußen, Sie werden mit mir ausfahren, nicht wahr? Ich werde Sie alle Tage ein bißchen in die Luft bringen, nicht wahr?“

Da staunen Isidores Augen so groß, daß man es hätte als Beleidigung empfinden können. „Das kann ich nicht, Madame.“

„Wie, Sie können nicht? Höchstens w o l l e n Sie nicht, chérie?“

„Nein, ich kann nicht. Ich bin hier bei Madame Hippipp eingestellt und habe den Stundenplan durchzuarbeiten.“

„Aber wenn Sie wollen, können Sie den Stundenplan auf den Kopf stellen.“

„Nein, Madame.“

„Aber glauben Sie nicht, daß Ihre Frau Mutter mir gar nicht zürnen wird, wenn ich Sie ein bißchen spazieren fahre.“

„Dann hätte meine Mutter mir ja einen Wagen hier eingestellt.“

Nun stutzt Madame. Das klingt standesgemäß, so einfach es klingt. Es ist ein schwieriger Fall. Sie ruft Madame Hippipp durch die Tür an, man möge so lieb sein und nach der Passage schicken, der Wagen solle noch eine Runde um den Carré machen. Es ist ein sehr schwieriger Fall.

Sie sagt: „Liebste,“ und faßt sie an beiden Händen. „Nun müssen Sie wissen, daß ich Sie im letzten Grunde

nicht nur für mich haben will, sondern — für einen andern! Werden Sie nun rot? Ach nein, Sie werden gar nicht rot. Lieben Sie ihn denn nicht?"

Da fragt das Mädchen ehrlich heraus: „Warum kommt er nicht selber?"

„Aber bitte!" Madame ist seelisch mißhandelt. „Er kann doch nicht wie ein Holzknecht freien!" Und sehr zurückhaltend: „Eine Unüberlegtheit läßt sich bei einem Cramignon verzeihen. Es kommt nur darauf an, die zweite zu verhindern und die erste zu entschuldigen."

Das Mädchen sagt mit starkem, kräftigem Herzklopfen: „Ich würde diese Unüberlegtheit gleich wieder begehen."

„Chérie, wir sind hier nicht in der Hesbaye."

„Aber ich komme aus der Hesbaye."

„Ja, ich merke." Madame fällt schon wieder in ihr leises Gelächter. Das alles ist ihr zwar sehr neu, sehr grob, aber es ist eigenartig. Jetzt ist's *ihr* Interesse an dem Mädchen, das sie beharrlich bleiben läßt. Vor ihrer Liebenswürdigkeit ist noch kein Eis starr geblieben. Und nun schüttet sie sich aus. Ihr ganzes Gesicht eifert und wirbt, die dringlichen Augen, das sprühende Lächeln, der sympathische Mund. Und die Hände, die samtig gleiten und das Schwarzköpfchen an ihre Schulter ziehen. Und Schwarzköpfchen liegt in Fliederduft und feinem Tuch und neben einer Perlenuhrkette und unter der Kostbarkeit brillantenbesetzter Hände und so großer Vornehmheit.

Dabei spricht Madame Worte, die wertvoller sind als alle glück- und unglückverheißenden Mineralien. „Er wartet, chérie, er schickt mich, er sehnt sich."

Isidore schnellt auf und dicht an der lächelnden Frau Gesicht: „Sehnt er sich, Madame?"

Dann küßt die Frau dreimal schnell den naiven, roten Hesbayer Mund, lächelt in feiner, versteckter und großer Überlegenheit: „Eh bien, nun kommen Sie."

Auf der Passage liegt das Nebellicht eines grauen, schwermütigen Tages, als die zwei Frauen aus der niederen Tür des „Paradies" treten, die große, elegante und die kleine mit dem langen, bis zum Kleider-

saum reichenden grünen Mantel, sehr gediegen, sehr echt, reich, aber mit strengen Linien. Man kann sich vergegenwärtigen, daß die Frau Mutter im seidenen Kleide in die Ställe stapft.

Beau Urville vergegenwärtigt sich das. Er eilt schon vom Eingang der Passage her, mit dem Hut in der Hand. Aus einem Galanterieladen, der an grauen, schwermütigen Tagen in einem grämlichen Halbdunkel liegt, fällt eine Gasflamme über ihn hin und macht sein schmales, angebräuntes Gesicht interessant wie eine griechische Gemme. Oder wie aus ägyptischem Marmor die Reliefs über den Altären belgischer Abteien. So denkt Isidore. Wie Isidore immer denken muß an die Altarbilder der Hesbaye, wenn sie Beau Urville sieht und seine seltsame Schönheit wie ein plötzlicher Rausch über sie kommt. Sie denkt auch, daß sie das Beau Urville einmal sagen möchte. Doch weiß sie jetzt noch nicht, ob Beau Urville Wert darauf legt, mit einem Altarbild der Hesbaye in Beziehung gebracht zu werden. Aber Beau Urville steht nun da und macht Unterhaltung, ganz ungezwungene, leichte, hingewürfelte, während Isidore bemüht ist, irgendeinen seiner weggeschleuderten Sätze aufzufangen, um ein, zwei Worte darauf zu erwidern. So formuliert sie Antworten auf Fragen, die keine Antwort erheischen. Er findet das sehr umständlich. Er fühlt sich auch veranlaßt, sie leicht an der Schulter zu berühren, um sie zum Weitergehen zu bewegen, denn Madame ist vorangeeilt und Beau Urvilles Blicke sind hinter ihr — Blicke voll spöttischen Triumphes.

Madame ruft zurück: „Eh bien, mein Wägelchen?“

Beau Urville sagt in ritterlicher Ehrfurcht: „Madame, ich habe, wie Sie befohlen, Ihren Wagen noch eine Schleife fahren lassen. Er dürfte vor einer Stunde nicht zurück sein.“

Aus halbgeschlossenen Augen fliegt ihr wütender Blick zu ihm. „Sehr liebenswürdig von Ihnen. Sie wollen uns wohl während dieser Stunde an eine Straßenecke stellen.“

„Kutscher!“ ruft er, zwei Schritte vorauseilend, „an-

fahren! — Bitte, Madame, ich habe einen Mietwagen besorgt."

„Geschlossen? Gehört das auch zu Ihrer — Sorge?"

„Allerdings."

„Ich möchte offen fahren. Kutscher, schlagen Sie das Verdeck zurück."

„Verzeihung, Madame, meine Sorge ging dahin, Herrn Bonivard nicht die Unannehmlichkeit zu machen, daß man seine Dame in einem Mietwagen fahren sieht."

Sie zieht den Fuß vom Tritt weg. „Sie übersehen nichts, mein Freund. Herr Bonivard wird Ihnen dankbar sein. Ich ziehe nun vor, zu gehen. Kommen Sie, Liebste. — Sie, Urville" — ihre Augen blitzen ihn in gleißender Liebenswürdigkeit an — „werden nun noch weitere gütige Sorge tragen müssen und meinen Wagen hier erwarten. Auf Wiedersehen, Urville, haben Sie einen Schirm? Nach einer Stunde dürfte es regnen."

„Bitte, in einer Stunde haben wir Sonne, Madame. Der Nebel fällt. Auf Wiedersehen in der Sonne!"

Isidore folgt wie geworfen und geschüttelt Madame Bonivard. Was ist da um sie? Es gleißt und splittert, aber man kann's nicht erfassen. Es tut auch weh, aber man fühlt's dennoch nicht. Und tut doch weh. Wie die lächelnde Unwahrhaftigkeit weh tut. Aber sind sie denn unwahrhaftig, diese Menschen?

Als sie aus der Passage in den Carré treten, ist Madame noch erregt. Doch wer hätte je von Madame sagen können, daß eine Erregung ihr verbindlichstes Lächeln umgebracht hätte! Sie macht Isidore auf ein paar Bergleute aufmerksam. O, die Armen! Das Elend in ihren Hütten. Ihre Kinder in den Kohlengruben. Madame kann so furchtbar mitleidig sein. Man wird für sie betteln müssen an der Kirchentür. O, eine Idee: Dieses merkwürdige Mädchen soll nach dem Hochamt mit Madame an der Kirchentür für die Armen betteln. Roßkönigs Tochter. Wird die gute Gesellschaft sagen: Madame hat immer eine Sensation, Madame wirkt nie langweilig.

Isidore sagt: „Wir haben keine Armen."

„Das ist sehr hübsch," sagt Madame, während ihre

Blicke über den Verkehr des Carré hingleiten. „Wir tun so viel, und die kleinen Schwestern klettern ja auch auf den Hügel hinauf," sie deutet nach dem Arbeiterhügel zur Zitadelle.

Isidore wird mit eins sehr lebhaft: „Ist das so? Die kleinen Schwestern steigen da jeden Morgen hinauf und pflegen die Armen und säubern ihre Wohnungen, ist das so?"

Madame blickt in die Lüfte, wo von den Hügeln her die Tauben auffliegen. Sie müßte nicht Belgierin sein, wenn sie sich nicht leidenschaftlich für den Taubensport erwärmte. Aber sie hat auch noch einen andern Grund. Doch stößt sie einen Schrei aus, das heißt, sie fühlt das Bedürfnis, einen auszustoßen.

Isidorens Hand fällt energisch auf ihren Arm: „Madame, ich möchte mit den kleinen Schwestern zu den Hügeln."

„O, aber gewiß, Sie können das, Sie dürfen das, aber Sie müssen das nicht so überraschend sagen. Es gehört sogar zum guten Ton, die Töchter mit den kleinen Schwestern zu schicken. Man muß doch auch einmal das Elend" — sie sucht nach einem passenden Wort — „sehen. Die Baronin Sural ist achtzig Jahre und geht noch mit den kleinen Schwestern. Sehen Sie, Liebste, die Baronin Sural muß Sie kennen lernen. Von ihr können Sie Lebensart erlernen. Il faut se mortifier ist ihr Grundsatz; nach dieser Kasteiung bringt sie es fertig, in Gesellschaft niemals niesen zu müssen."

„Il faut se mortifier," wiederholt Isidore in jähem Freuen, und ihre Augen scheinen feucht zu schimmern, „ich möchte die Baronin Sural sehen, sie spricht wie meine Mutter, sie wird wie meine Mutter sein. Über dem Tor unsrer Farm steht: Il faut se mortifier. Sie verlangt das auch, meine Mutter, sie wird keinen Beamten nehmen, der es nicht fertig bringt, acht Tage auf der bloßen Diele zu schlafen. Oder sie läßt ihn im Hengstgestüt an den Wassergräben arbeiten, wissen Sie, die müssen dann bis zu den Hüften im Schlamm stehen."

Madame geht schneller voran. Diese robuste Frau

aus der Roßfarm fängt nachgerade an, ihren Nerven wehe zu tun. Und sie auch noch mit der Baronin Sural zu vergleichen! — Doch ist ihre Aufmerksamkeit wieder bei den Tauben. Ein Dienstmann rennt vorüber, ruft: „Pigeon Amélie den großen Preis!“ Madame eilt ihm nach, klopft ihm mit dem Schirm auf die Schulter. Auf Pigeon Amélie hat die Firma Bonivard den großen Waffenpreis gestiftet.

Da spricht jemand hinter ihr: „Jedenfalls finden Sie nähere Meldung auf dem Kontor von Monsieur. Wünschen Sie einen Wagen?“

Und Beau Urville winkt schon den Wagen heran, der ihm wie ein Leidtragender gefolgt ist, denn Beau Urville spielt jetzt einen Trumpf aus und nicht einmal seinen letzten. Er hilft artig Madame beim Einsteigen, und fort rollt der Wagen mit Madame. Beau Urville lächelt nicht. Man lächelt nicht über Triumphe, die man über eine schöne Frau davonträgt.

Er wendet sich zu Isidore mit großartiger Selbstverständlichkeit. „Wenn wir nun auf dem Weg nach Cointe den Hügel hinaufklettern, können wir dort ein bißchen spazieren gehen.“

Sie steht sehr hilflos, sie kann sich gar nicht in diesen Menschen zurechtfinden. Sie fragt leise und wirr: „Was ist das nur?“

„Ich habe Madame ein wenig nach Hause geschickt. Kommen Sie.“

Isidore steht noch. „Ich hatte das Gefühl, daß Sie sich streiten, aber behaupten kann man das nicht. Warum streiten Sie sich denn mit Madame?“ Es liegt mit einem Male eine plötzliche Schwermut auf ihr, denn wenn sie sich streiten, haben sie sich lieb.

Beau Urville sagt gelassen: „Wir streiten uns nicht, wir haben eine gute Kinderstube. Wir haben uns bloß im Fechten um die Meisterschaft geübt, und das, was Sie zu vernehmen glaubten, war das Klirren der Rapiere. Im übrigen,“ er bläst ein Stäubchen von seinem Rockärmel, „habe ich verhütet, daß man Sie zu einer Maskerade mißbraucht — das ist alles.“

Sie horcht noch, sie möchte ihn immer so reden

hören, so mit dem vorüberstreichenden Hauch von ehrlicher Überzeugung. Sie geht seine schnellen Schritte neben ihm her, ihre Augen liegen weit offen vor ihm aufgeschlagen wie das Gebetbuch ihrer Seele. Ihre leise Frage zittert: „Sie wollten das nicht — meinetwegen?"

„Unsertwegen," wirft er wieder nebenhin, „ich war doch auch dabei." Hinweggescheucht ist die stillheilige Freude. Er ist nicht ehrlich, nicht warm, nicht tief. Sie möchte heimreisen. Aber die fortgescheuchte Freude kommt jubelnd zurück mit den frohen Klängen: er ist ehrlich, warm und tief. Ein Stimmchen flüstert darein: Und so riesig hübsch! — Da möchte sie nicht mehr heimreisen. Ohne ihn. Sie lächelt im stillen. Wenn er wüßte, daß sie nicht mehr heimreisen will ohne ihn! Ja, und so liebt sie ihn. Weil er ist wie ein Magnet, der anzieht und abstößt, je nachdem.

Sie streifen den Platz der Universität. Einige zwanzig Studenten stehen erwartend auf der Freitreppe, die Mützen mit den großen Schirmen hängen in ihren Gesichtern. Einer hebt den Stock, da das Paar vorübergeht, und im Chorus prallt's kurz, knapp: „Salut!" Es ist selbstverständlich, sie wird erröten, sie wird vielleicht beim Abstieg vom Bürgersteig stolpern — so was. Sie errötet nicht, sie geht in stiller, heimlicher, inbrünstiger Verklärung neben ihm. Aber ihr Herz klopft durch den ganzen Körper.

Noch wühlt ihr ein unerledigter Gedanke im Kopfe. „Und wenn Madame nun weiß, daß Sie entsetzlich gelogen haben?"

„Geirrt, bitte."

„Und dann?"

Er greift in die Brusttasche. „Für diese Fälle behalte ich mir immer ein Ereignis mit der Wirkung eines Wundpflasters." Er hält ihr eine mehrfach gefaltete Zeitung vor. „Neueste Meldung. Prinz Baudouin kommt im Auftrage des Königs zu unsern Waffenfabrikanten wegen Lieferung für den Haut-Congo. Die Bonivards werden sich selbstverständlich den Anlaß nicht entgehen lassen."

Da wird's lebhaft in ihrem verschlossenen Gesicht. „Ich kenne den Prinzen, er hat den Hengst Mufti geritten. Aber ich ritt ihn ohne Sattel, das wollte er nicht glauben."

„Und dann hat er mit Ihnen gewettet, nur um zu verlieren, nicht wahr?"

„Ja, er hat gewettet."

Er sieht sie flüchtig an. Ihr Gesicht ist wieder zu, abgeschlossen wie eine schöne Fassade. Er möchte jetzt vor die zwei leuchtenden Fenster dieser Fassade treten und hineinsehen. Er möchte wahrhaftig ein Neugieriger sein. Um was Prinz Baudouin gewettet hat? — Ei, Parbleu! Was kümmert's ihn? Wenn's den Prinzen gelüstet, fern vom Schuß ein paar Honigwochen mit ihr ihre Kartoffeln zu verzehren ... Lächerlicher Gedanke, ganz abgeschmackt. Sie ist doch nicht so! Na, wie denn?

„Warum lachen Sie?" fragt sie plötzlich.

„Lache ich? Urteilen Sie selbst, ob dieser Gedanke eine gewisse Berechtigung zur Heiterkeit hat. Wenn Sie Baudouin kennen und der Prinz mit Ihnen gewettet hat, dann wird Madame Bonivard dem Prinzen die Freude und Ihnen die Ehre machen, die alte Bekanntschaft in ihrem Hause zu erneuern."

Sie wiederholt in sehr ernsthaftem Nachdenken: „Dem Prinzen die Freude, mir die Ehre. Und — Ihnen?"

Als sie aufblickt und das fragt, sind ihre Augen von innen aus erleuchtet. Ihre zitternde Seele ist in Erwartung, es muß nun ein Wort fallen über das, was zwischen ihnen geschehen ist, sie sind nun allein, er wird eine süße Erinnerung wachrufen, wie sie sie in den Traum ihrer stillen Nächte einspinnt immer wieder, immer wieder.

Er lachte wirklich, sein weiches belustigtes Lachen. „Müssen Sie das wissen?"

„O ja."

„Warum, he?"

Da schreckt er fast zusammen vor der herben Schwere ihrer Stimme: „Ich muß — doch wissen, — ob ich Sie — fortschicken soll —"

„Ob Sie mich fortschicken sollen?"
Sie läßt die Arme sinken und steht hilflos: „Ob ich fortgehen muß."
„Bitte, kommen Sie weiter."
„Ich kann nicht."
„Es ist hier nicht üblich, daß man in der Straße stehen bleibt und sich streitet." Doch steht sie noch, und da streift er sanft ihren Arm, bittet: „Artig sein, ja? Wir wollen uns jetzt freuen, ein bißchen zusammen zu sein. Bitte, ja?"
Er sieht ein unheimliches Drohen in ihren Augen, blitzhaft aus unbegreiflichen Finsternissen heraus; dann erlischt das jäh, sie geht langsam neben ihm und sagt in kalter Ruhe: „Ich denke manchmal, daß Ihr Gesicht von Wachs ist."
„Merci."
Er dreht sich um, denn hinter ihnen ist ein Geräusch und ein paar Worte sind wie ein Fluch. Ein Polizist greift in den Zierstrauch an einem Denkmal, der Strauch schwankt, ein Körper reckt darin auf, eckig und verhungert, ein Gesicht bubenhaft und schlaftrunken. Von dem Polizisten geschleudert, überstolpert er sich, plumpst neben Isidore nieder.
„Jagt er ihn fort?" entsetzt sich Isidore. Sie begreift das nicht, sie weiß nur, daß man keinen so aus dem Gebiet der Roßfarm hinaustreiben würde. Man muß ihm doch helfen, gleich helfen. Sie langt nach ihrer Börse. Da packt Beau diese geldgefüllte Kinderhand und lenkt schnell nach den Hügeln hinauf.
Isidores aufgejagte Blicke eilen nach dem Burschen. Der sieht nach ihr zurück. Und dann ein Grinsen über sein abgemagertes Gesicht hin. Und dann verschwunden im nächsten Winkel. Oder in einer Sackgasse oder in einem schmalen Durchgang.
Aber auf Isidore fällt sein Hungergesicht, sein freches Grinsen und seine wissende Verächtlichkeit wie eine Erschütterung.
„Warum soll ich ihm nicht helfen?" stammelt sie.
Er nimmt sie mit sich fort. „Weil Sie ihm eben — nicht geholfen hätten. Sie hätten ihn bloß in den Fall

gebracht, wegen Bettelei verhaftet zu werden, und wäre das nicht geschehen, so wäre unzweifelhaft geschehen, daß Ihre reiche Börse ihn diese Nacht zu einem Erzlumpen gemacht hätte. Nein, bitte, beschränken Sie sich darauf, mit den kleinen Schwestern zu den Hügeln zu gehen, Erfrischungen nachzutragen und ein bißchen Elend zu genießen."

Sie bleibt stehen. „Ich will nichts mehr sehen, ich möchte heim."

Da fragt er neckend: „Endgültig — ich meine, hinter Ihren Stachelzaun in der Hesbaye, oder in das Entenheim?"

Sie spricht langsam: „Ich wollte, daß ich nicht hinter meinem Stachelzaun herausgekommen wäre."

„Das wollte ich nicht."

Sie sieht ihn ernst und fest an. „Dann wird Ihnen nur eins übrig bleiben."

„Was?"

„Sie müssen mit hinter meinen Stachelzaun kommen."

Er denkt: sie macht mir eine Liebeserklärung. Fragt: „Wieviel Feste feiert ihr hinterm Stachelzaun?"

„Jeden Sonntag."

„O famos! Was tut ihr?"

„Wir ruhen aus."

Da geht er schnell mit ihr weiter, und sie sieht sein Gesicht nicht. Er fragt dann wieder: „Wie oft lacht ihr lieben Leute denn im Jahre?"

Ihre Augen flammen: „So oft ein Mensch mit einem Wachsgesicht zu uns kommt."

Das fällt ihm wie ein Schlag ins Gesicht. Da geht er noch schneller.

Da tritt ihm einer mit rundem Bergmanns-Lederhütchen in den Schritt, lüftet höflich den Hut und fragt: „Haben Sie vielleicht eine Dame verloren?"

Der Beau sieht hinter sich und sieht, daß Isidore mit heftigem, schnellem Ausschreiten davon ist. Er will ihr nach, doch drängt der Mann wieder in seinen Weg, lüftet nochmals seinen Hut: „Guerisson singt heute die neuen Strophen 9—13. Er wird dem Prinzen

von den Gewehren singen, die nicht losgehen. Man wird dem Prinzen die Maas illuminieren. Mein Name ist Jean Istot.“ Und er verschwindet in der Einfahrt eines Kohlenlagers.

Beau Urville sucht nach Isidore. Sie ist in eine der vielen Straßen eingebogen. Wo? — Pah, und diese Halunken! Kommt's auf einen Lütticher Straßenwitz heraus? Man kennt die Wallonenzunge. Oder droht hinter dem Witz eine Verabredung der Grubenarbeiter, ein Streik? Bonivard sprach davon. Aber es ist gegen den Lebenszweck des Beau, sich mit sozialpolitischen Umständlichkeiten zu befassen. Er schlendert davon und schleppt ein großes Unbehagen. Sie liebt ihn, sie nahm seine Küsse wie eine Katastrophe. Und jetzt lief sie davon. Sie wird einmal dazu kommen, in die Maas zu springen.

Da steht er still in dem Gäßchen, von dem aus steil eine Treppe zu den grünen Abhängen der Höhen hinaufführt. Er sieht dort planlos langsam einen Burschen aus den Sträuchern der Anlagen hinaufklettern. Der dreht sich nach ihm um, und sein Blick ist nicht günstig. Der Stutzer hat die freigebige Hand zurückgehalten. Der Bursche will Salzsäure stehlen und dem Trotter die Kleider verschütten, und so etwas Rachsüchtiges will er tun, der Bursch, der — wenn er jetzt die schwere Börse in der Tasche hätte — für ein paar Tage auch solch ein Stutzer wäre und seine klaffenden Schuhe in die Maas werfen könnte. Und er rollt noch furchtbar böse Blicke. Da sieht er, daß der Beau umkehrt, und freut sich, denn nun weiß er, daß der ihn fürchtet. O, er soll ihn fürchten.

Rechts und links von der Treppe schlängeln sich die Winkelgäßchen bergan, die Häuserchen krumm und alt, aber sauber mit blühenden Blumen überall, und rings um die Fensterpfosten die Zigarrenkästchen mit den blindgestochenen Singvögeln, aber sie trillern eine maßlose Kerkerfreude. Droben auf den Dächern die Taubenschläge. Zum Schutz gegen die Katzen sind Drahtnetze gespannt. Nun ist da ein Rennen und Laufen mit Taubenkästen durch die Gassen, die Gesichter starr in

die Luft. Brieftaubensport und Hahnenkämpfe sind die Sonntagsaufregungen der belgischen Arbeiterbevölkerung.

Mit verdrossener Miene stapft der Bursch dahin. Wäre er nur satt wie diese alle. Wenn er sie nun anbettelt, wissen sie, daß er ein Fremder ist und nicht ihre Sprache spricht, und nennen ihn „verdammter Preuße!" Weil alle Bettler von den Grenzen herkommen, so sind alle Bettler — Preußen. Also zwängt der Bursch durch einen Gartenzaun und reißt sich ein paar Rüben aus, flucht, wenn er denkt, daß er eine schwere Börse haben könnte. Als sein Vater ihn hinauswarf, schnürte ihm die Mutter ein Hemd und sechs Butterbrote in den Bündel und sagte: „Wenn du mal wat has, schick mich jet." Trübselig steigt er wieder zur Maas hinunter, setzt sich ans Ufer und sieht einem Maasfischer zu. Die schmucken Schifflein ziehen vorüber still und freundlich, als ob sie mit lächelnden Grüßen beladen wären.

Einmal sieht der Fischer nach seinem stummen Zuschauer hin, und da der aussieht, als wolle er noch lange so dasitzen, so stier, fragt er hinüber: „Hör, was bist du für einer?"

Der Bursch schrickt zusammen. Will man ihn fortjagen? Da fragt der Fischer wieder. Da zuckt der Bursch die Schulter, sagt, er verstände kein Belgisch.

„O," sagt der Fischer deutsch, „bist du von über der Grenze?"

„O," ruft der Bursch und springt auf, „ich sin von Oche." (Aachen.)

„Zapperlütz, — und ich von Kohlscheid," ruft der Maasfischer und springt auch auf. Nun schreien sie gegenseitig ein Ocher Platt, daß die Luft gellt. Der alte Maasfischer nimmt den Landsmann wie eine Weihnachtsbescherung mit sich.

Er nimmt ihn mit sich in das uralte verwunschene Haus Curtius, wo seine Gattin Gluklук in prächtiger Leibesfülle haust. Und zu guter Letzt erst fragt er, ob er Hunger hätte und wie er heiße. Der Bursch nickt, Hunger hätt' er, so lang er nachdenken könnt' und —

wie sollt' man in Doche anders mit hungrigem Bauch heißen als: Wellem Noppeney.

Da sagt der Maasfischer: „Wellemche, dat soll jetzt angers weäde." Er will ihn in den Gruben unterbringen, dann kann er gleich vier Franken den Tag verdienen und braucht nur Steine zu tragen. Er hat Freunde im Haus Curtius, brave Bergleute, mit denen wird er mal reden.

Er tritt also mit dem Wellemche in den zerfallenen Eingang des Hauses. Die Verkaufshalle ist mit zeternder Kundschaft angefüllt, Gazelle saust mit ihrem Kärrchen schrill rufend zwischen ihnen durch. Einige Bergleute stehen im wilden Geschwätz zusammen. Auch wenn sie von milden Dingen reden, machen sie lärmendes Geschwätz. Doch drohen finster ihre Mienen.

Und dann fällt breit die Tür auf, Guerisson fegt mit schlenkernden Armen herein, er verkündet etwas Furchtbares, man glaubt es zunächst nicht. Er läßt sich zwischen Körben vor dem Brunnenbecken nieder, stützt die langen Arme auf, ist in ehrlicher Bekümmernis. „Freunde," beginnt er und versucht eine große Handbewegung, „wir müssen aus diesem Haus."

Da fliegen alle Türen des alten Hauses auf wie von einer Feder bewegt und Guerisson spricht dumpf: „Der Waffenschmied Bonivard hat unser Haus angekauft. Es ist die Rache für die Romanze am Carré."

Die Leute stehen still und lassen Guerissons Worte vertönen, schauen an den alten Wänden hinauf und möchten wie traurige Kinder zusammenlaufen. Die Kohlenmänner stapfen von der Treppe herauf. „Tonnerre! Wenn dieser Filou Bonivard Miete zahlt, wir zahlen sie eben auch!"

„Wir zahlen sie eben nicht!" erklärt Guerisson mit entscheidender Handbewegung. Und mit leisem Schnarren fügt Viktoire hinzu: „Wir sind alle im Haus rückständig, man kann uns nach jedem Mittagessen 'rausschmeißen!"

„Jawohl, Gazelle, nach dem Mittagessen morgen."

Da laufen sie von dem Geländer weg auf dem Podest zusammen. Guerisson aber steht und sagt: „Der

Waffenschmied hat Eile, denn der Prinz kommt. Glaubt ihr, daß der Prinz zum Waffenschmied kommt? Ich müßte heute Hochzeit mit einer ägyptischen Fürstin halten und morgen Großpapa eines Thronfolgers vom Kaiser der Sahara werden, wenn ich das glauben würde. Meine Freunde, die Sache ist wie folgt: Als ein amerikanischer Goldbonze den lustigen Prinzen von Wales zu einer Festlichkeit haben wollte, lehnte man Hochdenselben ab mit dem Begründen, zwischen dem bürgerlichen Hause und Englands Thron fließe ein Meer von Pflastersteinen. Da drückte der Amerikaner den Bauch in die Weste: ‚So will ich ihm goldene Brücken bauen,‘ sprach's und ließ einen Steg bauen vom Prinzenhotel bis zu seinem American house. Mit Goldbarren! Achtzehnkarätig wie mein Siegelring hier. Hochachtung! Bien, der Waffenschmied weiß, daß kein königlicher Prinz zu seinem bürgerlichen Mittagstisch kommt, also will er der Kron-Motte ein blendendes Licht stellen: ein Fest, ein Festival im alten, berühmten Patrizierhause, in dem bisher die Flöhe von Lüttich gesprungen sind, und das in einer Woche den Glanz und den Reichtum des fünfzehnten Jahrhunderts ausstrahlen wird. Meine Freunde, legt euch schlafen, morgen bringt man euch in dem Schuppen an der Maas unter.“

Nun poltern die Bergleute von der Treppe herunter, sie drängen dicht an Guerisson, ihre glutäugigen Blicke schrauben sich in sein graues Gesicht, sie zupfen ihn an seinem Wergbart. „Guerisson, glaubst du, daß alle Flöhe aus deinem Bart hüpfen, wenn wir ihn schütteln?“

„Unmöglich.“

„Ei, wo werden denn alle Flöhe aus dem alten Hause springen, wenn sie uns ausschütten! Guerisson, es werden nicht alle Flöhe aushüpfen. Die scharmanten Leute werden's spüren, sie werden in ihren Samtröcken die Flöhe spüren. Meinst du nicht auch, Guerisson?“ Sie lachen mit drohenden Gebärden und steigen wieder die Treppe hinauf. O, ganz furchtbar drohen sie. Es geschieht etwas. Vielleicht etwas Entsetzliches. Es m u ß etwas Entsetzliches geschehen, wenn man nun

sein Bündel zusammenpackt — sie sprechen nicht mehr, schlucken hörbar und ballen die Fäuste.

Die Glukluk steht wieder groß und schwer in der Tür, hält eine Flasche unterm Arm, ein Gläschen in der Hand. „Ihr werdet doch nicht schlafen gehen," sagt sie tief und bekümmert, „ihr werdet doch nicht schlafen gehen, wo ihr morgen beim Mittagessen hinausgeworfen werdet. Kommt, wir wollen zusammensitzen und traurig sein."

Da sitzen sie zusammen und trinken in die Nacht hinein und singen und lachen — weil sie nun doch so traurig sind. Und Wellem Noppeney freut sich in dieser Traurigkeit über alle Maßen.

Drittes Kapitel

Die Bischofsstadt steht auf einer Maulwurfshöhle. Der ganze Boden ist untergraben von den Bergwerken. Es kann geschehen, daß Wände reißen und Häuser zusammenstürzen.

In diese Maulwurfshöhle hinein tragen nun murrende Gesichter die Kunde von einer großen Ungerechtigkeit, von der gewaltsamen Räumung des alten Hauses Curtius. Sie haben sich tapfer geschlagen, die Leute vom Haus Curtius, sie haben den Gendarmen unheimliche Dinge aus den Fenstern zugeworfen. Aber nun ist's ausgeräumt wie ein Sack, und mit fieberhafter Eile wird geklopft, gehämmert, gestrichen. Nur eine halbverhungerte Katze ist zurückgeblieben und läßt sich nicht austreiben. Man sagt, daß man sie in der Maas ertränken will. Doch kommt Bonivard und sagt, man soll sie nicht ertränken. „Wenn die Crapule hört, daß man das Vieh ertränkt, zertrümmern sie mir das Fest. Sie würden wegen einer Katze Revolution machen."

Aber da nun die „Crapule" bestimmt weiß, daß der Prinz kommt, entfalten sie geheime Tätigkeit und setzen eine Sammelbüchse in Umlauf. Die Centimesstücke fallen wie Regen, durchlöcherte Münzen, von denen der Volkswitz behauptet, wenn sie abgegriffen seien, bleibe nichts mehr übrig als die Löcher. — — —

Von all diesen Gerüchten weiß der Schokoladenjean im Hause Bonivard eingehend zu berichten, und da er bei Tisch bedient, erfährt er auch, daß der ganze Hof des alten Hauses unter Wasser gestellt und von Kähnen befahren werden soll. Keiner aus der Gesindestube glaubt ihm; nur die Köchin, die alle von Madame abgelegten Romane liest. „Ich hatte eine Freundin," sagt sie, „ich hatte eine Freundin, die bei einem Milliardär in London Koch war, der machte auch solchen Tarlatan im Savoy-Hotel, aber hinterher berührt es doch so

komisch, daß Madame detaillierte Butterrechnung verlangt."

Da witzeln sie über die „Freundin", die „Koch" war. Der Kutscher, der mit sich einig geworden ist, der Herrschaft das Entweder-Oder zu stellen: ihn mit der Köchin heiraten zu lassen oder beide zu verlieren, wird durch ein Geräusch im Hofe veranlaßt, durchs Küchenfenster zu sehen. Da bemerkt er das Fräulein, das auf dem unternehmenden Kopfe Madames schwarzen Hut mit der Straußenfeder davonträgt und durch das Türchen der Remise auf ein Gäßchen hinaus verschwinden will.

„Seht mal die Kanaille," ruft er. Da sehen alle die „Kanaille", und die Köchin sagt giftig: „Wenn sie mit Madames Hut spaziert, muß doch wohl Besuch da sein," klopft ans Fenster: „Eh, Mademoiselle, haben Sie sich nicht vergriffen?"

„Die frische Luft tut ihm gut," ruft Fräulein zurück, „es ist übrigens aufregender Besuch da."

„Ja, es ist aufregender Besuch da," bestätigt Jean. Doch da geschieht etwas am Türchen der Remise. Ein Herr drängt herein, blühweiß wie aus einem Wäschekorb, Tennisanzug, breiter roter Gürtel, salutiert das Fräulein mit dem Schläger.

„Sie müssen mich hier hereinlassen, vorn hat man mich abgeschickt; Sie sind entzückend, Mademoiselle, Sie kommen mir sehr bekannt vor." Streift mit einem Blick ihren Hut. In zarter Verlegenheit sagt das Fräulein: „Wenn man Sie vorn abgeschickt hat, darf ich Sie hinten nicht einlassen."

„O," sagt Urville und kann seine Blicke nicht losreißen von dem Hute, „wenn ich Sie hinten nicht herauslasse, können Sie auch vorn nicht. Wir müssen uns also wohl gegenseitig gewähren lassen, nicht wahr?" Schiebt sie ein wenig mit dem Schläger beiseite und eilt durch den Hof ins Haus. Im Korridor mit den spiegelnden Wänden und den roten Teppichen auf weißem Marmor, dort, wo die Terrasse sich zu einem kleinen Wintergarten weitet und die Korbsessel zwischen Oleandern stehen, springt ihm der Schokoladenjean in den Weg.

„Verzeihung, Monsieur, Madame ist nicht zu Hause."

„Dann möge Madame nächstens ihre Stimmgabel nicht vergessen," denn man hört Madames helles Geplauder herüberschallen. Jean aber steht steif: „Madame ist nicht da."

Beau steckt ihm seine Dose mit Zigaretten in die Brusttasche: „Madame ist da, ich bin auch da, daran ist nun nichts mehr zu ändern. Melden." Öffnet kurzerhand die Flügeltür zum Spiegelsaal. Er hat Raumkenntnis, er ist ja beinahe Hausherr. Das Tageslicht flutet grell aus den Fensternischen, brennt den rosa Bezug der Möbel mit Belag von Amarantholz blaß. Er zieht die Vorhänge zu, da liegt der Lichtstrahl nur noch auf dem gebohnerten Boden. Spaziert um die Riesenprunkschale aus Bronze, von einem Minotaur geschleift, die inmitten des Saales aufgebaut ist. Ein feierlicher frierender Raum mit schwerem, unfreundlichem Reichtum. Er setzt sich auf das Sofa, vor ihm das Tischchen mit dem Untergestell aus vergoldeten Greifen, ein zweiteiliger Handspiegel daran, der die Gegenstände im Zimmer widerspiegelt.

Da springt ein Flatterdingelchen in die Spalte der Flügeltür, wirft ihm ein Kußhändchen zu.

„Maman schickt mich, Maman ist beschäftigt. Setzen Sie sich, Liebling; Maman sagt, Sie sollen mir erzählen, was Sie wünschen. Ach, bitte, wollen Sie mich in den Sessel heben?"

Er faßt das Dingelchen untern Arm, es ist zerbrechlich wie eine Nippsache. Es ordnet sein Kleidchen über den Knieen und fordert ihn mit anmutiger Handbewegung auf, zu reden.

„Tiens, ich soll also mit Fräulein Erzengelchen Unterhaltung machen?"

„Ich soll mit Ihnen Unterhaltung machen, wünscht Maman. Bitte, Liebling, kommen Sie auf ihren Zweck."

„Ah, also ein Zweck."

„Maman sagt, ohne Zweck ließen Sie sich doch nicht so oft hinauswerfen."

„Da hat Maman wohl recht. Aber warum läßt sie mich denn hinauswerfen?"

„Mein Gott, kleine Fliege, sie ist doch beschäftigt."
„Wie heißt denn die Beschäftigung, Erzengelchen?"
„Isidore von der Königsfarm."
„Ganz recht, mit dieser Beschäftigung habe ich auch zu tun."
„Ach, wissen Sie denn, daß sie weint?"
Er rückt vom Sofa auf, daß das Tischchen wankt: „Hat sie geweint, Erzengelchen, hat sie nicht etwa die Nase geputzt?"
„O," macht Erzengelchen, springt vom Sessel ab und tätschelt ihm das Gesicht. „Sie sind sehr blaß, Sie müssen keine parfümierten Zigaretten rauchen; Maman raucht sie auch, der Arzt muß sie auf acht Wochen nach Ägypten schicken. — Ah," horcht sie dann auf, „der liebe kleine Papa".
Man hört den lieben kleinen Papa immer, wenn er niest, dann brüllt er wie ein Maasfischer. Als er eintritt, mit einem Gesicht, als müsse er noch einmal niesen, springt Erzengelchen an ihn, läßt sich emporheben und küßt ihm beide Wangen und den Mund.
„Na dä," nickt er Urville zu. „Sie wissen, wir haben den alten Rattenkasten gekauft."
„Wir?"
„Wir Waffenfabrikanten, wir sind doch alle interessiert an dem Prinzenbesuch. Und dann — das verdammte Haus war ja der reinste Revolutionskasten. Der Mob brütet uns da die rabiatesten Streiks aus. Gärt schon wieder so was, wir können das aber gerade jetzt absolut nicht brauchen, unsre Hauptindustrieen leben vom Export, wir können schon längst nicht mehr die regelmäßigen Aufträge prompt liefern, die Kunden springen ab, verdammte Sache — und die Armee? Wenn sie Feuer kommandieren, schießen sie Löcher in die Luft."
„Man müßte lautloses Pulver erfinden," sagt Urville nur. „Das Knallen irritiert den Zuhörer." Und beide sitzen eine Sekunde stumm mit bedeutsamen Blicken auf den scharf äugelnden Erzengel.
„Wir müssen es weggraulen," knurrt Bonivard zu Urville hin.

„Herzchen,“ sagt Urville, „möchten Sie mir ein Glas Wasser holen?“

„Uff,“ macht Bonivard, „unglückliche Idee.“ Herzchen springt an die Schelle und befiehlt Wasser. Bonivard sagt in starrem Ernst: „Herzchen besucht keine Küche, schadet dem Teint, Papa darf auch nicht rauchen, wenn Herzchen da ist; Herzchen muß hinausgehen, wenn Papa raucht, jawohl, Herzchen? Wird sonst einen Teint bekommen wie Mademoiselle, Erbsen im Gesicht, jawohl. Ade, Herzchen. Maman nichts sagen, Papa darf nicht rauchen im Spiegelsaal.“

Herzchen weiß noch nicht, ob es gehen wird. Das letztere aber ist ausschlaggebend, sie soll Maman nichts sagen, sie wird es Maman sagen. „Ade, lieber kleiner Papa, Kuß. Ade, M'sieur Urville, Kuß.“ Und flattert hinaus.

Gut und rauh lacht Bonivard los, holt seine kurze Wallonenpfeife hervor: „So, nun legen Sie los, Sie wollen doch loslegen, he?“

„Die Weisen des Altertums empfehlen uns das Schweigen.“

„Ja, das war noch die gute alte Zeit. Ich rate Ihnen übrigens, schleunigst loszulegen, denn meine Amazonen werden bald zum Rachezug anrücken.

„Nun also: Madame vernagelt mir unwiderruflich die Türe ihres Hauses. Wenn Frauen unwiderruflich sind, handelt es sich um den Kopf des Johannes.“

„Ja, um Ihren. Man will Ihnen Hunger machen.“

„Hunger ist gewöhnlich, ich habe es in meinem Leben nur bis zum Appetit gebracht.“

„Verlassen Sie sich darauf, meine Frau bringt Ihnen auch das Hungern bei, man will Sie gewissermaßen nach Roßkönigs Tochter darben lassen, meine Frau hat darin eine virtuose Begabung; mißglückt ist ihr in dieser Branche eigentlich noch nichts. Aber sie kostet den belgischen Staat insgesamt zehn Prozent aller Ehescheidungen.“

Jetzt sitzt Urville steif in der Sofaecke, seine Worte fallen bruchstückweise: „Bonivard — welches Gefühl

hatten Sie zwei Momente vor dem Bewußtsein, daß Sie Madame liebten?“

„Gar kein Bewußtsein.“

„Aber irgendeine Empfindung hatten Sie doch.“

„Die Empfindung, sie nun zu heiraten.“

„Sind Sie danach nicht zum Trunkenbold geworden?“

„Ich sagte mir, daß viele Männer vor mir in der gleichen Lage waren, und aus diesem Masseninstinkt heraus ließ ich mich heiraten.“

„Und — dann geht das doch wohl so, wenigstens die erste Zeit, romantische Zurückgezogenheit wie etwa Byron mit seiner Guiccioli. Ich kann das nur periodisch aushalten und dann auch nur tropfenweise.“

„Haben Sie überhaupt irgendein Gefühl, das man auf umständlichem Wege als Liebe erklären könnte?“

Nun steht er auf, stellt sich in die Fensternische. Er will etwas niederkämpfen, ehe er spricht, aber seine Stimme fackelt: „In der Tat — ich verliere die Balance. Vielleicht hat's auch bloß Madame verstanden, mir Hunger zu machen — enfin,“ schnellt herum: „Bonivard, ich gehe nicht aus dem Hause, bis ich sie gesehen habe; das Mädchen ist da, ich weiß es.“

Bonivard schlägt die Beine übereinander, beginnt wie ein Schlot zu rauchen: „Dann ist es Zeit, daß Sie jetzt verschwinden, ich höre meine Amazonen. Sie finden Ihre Herz-Dame im Zimmer meiner Frau. Voraussichtlich sind Sie zehn Minuten sicher, ich werde den Feind durch leichtes Geplänkel aus der Feuerlinie fernhalten.“ Da ist Beau Urville schon hinaus. Er hört noch Madames empfindliche Schreckensrufe. Er nimmt seinen schnellen Weg, wirft alle Türen auf, läßt sie offen, ist erregt, denkt aber, daß er bloß nervös ist. Als er vor der schmalen Tür mit der Intarsieneinlage steht, bleibt er eine Sekunde im Zögern. Unzählige Male ist er über diese Schwelle geschritten als der übermütige Schwätzer, ohne Verantwortlichkeit, als der Mensch, von dem nichts andres verlangt wird, als sich angenehm zu machen. Untiefen in sich, die wechselnde Stimmungen erzeugen, bestrebt sich ein Mensch mit einer guten

Kinderstube zu glätten. Aber Beau Urville ist feinnervig und sieht schon Tiefen wie Untiefen. Und eingedenk dessen, daß er ein Mensch ist mit einer guten Kinderstube, kommt ihm vor der Tür mit der Intarsieneinlage der widerwillige Gedanke, daß er im Begriff steht, sich in eine furchtbare Untiefe zu begeben, daß da ein Menschenkind sitzt, das mehr von ihm für den täglichen Gebrauch verlangt, als sich angenehm zu machen, die das ganz in der Ordnung finden würde, wenn er jetzt wie ein Droschkenkutscher hineinstürzte und sie an sich riß und so weiter. Er holt sein Taschentuch aus dem Ärmel, tupft sich die Stirn, eine Hitzwelle nach der andern steigt in ihm auf. Teufel! — und von dieser Schwelle fort kann er nicht mehr. Er will sie sehen: Après nous le déluge. — Drückt leise die Tür auf. Madame hatte die maisgelben Vorhänge vorgeschoben. Sie liebt verblüffende Lichtwirkungen. Die sanft gelbfließende Dämmerung tunkt das ganze Gemach ein, die Möbel und die Vertäfelung aus violettlackiertem Pappelholz. Beau Urvilles Blicke suchen die bekannte Ecke an dem breiten Schiebefenster. Sie ist wie eine Traumnische voll Heimlichkeit und Geflüster. Um den kleinen Tisch aus grünem Bast zierliche Sessel mit maisgelbem Korbgeflecht, großblumige Kissen aus indischer Seide darin. Blank auf einer Silberschüssel der kleine Teekessel. Die blaue Flamme fackelt lautlos in der verwunschenen Dämmerung. Und ein weißduftiger Mädchenarm mit jungen weichen Bewegungen zwischen den schmalen Teegläsern, der vierkantigen Rumflasche und den Kopenhagener Fayencetellern mit den englischen Weißbrotschnitten, Butter und Marmelade. Zwischen dieser zierlichen Echtheit eines intimen Teetischchens bewegt sich hantierend der weißweiche Arm, langt nach dem Kelchglas mit den süßduftenden Marienlilien.

Von dieser duftschwangern Betäubung ist Beau Urville in das Gemach hineingezogen, sagt flüsternd und wieder in seiner liebenswürdigsten Schalkheit: „Alexander der Große hat das glückliche Arabien auf hohem Meere durch seine Wohlgerüche entdeckt; Sie dürfen

nicht zürnen, wenn in diesem Augenblick wenigstens meine Nase sich mit derjenigen Alexanders messen kann."

In dem sanften Dämmer sieht er ihre langsame Bewegung zu ihm her, ihr Gesicht, das nur aus den Augen zu bestehen scheint. Er schlüpft herein und schlank und blühweiß zu ihr in das wunderliche Lichtspiel. Befühlt den Teekessel.

„Es reicht noch für bescheidene Ansprüche. Bitte, seien Sie so lieb."

Da sagt sie herb und trocken: „Sie haben kein Glas. Oder wollen Sie, daß ich Ihnen das von Madame —"

Er sitzt im Sessel ihr gegenüber, sieht sie mit flimmernden Blicken an, spricht's dann kurz und fordernd: „Geben Sie mir Ihr Glas."

Seine Worte verhallen. Sie bleibt unbeweglich. Ihr Kopf ist in die Hand gestützt. Man weiß nicht, ob sie kämpft. Dann schiebt sie ihm mit hastiger Bewegung das Teeglas hin.

„Warum lassen Sie mich nicht Ihr Gesicht sehen?"

„Ich will ja auch Ihres nicht sehen," sagt sie in trauriger Mutlosigkeit.

„Weil Sie geweint haben — darum."

Da hört man ihre Stimme kaum. „Nun, so wissen Sie es."

Er schiebt sachte seinen Arm zwischen der Silberschale für Zucker und der blauen fackelnden Flamme hin zu dem ihren.

„Warum weinen Sie mehr als Sie lachen? Ihre Lebensbürde ist ein Federplumeau, aber Sie sammeln Steine hinein, um eine Last daraus zu machen."

„Ich trage meine Lasten gern."

„Ja, so sind Sie." Er zieht seinen Arm zurück. Eine graue Schwere fällt über ihn. Bei Gott! Er möchte fast seufzen. Da streift sein Blick über die Brotschale hin. Ein Brief liegt hingeworfen darauf. Eine Schrift mit den Konsonantenschlingen nach links zu wahren Fleischhaken ausgebogen.

„Essen Sie unter anderm auch Liebesbriefe?" fragt er. „Missionare erzählen, daß es Menschen gibt, die gekochte Raupen essen."

„Wir sind doch keine Wilden."

„Liegt die Hesbaye wirklich in Europa? Wissen Sie, Stanley wurde von seinem Verleger ausgeschickt mit der Order: Suchen Sie Livingstone; — ebensogut könnten Sie mir sagen: Suchen Sie die Hesbaye." Sein fast gewaltsam wortwürfelndes Reden kreuzigt sie in diesem Augenblick physisch.

„Lesen Sie den Brief," sagt sie, „meine Mutter schreibt an Madame."

Nun huscht in sein Gesicht ein neuer, fremder Ausdruck der Benommenheit. Er kennt diese Frau nicht, aber er vermöchte nicht ihren Namen auf die Lippen zu nehmen, wenn er lacht. Die Fleischhaken ihrer Schrift scheinen sich auszudehnen und ihn aufzugabeln. Er fühlt so etwas, daß diese Frau sein Geschick an ihre Fleischhaken heften wird, daß seine Furcht, dieses süße Geschöpf vor ihm mit seinem traurigen Leid in Besitz zu nehmen, von dieser Frau ausgeht.

Die Schrift ist so, daß man sie laut lesen muß, um sie zu verstehen. Er liest: „Madame, Sie wollen meine Tochter in Ihr Haus nehmen. Ich bitte Sie, sie dort zu lassen, wo ich sie hingegeben habe. Unser Geschlecht lebt nach der Tradition, und ich habe die Erziehung der Erbin vom ‚Kindlein Jesu' so zu leiten, wie sie mir vorgeschrieben ist. Sie wird jetzt heimreisen und Marc Thibâ heiraten. Dazu gebe Gott seinen Segen. Chatrina Cornélis vom ‚Kindlein Jesu', vermählte D'Aiwe."

Beau Urville hält noch das Briefblatt, knipst mit dem Finger darauf, — auf den Namen Marc Thibâs.

„Wer ist Marc Thibâ? Marc Thibâ ist wohl ein Mensch, der nach der Mahlzeit sich mit dem Taschenmesser die Zähne säubert, Pferdemist fährt und beim Niesen ‚Prost' sagt, he?"

„Was wissen Sie von Marc Thibâ? Warum sprechen Sie so?"

„Nun, auf jeden Fall trägt er Wasserstiefel bis zur äußersten Peripherie, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert."

„Wer Marc Thibâ kennt, hat ihn immer geachtet."

„So heiraten Sie ihn doch."

Da rückt, von einem wuchtigen Stoß getroffen, der Teetisch klirrend gegen ihn. Isidore ist aufgesprungen, ihre Augen flammen, ihre Nasenflügel zittern, durch die halbgeöffneten Lippen stößt der Atem. „Ja, ich werde ihn heiraten."

Auch er steht auf, ruhig und geräuschlos, stellt auch ebenso seinen Sessel wieder an seinen Platz. Je heftiger sie sich äußert, desto ruhiger wird er.

„Natürlich werden Sie ihn heiraten. Es gibt Männer, mit denen man nichts andres anfangen kann, als sie heiraten." Er hält etwas inne, holt Atem. „Es gibt auch Männer, die man liebt und die eine schöne Erinnerung bleiben, — wie eine heitere Jugend. Aber, die heiratet man nicht."

Sie sitzt wieder, umkrampft die Sessellehne, und da fügt er leise hinzu: „Von den zwei Männern, die in Ihrem Leben sind, meine ich der eine zu sein. Da sie nun Marc Thibâ h e i r a t e n, so" — er flüstert's auf ihren gesenkten jungschönen Kopf — „muß ich wohl der andre sein, den —" er bricht ab. Sie sieht auf seine Hand, die er auf das Tischchen stützt. Diese schlanke klassische Männerhand mit dem gewölbten Handrücken und den aristokratisch gepflegten Fingern. — Es ist doch ein leises Zittern in dieser Hand, das den Tisch erschüttert, sie fühlt's, alle ihre Sinne saugen es auf. Ihr Gesicht ist über dieser schönen arbeitsscheuen Hand; sie scheint ihr etwas Feines und Zerbrechliches, das man stiehlt, um es mit sich zu nehmen für alle Zeit. Ihr Mund fällt darauf. Sie küßt und weint darauf. Dann schleudert sie die Hand weg, steht auf und geht ins Zimmer zurück. Sie will nicht mehr weinen, sie will stolz sein in ihrer Liebe, die sie ihm wie ein Almosen nachträgt. Er kommt ihr nach, es fällt ihm nicht ein, stolz zu sein. Wenn er ihr doch nur beibringen könnte, daß Tränen und Vorwürfe und Herbheit und Rauheit und — enfin, schlechte Manieren durchaus nicht zur Liebe notwendig sind. Liebe ist doch kein Fastengebot. Wenn denn schon nur mehr eine kurze Zeit sein soll, dann: geküßt, gelacht, gefreut — später läßt sich schon mit der Mama reden, die den Marc Thibâ zu heiraten

als ein Gebot aufstellt. Dergleichen sagt er ihr und nähert sich.

Sie erwidert: „Wir sehen die Welt anders. Ich denke mir jetzt, es wird fast ein Wagnis sein,“ und dreht ihm wieder ihr flammendes Gesicht zu, „weil ich Sie heirate.“

„Bien, dann, bitte, lassen Sie mich Sie heiraten.“

„Mit Redensarten machen Sie eine Ehe.“

Da ist er hinter ihr und küßt sie hinters Ohr. „Nein, Liebste, mit einem Kuß und einem feierlichen Gelächter.“

„Und einem frivolen Scherz, ja.“

„Wir scherzen auch, wenn wir sterben.“

„Sie würden mich begraben und sagen: Nun hat sie faktisch die neuen Spargel nicht mehr erlebt.“

„Aber darüber ging das Herz in Stücke.“

Sie lacht leise und bitter. „Monsieur, Ihr Herz kriegt man schon im Basar für fünfundneunzig Pfennig.“

Da küßt er sie auf den Hals. „Sie sind süß, wenn Sie nur immer so wollten Ihr Zünglein klappern lassen.“

Sie tritt von ihm weg. Es ist schrecklich; was ihr wehe tut zum Aufschreien, nennt er süß. Da hört man Madames Stimme an der Tür: „Ist's mir erlaubt, in mein Zimmer zu kommen?“

„Jetzt müssen Sie gehen,“ sagt Isidore ernst und denkt in großer Erschütterung, es müsse für immer sein. Er fährt mit einer heftigen Bewegung durchs Haar, sucht im Zimmer, als habe er seinen Hut verlegt. In seine angebräunte Haut läuft eine intensive Röte. Madame steht schon in der Tür, tritt mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln beiseite, sagt auch: „Nun müssen Sie gehen, Beau Urville.“

Seine Blicke wehen in seinem zuckenden Gesicht. Kein keckes Wort hüpft von seinen Lippen. Er sagt nichts und geht. Madames lächelnde Augen ruhen scharf auf Isidore. Da geschieht, was sie nicht anders erwartet hat. „Sie dürfen ihn nicht fortschicken, Madame!“

Ein gequälter Ruf, der wie Blut schreit. Bis zur Tür stürzt Isidore, steht am Pfosten und möchte wieder

zurück. „Beau Urville!“ ruft Madame, „das ist Ihre letzte Chance.“

Da hat Beau Urville das Mädchen an sich gerissen, sagt fast mit wuterstickter Stimme: „Also: auf gut Glück! Ich bin kein Teufel, du kein Engel, vielleicht wird's trotzdem ein Himmelreich.“ Und küßt sie wie toll und schert sich nicht um Madame.

„Maman!“ ruft aus dem Korridor Erzengelchen, „umdrehen, bitte!“ und hält verschmitzt die gespreizten Hände vors Gesicht.

„Geben Sie meinem Bébé kein Ärgernis,“ sagt Madame und trennt sie, gibt Isidore den Brief ihrer Mutter in die Hand. „Chérie, Sie werden sich noch damit abfinden müssen.“

Das Briefblatt knistert in des Mädchens krampfenden Fingern.

„Es wird Kampf werden.“

„Skandal heißt das wohl richtiger,“ wirft Beau Urville ein. Sie steht vor ihm, die Lippen zusammengepreßt, entschlossen und fest.

„Nein,“ sagt sie, „Kampf!“

Da weiß man, daß sie die Tochter der Frau vom „Kindlein Jesu“ ist. Madame sagt: „Dann müssen wir ihn wohl zu Tisch bitten, Chérie, obwohl Beau Urville die Nase rümpft, wenn Geflügel mit Pilzen aus dem Souterrain duftet.“

„Er darf heute nicht einmal wissen, was er ißt,“ sagt Isidore und henkelt sich in seinen Arm.

Weit aus dem Korridor hallt ein derbes Lachen: „Zu solcher Bewußtlosigkeit zähmt man keinen Beau Urville. Liebe Frau, gewöhne ihr das ab, ich meine die Illusion.“

„Pfui, Albert, das sagt man Verlobten nicht.“

„Verheirateten braucht man's nicht mehr zu sagen.“

Madame nimmt Isidore zu sich her. „Lassen wir die schrecklichen Männer allein!“

„Ja, kommen Sie,“ ruft Bonivard und holt Beau Urville. „Wir beide genehmigen vorerst noch eine Moët et Chandon. Sie haben uns ja doch das mit dem Prinzen gemanaget.“ Sagt, nur müsse er auch bei

dem Festival als Verschönerungsrat mitwirken, den ‚Bluff‘ herausarbeiten. Ah, Beau Urville wird eine unsagbare Arbeit leisten müssen. Sie rauchen schwere Importe. Isidore kommt und zürnt. Wie kann sie den Mann küssen, dessen Mund wie ein Schlot dunstet.“

„Er muß Veilchenpastillen essen,“ sagt Madame, setzt sich an den Kopf des Tisches und richtet den Salat an. Beau Urville greift in seine Westentasche und ißt aus einer Silberkapsel Veilchenpastillen. Da wird's Isidore sehr zum Lachen, denn wenn einer auf der Roßfarm nach seiner Pfeife Veilchenpastillen essen würde, zum Beispiel Marc Thibâ, — ach, wie sehr sie lachen muß.

Und ist so überaus glücklich, als sie nun aus den Avenuen zurückfährt, und denkt, daß sie um ihre Liebe kämpfen muß. Die Entchen sehen ihr in diesen Tagen viel ins Gesicht, sie können etwas darin nicht begreifen. Als sie aber hören, daß die Hesbayerin zum Festival geladen ist und vor dem Prinzen schon den Mufti geritten hat, da wissen sie bestimmt, daß auf dem Fest etwas Merkwürdiges geschehen wird. Bebelle spricht sehr wissend und fast furchterregend: „Jawohl, es wird etwas geschehen.“

Dann ist in der Stadt über dem großen Maulwurfshügel eine fieberhafte Regsamkeit, hauptsächlich in den engen Stadtwinkeln, wo die „Grandseigneurs mit zerrissenem Schuh“ hausen, die Taubenbarone mit den Preismedaillen am Hutband, die Stutzer aus dem Kabarett, die in müdem Trott stürmende Worte schleudern. Sie alle sind in aufgestörter Ruhelosigkeit aus den Schlupfwinkeln von den Hügeln herunter. Aber auch die solide Bürgerschaft kommt in prickelnde Unruhe, die auf das wohlgeordnete Familienleben sehr erfrischend fällt. Die Meinungen schwanken, ob der Prinz kommt oder nicht. Die Zeitungsmänner aber, die Beau Urville, den Festordner, geradewegs im Arbeitslärm des alten Hauses überrumpeln, hören, daß der Prinz unter dem Decknamen Graf d'Orsay, also nicht offiziell im Auftrage der Regierung, kommen wird. Wer in jenen Tagen die Handwerker Lüttichs be-

ansprucchen will, begegnet Kopfschütteln und Lächeln. Es müssen wunderbare Dinge Tag und Nacht in dem alten Hause verrichtet werden.

Als der Mittag des Festtages in blendender Sonne steht, weiß man noch nicht, ob der Prinz wirklich kommen wird. Als der polternde Eiswagen vor das alte Haus rollt, laufen die Leute der Gäßchen an die Türen und staunen die mächtigen Kübel Eis an, die zur Abkühlung der Räume in das Haus geschafft werden. Die Fuhrknechte aber erzählen, wie das alte Haus voller Wunder geworden sei, die morschen Wände mit Purpurseide überspannt, ein ganzer Wald in Ecken und Verstecken, silberne Eßkörbchen auf Bäumen — o, ganz wunderbar. O, meinen die Leute aus dem Gäßchen und von den Hügeln, dann müsse man mal durchs Kellerloch einsteigen, heut zur Nacht, wenn das alles in großem Glanz ist.

Sanft und violett fiel der Abend über die Maas. Vor dem Haus Curtius drängt die Menge zuhauf. Kaum schafft das Polizeiaufgebot für die Auffahrt der Wagen Bahn. Die Brandfüchse der Bonivards klappern als die ersten an. Der Wagen ist mit Blumen überladen, hat bei der Rundfahrt in den Avenuen Aufsehen gemacht. Hinter ihm ein hoher, leichter Gig, den ein Mädchen, fremdländisch wie Carmen, lenkt. Hei, wie sie den lang gespannten Amerikaner scharf ins Geschirr nimmt, der fauchende Atem stößt aus den Nüstern.

Nun wird im Menschenhaufen ein Gewühl; einer will vordrängen, da sausen die gespreizten Hände auf ihn nieder. Doch läßt Wellemche die Hände niederklatschen, er hat das gute, freigebige Gesicht wiedergesehen. Sie ist gewiß eine Fee — wenn Wellemche überhaupt noch an Feen glaubte; aber steht nun starr bewundernd und läßt auf sich dreschen. — O, ein gutes, schönes, mitleidiges Gesicht ... husch, verschwunden in dem Glanz, wie eine feine, liebliche, duftende Wolke.

Und wieder pladdern Pferdehufe auf dem Pflaster. Lautlos eine elegante Halbchaise, eine bekannte Blumenverkäuferin als Rosselenkerin. Ei, das kann nur

ein Beau machen. Freudiger Lärm schwillt an. Wer kennt nicht den Beau Urville? Er hat einmal für die lieben, verruchten Leute auf den Hügeln seinen Rock gelassen und ging in Hemdärmeln nach Hause. Er hat ihnen auch einmal ein Faß Schnaps gestiftet, als sie in den Avenuen die Fenster einwerfen wollten; da fielen sie wie berauschte Katzen hin. Hoch der Beau! — Ha, was eine vornehme Verrücktheit. Wahrhaftig, guter Gott, er hat die Pferdehufe versilbern lassen, sie glänzen wie durchleuchteter Schnee. Aber man sagt, daß er dafür die Liebesgeschenke von den Lütticher Damen einschmelzen ließ. Ah, und da freuen sich und lachen die Leute von den Hügeln, daß er wieder so was gemacht hat, der liebe, kleine Beau. Und als er nun sehr schlank und im schwarzen Gesellschaftsanzug vom Trittbrett abspringt, rufen ihm die Frauen zu, er sei schön zum Küssen. Da winkt er ihnen mit der Hand zu.

Eine lange Wagenkette schiebt sich dem Wägelchen nach. Die gestutzten Pferde der Grubenbesitzer, das Geschirr mit Halbedelsteinen in Platinfassung, dann die Gefährte der kleinen Barone, die sommers ihre Kur in Karlsbad nehmen und schon mit dem Prinzen am Brunnen zusammengetroffen sind. Als sie anfahren, springen Diener mit Fackeln vor. Langsam rückt die Wagenkette nach. Ein Ruf aus dem Gewühl: die Herzogin von Sural.

Ah, die gute Alte! Sie hat für die Errichtung der Arbeiterhäuser an der Kathedrale gebettelt; es war harte Mühe, zwei Nichten des Bischofs mußten sie stützen, sie ist alt wie eine Mumie. Die Männer nehmen ihre Mützen ab. Platz für den Wagen der Herzogin Sural! Aber eine Gruppe Bergmannshüte trotzt. Es sind keine Lütticher, das würde kein Mann von Lüttich fertig bringen, vor der guten Alten frech wie ein Apache zu stehen. Also sind's ‚Deutsche'; es sind viele Deutsche in den Gruben.

Vom Wagen ab springen zwei Lakaien, die Ehrendame stützt die Herzogin, die langsam über den Teppich schlurft, der in den Eingang hineinschlängelt. Die

schwarze Spitzenmantille schleift von dem greisen Haupte herab über die steifen Falten ihres Gewandes. In die Stille fragt ihre alt-harte Stimme: „Hat man den Leuten einige Douceurs verabfolgt?"

Wie gesagt, sie ist alt und schwerhörig, und so schreit ihr der Lütticher Plebs seine Liebenswürdigkeiten zu: „Nichts, madame la duchesse, keine Bohne. Aber das tut nichts, madame la duchesse, wissen Sie vielleicht, ob der Prinz kommt?"

Da machen die Diener beleidigte Gesichter und schließen sich hinter der Herzogin zum Staket zusammen. Ohne Interesse sieht dann noch das Volk, daß ein einfacher Wagen herrollt, dem zwei „Zivilmöpse" entsteigen. Gleichzeitig sirrt am Turmfirst des alten Hauses die belgische Fahne hoch. Danach kommen Diener und rollen den Prunkteppich von der Straße auf und sagen, der Prinz sei soeben eingefahren. Da drängt das Volk vor, um sie zu prügeln.

Im alten Hause beginnen schon die Geigen zu simseln. Diele und Magazin sind zur prächtigen Halle verwandelt, dicke Wachsstockkerzen am Eingang und auf den zwölfarmigen Leuchtern rings an den Wänden. Ein bleiches verstorbenes Licht zaubert auf den eisfarbenen Lack des Bodens wunderliche Wasserreflexe. Ein Gewühl und Gewürm schlängelt da plötzlich heran über den illusorischen Eisboden, schattenhaft, sprunghaft, Fische, Muscheln, Quirle von Fröschen, es scheint um die Lackschuhe der Dahinschreitenden zu ringeln, zu drehen, springt auf die gleißenden Schleppen, schleift an den Bügelfalten der Herren hinauf — ein lachhaft grauses Gewirr, vom Brennspiegel am Treppenpodest hervorgezaubert.

Doch bemerkt man in den feinleisen Belustigungen, daß am Eingang etwas vorgeht. Parbleu, der Prinz. Schlicht wie ein Bürger. Ob er die Koburgnase hat? — Er geht auf Madame Bonivard zu. Ah! die Bonivard! Ein Aufbau von ungewollter Verblüffung und verkapselter Künstelei. Dehnt sich in höchst anmutiger Pose, die Sylphidenlinien ihres rotgoldenen Seidenkleides schweifen, darüber das Geriesel in blauem

Krepp, der handbreit gestickte goldene Randbort im schimmernden Geschlängel in die Schleppe hinein; und dieses Farbenwiderspiel fließt auf ihren Nacken, ihre Arme, in das Haargeflecht mit der blitzenden Ähren-krone.

Man weiß das: der Prinz hat die witternde Nase, schöne entgegenkommende Frauen aufzuspüren. Er bittet Madame, ihm zu erlauben, die kostbare Orchidee, die seltene, hochrot flammende, auf ihrer Schulter küssen zu dürfen. Er kennt den Reichtum, der in dieser Blume steckt, die Fürsten sich von der Importfirma St. Albans in England schicken lassen. Und flüstert: „Madame wissen, was zu Zeiten Elisabeths in England jedem fremden Botschafter, der sein Beglaubigungsschreiben vorweisen konnte, erlaubt war — ‚mit diesem Kuß all meine Damen zu küssen!‘ — Nun, und was ist mir erlaubt?“

Sie macht eine halbe Wendung von ihm weg, und über die Schulter zurück im verhaltenen Lächeln: „Mein Prinz, ich muß vorher erst eine Königin werden.“

„Graf d'Orsay,“ verbessert er, wendet sich zu Bonivard. „Wahrhaftig, das hat man in den Wundern dieses Festes vergessen: ein Königreich, um es einer schönen Frau zu schenken.“

Bonivard verfügt nicht über geistreiche Einfälle, er lächelt nicht einmal, man sieht es ihm an, wie es ihn zur Eile drängt, den erlauchten Halbkreis dem Prinzen vorzustellen und dann seiner Wege zu gehen. Der gute Bonivard. Die Barone mit den schmalen Hüften und fallenden Schultern stecken den Daumen in die Hosentaschen und lächeln. Dieser König der Flitzbogen. Braver Bonivard; man sagt, daß er ab und zu heimlich in den kleinen Bratküchen speist, um einmal wieder mit den Fingern die knusperigen Kartoffelschnitten essen zu können.

Madame kämpft mit einem Herzkrampf, als sie sieht, wie dieser Albert Bonivard mit seinem entsetzlichen Geburtsfehler damit beginnt, die kleinen Barone herunterzunennen und die Herzogin von Sural, die wie ein versteinertes Götzenbild in der Oleanderecke sitzt, über-

sieht. Dieser schreckliche Albert ist imstande zu denken, die Alte kann warten. Da eilt der Prinz zu dieser, drückt sie sanft in den Sessel zurück, aus dem sie sich schwer erheben will. Aber ihr scharfes schmales Gesicht verharrt in hoheitsvoller Strenge, sie stößt sich energisch empor, hält sich an den Sessellehnen, steht da, ein marmornes: Il faut se mortifier.

Auf den Arm des Prinzen gestützt, macht sie mit ihm und dem nachfolgenden Schwarm der Gäste den Rundgang durch die Herrlichkeiten. Die Waffenschmiede schieben Bonivard an die Spitze, er soll den Prinzen in die zum „Bluff" arrangierten Magazine führen, er soll an den Zweck, an das Geschäft denken. Die Magazine enthalten das Wunderwerk der Waffenschmiedekunst, und da man nun mal das Riesengeld ausgeworfen habe — — Und an dem Gesicht des Prinzen glauben die Barone zu bemerken, daß er's wirklich für einen Bluff, also amerikanisch, also nicht pariserisch, hält. Derselben Meinung sind die Grubenbesitzer, deren weite „Kastenhosen" über die Lackschuhe fallen. Sie passen sich gern der Meinung der kleinen Barone an, die nicht abgeneigt sind, reiche Bürgerstöchter adelig zu machen.

Morbleu! sagen sie jetzt und staunen. Auf Ehrenwort, das haben diese Protzen famos gemacht, wirklich. Hochachtung! Mit Purpurseide die zerklüfteten Wände überdeckt, in halber Wandhöhe rundum Spiegelglas. Auf diesem magischen Hintergrund von Glanz und Purpur spiegeln sich die verschiedenen Hantierungen des Waffenhandwerks, hervorgerufen durch die Spiegelwirkung der an dem Deckensims angebrachten Originalbilder. Aber das Licht! Dieu, was für ein verrücktes Licht. Fächerförmig, in abenteuerlichen Farbenstreifen abgeteilt, war das Licht von der Decke aus abgesperrt und schoß in unruhigem Widerspiel herab in grünschillernde Gesichter, violett geschwefelte Haare, auf mit Feuertupfen übersäte Gewänder. In diesen Irrlichtgeistern das Summen und Surren der prickelnden Reden, abgedämpftes Staunen und verlebtes Lächeln. Doch drehen die Blicke der

Waffenschmiede verheißend nach der Sektgrotte hin, wo ein Blasebalg aufragt. Seine Rohröffnung ist ein Negerkopf. Als nun Bonivard an der Kette zieht und den Balg zusammenpreßt, faucht's aus Augen, Nase und Mund des Negers, ein quirlendes glänzendes Feuerwerk und hintennach ein Gebrüll, wie es Apis, das heilige Tier, in seiner behaglichsten Götterlaune von sich gegeben haben mochte. Die Herzogin von Sural bat, daß man sie hinausführe, denn solche Naturlaute gestattete sie nicht einmal dem Vieh, das man zwar in ihren Kreisen nicht nennt, dessen Würstchen man aber stillschweigend beim Lunch verzehrt.

Empört schwebt Madame Bonivard zu dieser Schreigrotte, wo Albert der Schreckliche, im Kreise geschäftstüchtiger Bundesgenossen und von der im Gewand der Waffenknechte steckenden Bedienung mit Sektflaschen umlagert, den „Eindruck" gebührend begießt. Sie fordert unbedingt die Entfernung dieser Jahrmarktsache. Aber obgleich nun die Schreigrotte stumm gemacht ist, will die Ehrendame es nicht übernehmen, ihre Herzogin wieder hereinzuholen, um so mehr, da sie im Hinterhalt etwas entdeckt, das schließlich auch kein Haustier ist, den Elefanten „Mikosch" aus dem gerade gastierenden Zirkus. Ah, mon Dieu, diese unverbesserlichen Bürgersleute! Kratze den Russen und der Tartar springt heraus.

Doch tut der Elefant „Mikosch" ungeachtet dessen seine Pflicht und Schuldigkeit, langt mit dem bebänderten Rüssel nach dem aus echten Winchester-Repetiergewehren kunstvoll vollendeten Kronleuchter hinauf, wo in zierlichen Körbchen die Gastgeschenke gebettet sind, und überreicht dem Prinzen das für ihn bestimmte.

Sehr sinnreich nennt es der Prinz, und wer die herrliche Idee erdacht habe? Da nennt man den Namen: Beau Urville. Der Prinz tippt sich an die Stirn, er erinnert sich, ja aber sehr erinnert er sich. Und wieso sich der Beau das Recht herausnehme, sich fernzuhalten. Bonivard erlaubt sich, im Vertrauen zu sagen, daß der Beau in einer „Attrappe" erscheinen

wolle, zwinkert dabei mit den Augen, denkt, daß nun sein Werk getan ist, klopft mit dem Hämmerchen auf den Amboß und läßt sich von dem herbeieilenden Diener ein Tischleindeckdich herrichten. Baron Goffard, von dessen jungem Kahlkopf der Volkswitz sagt, der Baron müsse sich beim Waschen eine Zipfelmütze aufsetzen, damit er wisse, wo das Gesicht aufhöre — also, dieser Baron Goffard hat Madame Bonivard eine Menge schmeichelhafter Dinge gesagt, die sie mit abwesendem Lächeln quittiert, und steht dann mitten im Satze auf, sagt: „Herr Baron, führen Sie mich zu meinem Manne." Ihre unruhigen Blicke sind schon vorausgeeilt. Bonivard eilt ihr mit der Serviette im Knopfloch entgegen. Madame aber setzt ihren Mignonfuß energisch auf seine Stiefelspitze, raunt: „Bringe mich sofort in die Nähe des Prinzen."

Bonivard klemmt seine Virginia zwischen die Lippen, fragt: „Soll ich ihm zutrinken oder willst du die Polonäse mit ihm tanzen?"

„Du bist ein Holzknecht, Albert Bonivard," wütet Madame, läßt aber im übrigen ihre liebenswürdigsten Blicke in die Runde gehen, „nimm die Zigarre aus dem Munde, wenn du mit mir sprichst. Wie kannst du dich unterstehen, jetzt schon das Büfett zu attackieren?"

„Sapristi," widerspricht er und läßt sich widerwillig von ihr davonführen, „die Sektgrotte haben wir uns ein bißchen als Rauchsalon hergerichtet, schließlich kann ich doch ein Appetitkörbchen beanspruchen, wo ich mein gutes Geld beigesteuert habe."

„Die Gesellschaft sieht, daß du knurrst, lieber Albert," grüßt und nickt entzückt nach allen Seiten, „ich bin überzeugt, du hast dir auch eine Grotte zurechtgemacht, wo du den Rock ausziehst und deine Meerschaumpfeife rauchst," krallt ihm nachdrücklichst die Finger in die Rockärmel. „Ich will den Prinzen in unsrem Hause zu Gast sehen, ich will. Die Kleine aus der Hesbaye muß mir helfen." Stockt, denn von der Halle her macht man freie Bahn, eine riesige Kanonenkugel rollt an, die Maschine rattert ihr im Bauch — puff, gibt's einen Knall, die Hülle platzt auseinander, und

wie ein Weihnachtsmärchen enthüllt sich die „Attrappe“: Beau als Lenker der Maschine in der alten Tracht der Roßknechte von der Königsfarm, Lederkniehosen und rotes Wams mit klinkernden Medaillen, breiter Kamelhaarhut mit langwallenden Bändern. Hinter ihm Isidore, den kostbar gewirkten Seidenschal um die Hüften geschlungen, mit weiß-weiten Hängeärmeln, schwerhängenden Zöpfen, halbhohen Saffianstiefeln. Sie schwingt Büschel blauer Disteln, sie sagt, sie wachsen bei ihnen in den ungeheuren Kalkfeldern.

Baron Goffard wendet sich an Bonivard: „Parbleu, was ein —,“ neigt sich Bonivard zu, „darf man ‚Weib‘ sagen oder ‚Dame‘? — Eh bien also, rassig, verlassen Sie sich drauf: rassig, kenne das.“ Monokelt nach ihr: „Madonna von Murillo von einem Anstreicher überpinselt.“

„Und rassig viel Geld,“ nickt Bonivard.

„Milliardär von anno 1900.“

„Nein — 1650, zwei Jahrhunderte früher als Ihr Baronat.“

Da tritt Goffard beiseite, nimmt einen Medaillonspiegel in die hohle Hand, streicht die Haaroase seines spitzgewölbten Schädels glatt, räuspert sich und — fertig zum Angriff. Der Prinz kreuzt seinen Weg und geradeswegs auf die „Attrappe“ zu. Verdammt doch, Prinzen sind keine Nebenbuhler.

Der Prinz bleibt bei Beau Urville stehen: „Was haben Sie uns da importiert, Urville?“

„Denken Sie nach, Graf d'Orsay, sie hat Ihnen den Hengst Mufti zugeritten.“

Und da rispelt in Seide und Kettenbehang schon die Jungmädchengestalt hinter ihm hervor und in selbstsicherer Unbefangenheit auf den Prinzen zu, lacht ihn in herzlicher Freude an: „Wissen Sie, er hat die höchst dotierte Steeplechase von Chantilly, hundertzwanzigtausend Franken, genommen.“

„Ah, famos, famos!“ der Prinz nimmt Isidorens beide Hände, „aber wissen Sie auch, daß Mufti ein feiger Bursch sein konnte? Er störrte vor einem Kaninchen, das ihm vor die Trittlinge lief, und ob-

gleich die Amazone von Kindlein Jesu im Herrensattel saß."

„Aber, Prinz, Sie haben ihm doch eine Petarde an den edeln Schweif gebunden und — bums, sauste er mit mir fort."

Er lacht, sie lacht, er läßt ihre Hände nicht los, sagt: „Und da drohten Sie mir, sich zu revanchieren."

Nun löst sie langsam ihre Hände aus seinen, ihre Worte fallen in kühner Selbstverständlichkeit: „Ja, wenn ich einmal in I h r Königreich kommen würde."

„Und damals war ich in I h r e m."

Sie horcht auf; ganz unmerklich, aber man kann's doch hören, klingt ein ironischer Unterton mit? Da rücken ihre dunklen Brauen über den Augen zusammen: „Kein Hesbayer wird Ihnen anders sagen."

„Nun denn, revanchieren Sie sich."

„Ich weiß es noch nicht."

„Überlegen?"

„Nein — warten."

„Bis —?"

„Bis es nötig wird."

Beau Urville erwacht aus grenzenlosem Erstaunen. Hat zunächst die unglaubliche Empfindung, hier vollständig ausgeschaltet zu sein. Sie steht da und redet, nein, sie gibt sich — wie eine „Geborene", geradezu ausgewechselt, Heimatluft übers Gesicht hin. Sie steht jetzt wahrscheinlich auf einem Acker der Hesbaye und fühlt sich — monarchisch. Oder —? Oder reagiert der Prinz bloß auf ihre Natur —? Auf das, was man hier nicht an ihr kennt? Sacredieu ... Hat Beau Urville Rechte? Er gibt einen Wink zu der hinter Oleandern versteckten Musiktribüne hinauf, man solle die Fackelpolonäse intonieren.

Da spricht der Prinz: „Aber ich will trotzdem schon mit dem Sühneopfer beginnen. Ihre Majestät nimmt Kur in Aachen, Majestät wird Sie gern sehen, bien, ich werde Sie zur Königin bringen."

„Prinz, ich will nicht."

„Sie — wollen nicht?"

„Wenn die Königin zur Farm kommt, kann ich ihr

die Hand geben, wenn ich jetzt zu ihr gehe, muß ich ihr die Hand küssen.“ Über die dunkle Schwermut ihres Gesichts zuckt ein Kinderlachen. „Und dann falle ich aus der Rolle.“

„Wollen Sie mich sorgen lassen?“ Da rauscht ihm die Ouvertüre zum Aufmarsch ins Wort. Erstaunt, unwirsch blickt er auf. Sein Adjutant winkt ab. „Pardon,“ sagt Urville. „Graf d'Orsay sprach, als er zu uns kam: Lassen Sie ohne Rücksicht auf mich das Programm abrollen, ich bin Graf d'Orsay und Ihr Gast.“

„Einen Napoleon durfte man an sein Wort erinnern.“

Und schlagfertig der Beau: „Ich erinnere sogar an den, der für Napoleon das Vorbild war, Alexander. Da er die schöne Compaspe, die er von dem unvergleichlichen Apelles malen ließ, an ihn verlor, g a b er sie ihm zur Frau. — Ich werde mich glücklich schätzen, meine Dame zur Polonäse aus der Hand Graf d'Orsays zu empfangen.“

Und der Prinz schnell, scharf: „Lieber Urville, halten wir uns bei den Großen nur an der Weltgeschichte, nicht an der — Skandalgeschichte.“ Da dämpft der Beau seine Stimme zu ein paar gewagten Worten ab: „Ich danke dem Grafen, er enthebt mich der Sorge, der Skandalgeschichte einzuverleiben, daß eine Gastgeberin warten muß.“ Streift mit einem Blick Madame Bonivard, die große Anstrengung macht, um die Aufmerksamkeit von der Gruppe abzulenken. Lächelnd steht der Prinz, winkt seinem Adjutanten, wünscht, daß ihm Madame die Ehre schenken möge zur Polonäse.

„Den vortrefflichen Festordner,“ nickt Urville zu, „dürfen wir seiner Pflicht nicht entziehen, er soll uns eine superbe Polonäse anführen.“ Macht seine artigste Verbeugung vor Isidore. „Wenn meine Pflicht als Gast erfüllt ist, wird mir wohl gestattet, meine Pflicht der Königin der Roßfarm zu erfüllen. Ich bitte um den Walzer.“ Und kurz zu Urville: „Zur Polonäse!“

Urville schwingt seinen weißen Chevalierstab, winkt zur Tribüne hinauf: „Par l'ordre du roi.“ In sinfonischen Klängen rauscht die Ouvertüre. Die gleißende,

aus Karfunkel, Gold und Seideknistern kombinierte Riesenschlange setzt sich in Bewegung, in schimmernden Linien aus einer köstlichen Überraschung in die andre, durch Irrlichtgrotten und den Venusberg, dann die breitausladende Patriziertreppe hinauf in japanische Gärten, Geishas springen herzu und der Polonäse voran, schlingernd um den von innen in leuchtenden Tönen strahlenden Tempel. Auf dem schwelenden Dreifuß Fujijama, der japanische Lieblingsgott, der nun seine Stimme erhebt und die inbrünstigen Chrysanthemenlieder singt. Man horcht auf, man erkennt den Bariton der Brüsseler Monnaie. Aber da schwillt eine andre Stimme ein, aus dem buddhistischen Tempel schluchzt es wie müde Seufzer der Nachtigall; gebannt steht die glitzernde Riesenschlange — da sitzt sie, das ist sie wahrhaftig, die einzige Bernardine Hamaeckers, die Freundin Meyerbeers und Rossinis, die einst gefährlichste Nebenbuhlerin der Patti. Eine Kaiserin Eugenie war eifersüchtig auf die kostbaren Pferde der belgischen Diva, ah, mon Dieu, und nun? Lebt von einer dürftigen Pension, die Königin Marie Henriette ihr auswirft. Aber noch klingt das aus ihrer Stimme, was sie alle in der Zeit des dritten Kaiserreichs berauscht hat.

Der Prinz war's, der in seiner temperamentvollen Art die Polonäse ins Stocken brachte, der die Auflösung hineinbrachte. Er eilte in den Tempel, und ihm nach der glänzende Schwarm. Aber das änderte nichts daran, daß er seine Dame stehen ließ. Beau Urville warf seinen Chevalierstab einem Diener zu, und warf auch spöttische Worte nach. Er machte das offensichtlich, trat zu Madame Bonivard und reichte ihr den Arm: „Sie gestatten, der Graf hat Sie vergessen."

Sie hätte ihn züchtigen mögen, aber nahm es in heiterer Laune auf; sie erklärt enthusiastisch, wer die Nachtigall suche, beleidige keine Drossel. Zischelt aber dem Beau zu, sie danke ihm seine Ritterlichkeit nicht, er habe ihr die kleine Fahrlässigkeit des Prinzen zur öffentlichen Beschämung gemacht. Und man denkt nicht, daß Madame zischelt, als sie lächelnd plaudernd davongehen.

Isidorens dunkelstaunende Blicke folgen ihnen. Sie hat nicht mehr den sicheren Boden der Hesbaye, sie ist wieder wirr und hülflos in dem gleißenden Geschwätz um sie. Es geht etwas vor, sie fühlt's, sie versteht's nur nicht. Sie sieht's auch an dem Adjutanten neben ihr, der in schwerer Bedrängnis steht. Er möchte Urville nacheilen, ihn auf das Unschickliche aufmerksam machen, aber — da müßte er eben auch seine Dame stehen lassen. Und — verdammt — die Sache sieht so aus, als wäre sie von Urville herausgefordert. —

„Und was geschieht nun?" fragt Madame bitterböse.

„Dem Grafen d'Orsay wird nichts andres übrigbleiben, als sich zu empfehlen. Die Polonäse ohne Sie fortsetzen kann er nicht. Sie müssen gestehen, daß ich ihm damit die schönste Gelegenheit gegeben habe, sich dem ihm doch etwas gewaltsam aufgeimpften Feste zu entziehen."

„Sie haben das vermutlich weder für ihn noch für mich getan."

Er sieht sie aus halbgeschlossenen Augen an: „Ich habe für Sie mehr getan."

Sie wehrt mit heftiger Bewegung ab. Er nickt: „Passé. Sie werden mich glücklich verheiraten, um den Platz an Ihrem Teetisch frei zu haben. Sie sagten mir einmal, daß nach mir nur ein Prinz kommen dürfte."

„Und — kränkt Sie das?"

„Jetzt nicht mehr."

„Dann hätten Sie mich in Ruhe lassen sollen."

„Sie dürfen mir a u c h mal einen Gefallen tun." Sie zieht hochfahrend ihre Schultern, sieht ihn an, er nickt: „Der Prinz stahl mir die Polonäse, jetzt stehle ich ihm den Walzer. Er wird nun selbstverständlich nicht mehr tanzen, wird unendlich bedauern, daß eine plötzliche Abberufung ihn zwingt — ein nächstes Mal Revanche zu geben, und — ich werde mit Isidore vom Kindlein Jesu den Walzer tanzen. Wie gefällt Ihnen das, Madame?"

„Dafür mißbrauchen Sie mich?" Ihre Finger krallen in seinen Rockärmel.

„Sie werden sehen, daß ich auch an Sie gedacht habe. Der Prinz wird sich doch, da ich ihm jetzt nicht mehr die Gelegenheit dazu gebe, bei Ihnen im Hause entschuldigen müssen, — auf irgendeine Art wird er das möglich machen," er bleibt stehen und bohrt sie durchdringend an, „er wird das — ich habe das an einem einzigen seiner Blicke gesehen."

Ein Ruck geht durch ihre schmalhohe Gestalt, sie zieht Urville mit sich fort, sie könnte jetzt — jetzt keine lächelnden Worte machen.

Drinnen braust erneut das Orchester los. Nachdem der Prinz sich zurückgezogen, lassen die Waffenschmiede die zerstückelte Polonäse den vorgeschriebenen Weg weiterziehen. Man ruft nach dem Beau. Doch da Bonivard auch seine Frau vermißt, greift er selber zum Chevalierstab, führt das gleißende Reptil hoch auf die Turmgalerie hinaus. Man schlängelt durch eine Mauerpforte, man fühlt die Nachtluft und die schwindelnde Leere. Drunten das dumpfe Gemurmel der Menge, ihre staunenden Rufe. Ein schimmernder Gürtel schlingt sich um das verwitterte Gemäuer, einmal, zweimal, wie wandelnde Sterne — schlüpft wieder, husch, ein in die dunkle Mauer. Drunten gieren die Wünsche herauf. Das unruhige Gewühl drängt.

Im verwunschenen Haus schaukeln die Walzermelodien. Isidore hängt im Arm ihres Beau. Sie sagt, daß der Prinz sie in Aachen wiederzusehen hoffe, die Königin habe in Nuellens Hotel Quartier genommen; sie sagt das beklommen, es lastet ihr etwas auf der Seele. Madame Bonivard sei doch nicht Gastgeberin, wie er dem Prinzen gesagt habe, es sei eben das Fest der Waffenschmiede. Er macht eine entschiedene Handbewegung, jedenfalls repräsentiere sie das Fest. Da fragt sie nicht mehr, schwebt mit ihm dahin, eine wonnige Empfindung überschüttet sie und wischt jeden Argwohn aus. Von einer Welle gehoben, gewiegt, geschaukelt, schwimmt sie im kosenden Geflüster des Walzers, sie denkt nicht mehr, sie schlummert in einen Traumzustand hinüber, ihre Brust wogt an seine, sie

fühlt die weichen Bewegungen seiner elastischen Schlankheit ... wiege, wiege, rundum, heidiadum ... ich liebe, ich träume, ich schluchze, o du ... rundum, rundum ... Der Luftzug stößt, ein Klappfenster klirrt herunter, die Bleifassung rasselt, das Stimmengewirr von der Straße schwillt herein, einen Augenblick nur, die Saaldiener stürzen herbei, schließen. Isidore erwacht. Urvilles Blick fliegt zum Fenster. Wie Stechfliegen summt die Stimme des Volkes herein. Er weiß nun, daß es Zeit ist, die murrende Meute mit Brot und Spielen zu füttern. Er will Isidore unter den Fittich Bonivards geben, da bittet Baron Goffard um die Ehre. Weiter sirrt und schleift der Tanz. Derweil wird das Wunderwerk des wandelnden Sees. Zischen und Gießen aus Wasserschläuchen, als ob die milde, friedfertige Maas hereinschäume. Der Hof steht unter Wasser, das Schiff hebt sich, wankt, schwankt und schaukelt mit keck flatternden Wimpeln. Auf seinem Deck paradiert die Galatafel. Darüber hin werfen Lichtbrunnen feine Sprudel wohlriechender Essenzen. Der Wassertümpel ist durchleuchtet von unterirdischem Glühen und Sprühen, und zaubert in phantastischen Schattenbildern das Schiff.

Ein Trompetentusch ruft zur Tafel. Da sieht man die Gruppe der Waffenschmiede um den zurückgekehrten Adjutanten des Prinzen. Er teilt mit, daß Seine Königliche Hoheit sich ausgezeichnet unterhalten habe und sein Bild dem Waffenmuseum verleihen wolle. Dann winkt er Bonivard beiseite, er nimmt ihn mit sich hinaus, er sagt ihm sehr ernst, daß er in diesem Augenblick noch mit Maurice Urville sprechen müsse. Da führt ihn Bonivard die Turmtreppe hinauf.

Auf der obersten Galerie ragt, von der feuerqualmenden Fackel beleuchtet, Beau Urville, läßt kleine Ballone mit Fallschirmen steigen, die einen Regen von Leckerbissen auf die drunten harrende Volksmasse streuen. Zehn Ballone werden steigen. Drunten dumpfen die Rufe, erhitzte Stimmen, ein immer stärker anschwellendes Geschrei.

Da tippt Bonivard Urville an die Schulter, sagt,

daß der Adjutant des Prinzen auf ihn warte. Urville ist nicht überrascht.

„Sie sehen doch, ich bin beschäftigt," sagt er. Nun tippt ihm Bonivard wieder an die Schulter, als klopfe er an eine eiserne Tür an: „Wenn Sie nicht im Augenblick gehen, schmeiße ich Sie den Turm hinunter in diese verdammte Crapule hinein." Da stößt Urville sein weiches Lachen, ruft dem Volk hinab: „Wartet, ich muß einmal niesen," und steht dem Adjutanten gegenüber. Bonivard tritt auf die Turmtreppe zurück, doch so, daß sein Ohr nicht zu weit vom Schuß ist.

Die Stimme des Adjutanten klingt gedämpft, aber wie das Wetzen von Messern: „Mein Herr, Sie haben mich doch erwartet."

„Nein, mein Herr, ich kenne Sie ja wenig; Sie stehen, wenn ich beim Prinzen bin, im Vorzimmer."

Dem Adjutanten schnellt der Kopf in den Nacken: „Eh bien denn, wenn Sie Kavalier sind, geben Sie Genugtuung."

„Pah — wir kennen uns doch mit Königlicher Hoheit hinter verschlossenen Türen her."

„Ja, hinter verschlossenen Türen."

„Bien, ich entziehe mich keiner Genugtuung."

„Der Prinz verlangt keine von Ihnen."

„Nun denn — Graf d'Orsay. Auf Säbel?"

„Auf Pistolen."

„Bon," — blitzhaft versagt ihm die Stimme, dann reckt sein Gesicht dicht an das des Adjutanten. „Wenn ich umfalle, macht nichts; wenn der Prinz —"

„Es freut mich, daß unsere Befürchtungen sich entgegenkommen. — Ich werde mich für Graf d'Orsay schlagen."

Urville sieht ihn starr an; in sein Ohr rauschen Walzerklänge, jemand hängt in inbrünstiger Leidenschaft in seinem Arm. Er sagt: „Ich werde mich mit Graf d'Orsay schlagen, nicht mit Ihnen."

„Sie werden es müssen."

„Ich werde Ihnen zeigen, daß ich nicht muß."

Da reißt der Adjutant sein Taschentuch aus der Brusttasche und schlägt es Urville ins Gesicht. Mit

blaßverzerrtem Gesicht steht Urville. „Morgen das Weitere,“ keucht er.

„Ich danke Ihnen,“ verbeugt sich und geht.

Die Schritte des Adjutanten verhallen auf der Turmtreppe. Die Rufe des Volkes gellen. Und Urville steht noch unbeweglich. Da ballen die Rufe zu einhelligem Geschrei zusammen. Und Beau Urville steht noch. Hais sacri, zehn Ballone sind versprochen; will man mit ihnen geizen —? Sacri, dann kriechen sie durch die Kellerlöcher ein.

Beim Festmahl, wo die Kellner auf Korksohlen laufen und das leise Summen der Gespräche wirrt, hört man das dumpfe Volksgeschrei. Die Ansicht ist, man sollte das Volk in dieser unruhigen Zeit nicht erhitzen, man hätte ihm Kuchen am Eingang austeilen sollen und basta. Baron Goffard, der neben Isidore sitzt, kratzt sich bedenklich mit dem Daumen an die Schläfe, sagt mit einem Blick auf Urvilles leeren Stuhl neben ihr: „Bien, eh, wahrhaftig untröstlich, daß Mademoiselle auf meine bescheidene Konversation angewiesen ist.“

Isidores heftige Wünsche nach dem Geliebten wogen und machen sie gereizt, sie ist dem Baron sehr gram, daß er neben ihr sitzt und sich darüber zu freuen scheint. Sie sagt: „Ach, Sie sind gar nicht untröstlich, warum lügen Sie denn?“

„Lü—lügen . . .“ Der Baron steckt den Finger in seinen Steifkragen, als ersticke er. „Verzeihung, es gibt gewisse Worte, die wir nicht pflegen.“

„Auf Worte kommt's nicht an.“

„Aber, bitte, auf was denn?“

„Auf die Wahrheit.“

„Wir bleiben auch bei der Wahrheit korrekt.“

Das „wir“ ärgert sie: „Korrekt sein, ist wahr sein.“

Er macht tiefe Verbeugungen, während er sagt: „Ma belle, Sie konversieren köstlich, Sie kleine Madame Staël. Ich wünsche nicht, daß Ihnen in unsrer Gesellschaft ein so unanständiger Mensch begegnet, der Ihnen die Wahrheit sagt.“ Wendet sich seiner Nachbarin links zu, der de Rolle, die von Prinzeß Cle-

mentine einmal auf die Stirn geküßt wurde: „Wie finden Sie das? Man soll sich gegenseitig die —," er schnüffelt den unangenehmen Geruch dieses Wortes auf, „Wahrheit sagen."

„Woher kommt sie denn?" fragt trocken die de Rolle.

Der Grubendirektor von Zeche la Haie flüstert Madame Bonivard zu: „Hat die de Rolle ein Legat, das den Zwiebelbaron anlockt?"

„Warum nennen Sie ihn Zwiebelbaron?"

„Wissen Sie denn nicht, daß er auf seinem maroden Gut unter der Hand Blumenzwiebeln für die städtischen Anlagen züchtet? Man sagt, daß der Prinz ihm dazu verholfen hat, auch für die königlichen Gärten zu liefern. Der gute Baron möchte mir sein Haus in Brüssel abvermieten, sehr unter Preis, er muß arg in der Klemme sitzen."

Madame horcht von einem plötzlichen Gedanken gestoßen auf.

„Mein Mann wünscht sehr — daß wir den Winter in Brüssel verbringen," und ihre Wimpern senken sich über verräterische Augen.

In das Gesurr der Stimmen bricht eine augenblickliche Stille, als sei jeder veranlaßt, plötzlich hinzuhorchen; und in dieses Aufhorchen prallt dumpfer, drohender das Geschrei draußen. Hart klingt Isidorens Messer auf den Teller, der de Rolle fährt's in die Zähne. Ah, was geschieht jetzt? Dieses Mädchen wirft ihre Serviette hin und springt auf. Mögen sie starren, sie vergeht ja vor Sehnsucht und Angst um ihren Beau, ihren einzigen Beau, den feinen zerbrechlichen, der nicht die Fäuste Marc Thibâs hat, und den sie wahrscheinlich irgendwo heraushauen muß. — Halt! am Stuhle von Madame packt sie eine Hand, die schlanke zierliche, die wie eine Katze zugreift, — hat unversehens und um zu retten, was noch zu retten ist, ihren funkelnden Haarknopf zu Boden fallen lassen, lächelt: „Ah, Chérie, wie aufmerksam von Ihnen ...," zerrt sie heimlich nieder, „holen Sie mir den Haarknopf unbedingt, sonst sind Sie und ich gesellschaftlich erledigt, es ist gerade genug geschehen."

Hinter ihrem Stuhl herauf spricht Isidore tieferregt: „Was gehen mich diese Leute an — Sie wissen doch, ich sterbe, wenn sie ihm ein Haar krümmen."

„Die Bonivard hat eine Art, eine Blâme zu vertuschen —," sagt die de Rolle.... Da beginnt der Grubenbesitzer die offizielle Tischrede. Gleichzeitig tauchen hinter dem Steuerrad Bonivard und Urville auf. Unter Madames Hand bewahrt Isidore so viel Haltung, Beau Urville zu sich herkommen zu lassen. Ihre Blicke strahlen ihm entgegen, sie sieht nicht, daß hinter seinem Lächeln ernste Augen stehen, daß sein Witz nicht treffend ist. Sie hat ihn wieder, alles andre kümmert sie nicht. Madame sieht, daß etwas vorgefallen ist, an ihrem Manne sieht sie es; der läßt sich auskennen. Man hört indes mit gesenkten Blicken der langen und ausgiebigen Rede des Grubenbesitzers zu. Er beginnt mit der Revolution 1830, daß Lüttich zu den ersten Städten, die von Holland abfielen, gehört habe.

Isidore hat müde Augen. „Ich bin wie in einer fremden Welt verirrt," flüstert sie und drückt heimlich die liebe Hand. Und auch er neigt sich ihr zu: „Du kommst erst jetzt zur Welt, Hesbayer Baby, und bekommst hier deinen ersten Weisheitszahn." Wie klingen seine Worte? Da streicht er ihr flüchtig über die erschreckten Augen. — Und da stockt der Redner. In seine Stimme dröhnt eine dreiste, pathetische. Die Kellner stürzen herbei, melden, daß Guerisson mit seiner Bande durch die untern Werkstätten eingekrochen sei. Und laut prallt's aus der Halle: „Habt ihr's gehört, ihr armen Ratten? Fünfhundert Franken das Essen für jeden Gast! Wohl bekomm's euch, werte Herren, aber — wir wollen mitessen."

„Frechheit!" ruft der Grubenbesitzer.

„Nein, Revolte," ruft Bonivard. Da stürmen alle in bleichem Entsetzen auf. Die Damen hüten sich, in Ohnmacht zu fallen, denn es würde kein Herr bei ihnen stehen bleiben; die Herren rufen nach ihren Überröcken, denn die Nacht ist kühl. Baron Goffard ohrfeigt eigenhändig einen Diener, aber nicht seinen.

Urville holt Bonivard am Eingang ein: „Sie hätten nicht von Revolte sprechen müssen, die Sache ist doch harmlos.“

„Harmlos? Sehen Sie nicht, wie der Mob ans Büfett stürzt?“

„Wenn sie sich satt gegessen haben, sind sie zufrieden.“ Er schiebt Bonivard in die Beleuchtungskammer, wo er Isidore untergebracht hat, ruft dann mitten in den Schwarm. „Warum die Eile?“ ruft er sie an, „setzt euch nieder, eßt, trinkt.“ Ah, Beau, braver Beau, läßt seine armen Freunde nicht darben. Er ruft die Diener herbei, er läßt die reichen Reste der Tafel auftragen, bringt Ordnung in das Gewühl. Und aus einem Fünkchen der Revolte entwickelt er ein großartiges Armenessen. Pah, er nimmt das Volk nicht tragisch.

Bonivard hat Isidore zugeredet, mit ihm heimzugehen und eine Mokka auf diesen Schrecken zu genehmigen, aber sie wird keinen Schritt aus diesem Hause ohne den Geliebten machen; sie fürchtet nicht, sie weiß, daß er alles fertig bringt, ihr Beau. Da geht Bonivard und sucht seine Frau; er sucht ohne Eile; er weiß, daß Madame nie unversorgt ist.

Isidore wartet lange. Es ist längst still geworden, und sie wartet noch. Sie sieht sich in dem verödeten Raum um; ungewisse Schatten in verstaubtem Dämmer. Auf einem zerfallenen Riesenkamin die liegende Steinfigur der Diana. Ganz still und vergraben. Und in die Stille sagt nun jemand. „Ich kann Sie hei eruß führe.“

Isidore zwingt ihre Blicke, in dem gespenstigen Dämmer jemand zu erblicken, jemand, dessen Stimme sie schon gehört hat. Und da sieht sie in der Kaminwölbung gebückt einen Menschen stehen, der nicht gut aussieht, aber mit treuen Hundsaugen stiert. Er winkt ihr, scheint auf einer Leiter zu stehen, die an dem zerbröckelten Kamin hinunterführt. Als sie ihn nicht zu verstehen scheint, würfelt er französische Worte ein: Venez ... fuiez ... futt ... Kurasch ...“ Er weist in den Keller hinunter. Sie tritt näher zu ihm, da

erkennt sie ihn, den Bettler aus den Avenuen, den Wellem. Sie winkt ihm ab, schüttelt den Kopf, sagt, sie müsse auf den Beau Urville warten. In seinen Hundsaugen blitzt etwas auf, eine helle Schadenfreude — er beginnt eine lebhafte Gebärdensprache, unterstützt von französischen Brocken ... o, er wisse, wo der Beau sei, komm, komm, führen, Beau dort, dort — er grinst seine spitzbübische Rachefreude. Sie folgt ihm, sie weiß nicht, warum sie es tut, aber sie muß es, sie ist geworfen. Sie klettern die Leiter hinunter, es ist halsbrecherisch, sie plumpsen in einen Keller, dieselbe Werkstätte, wo sie zum ersten Male des Geliebten Küsse empfing — und droben toste der Cramignon. Von Inbrunst und Andacht erfüllt ist ihr der dumpfige Keller; sie zögert, sie will drei Herzschläge lang in dieser Erinnerung atmen. Komm, komm, drängt Wellem, ist in Hast und fanatischer Eile. Sie klettern eine Treppe hinauf, sie sieht wie einst den Podest ... jetzt steht ein Oleanderaufbau für das Orchester dort, und in dem Strauch ... sie greift hinter sich und faßt haltsuchend an Wellem; zwei in heftigem Flüstern, Beau, ihr Beau mit glühendem Gesicht und spricht auf Madame Bonivard ein. Sie sprechen leise und hastig, sie sprechen mit Augen und Blicken, dann stößt die geballte Hand der wütend erregten Dame auf Urvilles Brust, ihre Worte zischen: „Ich verlasse Lüttich, Sie machen mich hier unmöglich, unerhört, unerhört!“

Wellem fühlt sich heraufgezerrt — was will sie tun? Hinein will sie, ihr ins Gesicht schlagen, ihr, ihr ... Ach Gott, nein, er steht ja da, er empört sich nicht, er verachtet sie nicht ... Ach Gott, sie wird aufschreien — da stürmt sie die Treppe hinunter, entsetzt, verzweifelt, ach Gott, sie hat zwischen diesen beiden nichts zu tun ...

Erschrocken folgt ihr Wellemche; was war denn das? Dem Beau, der ihm einmal die schwere Börse hinterhielt, hat er eins auswischen wollen, und jetzt läuft sie wie eine Verrückte, und sie war doch mitleidig, er hat ihr keins auswischen wollen, na, und mit nackten Armen läuft sie.

Da läuft Wellemche ihr nach, fragt, ob sie seinen Rock anziehen wolle. Dann geht sie langsam und es tut ihr wohl, daß jemand da ist, der für sie sorgen möchte. Er fragt, wo er sie hinbringen soll, und meint nach den Avenuen. Sie schüttelt heftig den Kopf, nein, nein, nach der Passage. Sie gehen stumm und eilig. Sie schüttelt die Schultern in starkem Frösteln, da knöpft er freigebig wieder seinen Rock auf, zeigt das Innenfutter — es sei gewaschen; und hängt ihr den Rock um. Sie läßt alles geschehen; sie möchte wissen, warum der große magere Junge so gut zu ihr ist. Er nimmt zu der Erklärung drei Sprachen zu Hilfe, Hochdeutsch, Öcher Platt und ein verkümmertes Französisch. Er sagt, sie habe ihm einmal mitleidige „Oogen" gemacht. Oogen ... Isidore nickt, das versteht sie, es ist flämisch, sie haben viele Flamen auf der Farm.

„Och jongenlief," sagt sie, „och jongenlief ...," und stützt sich auf ihn. Ihr Leiden ist so schwer, sie kann es allein nicht tragen.

Wellem hält fein still, geht behutsam, als könnt's gleich zerbrechen, das feine glitzernde Püppchen an seiner Seite. Und die Freude, die Freude, sie versteht ihn, er versteht sie, er erzählt ihr: wie er in fremdes Land gekommen, und daß die Arbeit schwer sei unter der Erde, er habe schon Lungenbluten, und es solle nun ein Gesetz gemacht werden, das die Kinderarbeit in den Gruben verbietet, vielleicht Jungs unter siebzehn Jahren nicht mehr einfahren läßt, und was dann mit dem Wellemche? Nach Aachen könnte er nicht zurück, denn sie lassen ihn nicht ins Haus. — Da hört Isidore, daß viel Leid in der Welt ist, vielleicht so groß wie ihres, sie sagt, sie würde nach Aachen gehen. Da stößt Wellemche das Heimweh in die Stimme, er sagt, sie wohnten in der Pontstraße, wo ein Stiefel von Blech am Eingang hänge.

Und dann sind sie an der Passage. Die Läden sind verrammelt; Isidore hält tieferschrocken inne, denn Madame Hippipp wird nicht auf sie warten, sie sollte bei Bonivards bleiben. Sie stehen vor dem Schmuck-

häuschen, und Wellem mißt mit einem Blick die Höhe bis zum niedern Oberstock ab. So was kann er schon erklimmen. Mit eins, zwei, drei an der Eisenstange des Leinenschutzdaches hinauf und an das Blumengitter der Fensterchen, pocht mit der geballten Hand an die Scheibe, nickt zu Isidore hinab: „Se kömmt."

Mit Hilfeschreien kam sie, da winkte und rief Isidore sie an. Zwei verstörte Frauenköpfe erschienen am Fenster, denn Theodore Hippipps Zuschneideschule benötigte eine Hilfskraft und sie holte ihre Schwester zu sich. Mit entsetzlicher Verwunderung wurde Isidore eingelassen. Doch warf sie vorerst Wellem seinen Rock zu, sagte, er müsse am Sonntag zu ihr kommen. Für die Schwestern hatte sie nur drei heftige Worte: „Ich reise heim." Und schloß sich ein und warf sich übers Bett aufs Gesicht. Aber sie weint nicht, sie fühlt zum erstenmal, daß es ein Leid gibt, das Tränen nicht ausheilen können. Liegt so da und kann nicht nachdenken, es ist alles wirr und wüst, sie kann das nicht begreifen, sie begreift sie alle nicht. Was waren das für Menschen, wie reden sie, wie lächeln sie? Ein heftiges Heimverlangen überfällt sie. Da tauchen in der fremden Welt des verwirrenden Scheins die guten alten Gestalten der Hesbaye auf, der greise Matthias, dem die weißstruppigen Wulste über den grobehrlichen Augen standen, der knorrige Großstallmeister Boniface mit dem schallenden Lachen, Marc Thibâ, über dessen kühnruhigen Augen sich die Brauen wie Sicheln wölbten — und Jahrhundertbäume rauschen um die Türme der Königsfarm.

Dann weiß Isidore, daß sie jetzt nicht heimreisen darf. Sie wollte den Kampf mit ihrer Mutter aufnehmen um seinetwillen, sie hat den Brief geschrieben, und nun darf sie nicht heimlaufen und sagen: Ich will ihn nicht mehr. — Sie hat ihn auch, den harten Stolz ihrer Mutter. Richtet sich auf und sitzt auf dem Bett. Leise klinken die Ketten um ihren Hals. Sie kann doch nicht hierbleiben, sie kann es nicht, sie kann Madame nicht mehr sehen, ohne ihr an die Kehle zu springen. Da kommt ihr der Gedanke, daß der Prinz

sie nach Aachen zur Königin bringen will, wie eine Rettung. In fieberhafter Erregung beginnt's hinter ihrer Stirn zu arbeiten; sie will fort, gleich fort, in Aachen will sie sich melden in Nuellens Hotel, die Hippipp muß mit ihr, o, nur fort, nur gleich fort. Und fängt an, sich langsam auszukleiden. Und da sie den Kopf ins Kissen drückt, fühlt sie, daß es nun doch aus den geschlossenen Augen tropft, heiß und brennend.

— — — In dem Herrenzimmer der Bratküche sind noch die Vorhänge herabgerollt. Auf dem Liegestuhl Beau Urville, so wie er heimkam vom Feste. Der Behang der Medaillen auf seiner schweratmenden Brust. Sonst kein Zeichen von Erregung. Auf dem Tisch sitzt Marcel und läßt die Beine baumeln. Er hat zugesagt, er wird Urvilles Sekundant sein.

„Wen als Unparteiischen?"

„Zwiebelbaron?"

„Akzeptiert."

„Und wo wird geknallt?"

„Bois l'évêque."

„Süperbe Landschaft."

„Mir egal."

„Weiß die Bonivard?"

„Ja."

„Furios?"

„Sehr."

„Großartige Blâme; Beau schlägt sich, weil der Prinz Madame stehen ließ."

„So sieht's aus, aber die Geschichte hat noch eine andre Visage — und die braucht man nicht zu wissen."

„Begreife nicht, Prinz sonst loyal."

„Ja, wenn die Vollblutrasse vom ‚Kindlein Jesu' nicht in seinen Wigwam läuft, wird er Bonivard akzeptieren. Er ist ein Koburger."

„Weiß Chérie?"

„Nein," streckt sich aus, stößt die Hände in die Taschen, starrt an die Decke, „wenn ich mit Abfuhr endige, magst du zu ihr gehen und alles erzählen — alles, sie soll sich kein Leid um mich machen. Knallt der schlecht, dann . . .," er springt auf und an das Hoffenster, lehnt

da und sieht hinunter, wo sie noch alle schlafen — „hab' die verdammte Empfindung, etwas an mir abwaschen zu müssen, bevor ich zu ihr gehe ...."

„So — unwissend Chérie?"

Da spricht Urville leise herüber. „Sie hat beim ersten Kuß geweint."

Marcel steht auf, nimmt seinen Überrock, sagt an der Tür zurück: „Nimm dich in acht, solche Frauen geben gefährliches Glück." Als er schon draußen ist, fragt er noch: „Zu Schiff oder Wagen?"

„Wagen."

„Wiedersehen." Urville sieht auf die Uhr, zwei Stunden kann er noch ruhen. Er legt seinen schwarzen Anzug zurecht. Der Morgen schwelt aus dem Dämmer zwischen Nacht und Tag.

Bebelle trat ins „Paradies" ein, als die Entchen schon an den Schneidertischen standen. Sie sah, daß Isidore noch nicht da war, und wartete. Das war um die Zeit, als Guerisson einen neuen „Fall" zu einer Romanze am Carré dichtete. Er kam der Sache schon in der Nacht auf die Spur und am Morgen lauerte er in der Passage. Die Wagen fuhren nach Bois l'évêque zu, und das hatte in der Morgenfrühe etwas zu bedeuten.

Der Nebel schleiert von der Maas auf, tropft, als wolle ein feiner Regen einsetzen. Marcel streckt die Hand aus dem Wagen, fühlt die nasse Luft. „Verdammt schwere Atmosphäre," reckt auch mit dem Kopfe hinaus; in Steinwurfweite schwankt der Schatten eines Wagens im Nebel. „Vorwärts!" treibt er den Kutscher an, er möchte Zeit gewinnen, um einen möglichst günstigen Standort festzulegen. Sie rollen dicht an dem Mietwagen vorüber, der die Unparteiischen und zwei Ärzte fährt. Baron Goffard mit der Reisemütze, die Ohrklappen herunter, ihm zur Seite Colonel Marquet-Monroy. Marcel sieht nach dem Freund Urville: „Warst auf Schießschule?"

„Warum meinst du?"

„Adjutant süperber Jäger, Kongo gewesen."

„Hab' auf Schießschule dem Sergeanten die Zigarre

aus dem Mund geschossen und habe es diesem Umstand zu verdanken, daß ich heut nicht das Käppi trage."

„Bien also, das walte Gott." Läßt das Wagenfenster herab, „hier sind wir übrigens." Er gibt dem Kutscher Befehl, an dem Restaurant zu warten, nicht auszuspannen. Dann betreten beide das Gehölz. Die Bäume tropfen, aufgestörte Vögel flattern aus den Sträuchern. Eine feierliche Beklommenheit liegt in der Morgenluft. In der Lichtung, wo der Kinderspielplatz eingebaut ist, wartet schon der Adjutant mit seinem Sekundanten. Mit kühler Zurückhaltung begrüßen sich die Herren. Die Sekundanten treten beratend zusammen und dann treffen auch schon die Unparteiischen ein, die mit den Sekundanten freundschaftliche Begrüßung austauschen. Währenddem entledigen sich die Ärzte ihrer Röcke, strippen die weißen Mantelschürzen über, entnehmen den Verbandkästen die Wundinstrumente und zerzupfen die Verbandwatte.

Die Herren messen den Standplatz ab, Marcel hat eine gleich ebene Fläche mit guter Beleuchtung ausfindig gemacht, und Baron Goffard beginnt mit der Schrittmessung. Es ist Forderung à barrière, und fünfzehn weite Sprungschritte sucht Goffard für seinen „Mann" zu erreichen. Danach springt der Colonel den Platz ab und man bezeichnet die Endpunkte, wo die Duellanten zu stehen haben, mit Steinen. Die Mitte, wie weit sie vordringen dürfen, steckt man mit Stöcken ab.

Der Colonel öffnet den Pistolenkasten, bricht ein Zweiglein und lost die Waffen aus. Dann ist alles in Ordnung und die Duellanten nehmen ihre Plätze ein. Der Vorschrift zufolge wird der Form gemäß der letzte Versöhnungsversuch unternommen. Goffard tritt in die Mitte vor, wendet sich zunächst an Urville als den Beleidigten: „Ich habe Sie aufmerksam zu machen, daß jetzt noch ein Ausgleich möglich ist. Sind Sie gewillt, in Verhandlungen einzutreten?"

Urville schürzt die Lippen zu einem spöttisch herausgeschnorrten Wort — vielleicht sein letztes. Da brennt ein intensiver Schein im Nebel, die Sonne hinter Wolken. Wie ein Riß fällt's in seine Seele, und in

diesem Augenblick fühlt er, Herrgott, er fühlt's — die jäh aufstürmende Leidenschaft seiner Liebe — da sieht er starrende Blicke auf sich. „Nein," sagt er kurz und heftig. Gleichzeitig fällt das „Ich verzichte" des Adjutanten. Goffard erfüllt die weitere Förmlichkeit und verlangt Ehrenwort, daß die Herren mit den ihnen bestimmten Waffen noch nicht geschossen haben, und fügt die Aufforderung hinzu: „Ich bitte, sich eventueller Metallgegenstände, Schlüssel, Geld, Etuis zu entledigen." Zieht die Uhr. „Ich werde bis fünf zählen und Sie können sich nähern und schießen; vor eins und nach fünf darf nicht geschossen werden. — Ich bitte die Herren Sekundanten, sich bereit zu stellen." Die Sekundanten treten ebenfalls mit Pistolen seitwärts, sie haben die Pflicht, den niederzuschießen, der gegen die Vorschriften verstößt. „Ich bitte die Herren Duellanten, sich bereit zu stellen." Tritt aus der Schußlinie, legt seine Uhr in die Hand, beginnt langsam zu zählen.

Mit erhobener Waffe stehen die Duellanten, im langsamen Schritt näher, den Kopf vorgeneigt, zielend ... drei — kurz nacheinander zwei Schüsse; Urville greift sich an die Stirn, das Blut schießt über sein Gesicht. Der Adjutant taumelt, die Ärzte springen herzu, fangen ihn auf. Die Kugel drang in den Oberschenkel, aber kam von rückwärts. Die Unparteiischen eilen herzu; der Colonel stellt fest, daß die Kugel von einem Baum abprallte und dann erst in den Oberschenkel einschlug. Es war eine Abfuhr. Urvilles Verletzung stellte sich als Streifwunde heraus, zwar als heftiger Bluter, aber nicht bös. Die Ärzte bemühen sich um den Verwundeten.

„Ich werde doch noch nach Brüssel zurück können," sagte er und ächzte einen Fluch.

Urville verabschiedete sich von den Unparteiischen, bat um Nachricht über den Verletzten und ging mit verbundener Stirn zum Wagen zurück. Marcel flucht wie ein Maasfischer: „Ein gemeiner Schuß, schöne Blâme; hast geschossen wie ein Heringskrämer. Adjutant nicht besser; hätte dir's Gehirn bloßlegen können, statt diesem Schmarren an die Visage." Dreht sich plötzlich

nach Urville um, „oder wolltet Ihr das? Nur der Form genügen, par l'ordre du prince?“

Da stützt sich Urville vornüber auf die Kniee, spricht vor sich hin: „Nein, ich habe bloß schlecht geschossen — es kam ein großer Skandal in mir herauf — in dem Augenblick, da ich zielte — möchte nicht weiter darüber sprechen.“

Marcel sieht ihn an; er ist bleich wie ein Toter.

„Und Chérie?“ fragt er nur.

„Werde dringende Reise vorschieben, bis die Schmarre geheilt.“

„Ja, verschwinde. Man wird hier Skandale schwätzen. Wohin?“

„Brüssel ist ein großes Versteck.“

„Prinz?“

„Hab' keine Ursach, wegzulaufen.“ Seine Stirn glüht. Marcel sieht noch auf ihn. Dann packt er ihn plötzlich an der Schulter: „Du, lauf lieber weg.“

Da erreicht der Wagen die ersten Häuser Lüttichs. Die späterwachte Sonne hat die Luft wie schimmerndes Kristall erleuchtet. Kohlenwagen rattern in die Bischofsstadt und verunreinigen die Straßen. Von den Basiliken tönen die Glocken und machen den Morgen feierlich. Das ist um die Zeit, als Bebelle im „Paradies“ der Madame Hippipp sagt: „Am Carré singt wieder Guerisson.“

Die Entchen horchen auf. Da sehen sie, daß Bebelles Blicke auf die Tür gerichtet sind, durch die Isidore eintritt. Sie wären ihr nun gern entgegengesprungen, um unendlich viel über das Fest zu hören, aber das seltsame Mädchen, an dem die kleinen Entchen nicht erwärmen können, macht so ängstliche Augen unerbittlicher Abwehr, daß sie es vorziehen, von Bebelle Nachrichten einzuholen. Und Bebelle ist heute wirklich mal nett, gibt, was sie weiß, nicht zu knapp, sie sagt, der Festrummel habe mit einem Knacks geendigt, aber Lolotte muß erst fragen, was für einen Knacks. Da sagt sie: „Ein Duell wegen einer Dame, sie ist sehr stadtbekannt, und wir kennen sie alle.“ Da rufen alle Entchen: „Madame Bonivard.“ Theodore Hippipp

klopft mit der Schere und ruft, das halte sie nicht für wahr.

„Es ist wahr,“ sagt Bebelle entschieden, „denn für wen anders soll Beau Urville sich schlagen?“ Da hört man leise eine Tür und alle Entchen sehen, daß Isidore still hinausgeht. Eine jähe Stille fällt in das Zimmer. Dann hört man plötzlich draußen einen schweren Fall. Sie stürmen an die Tür und sehen Isidore wie tot am Boden, die Hand ins Haar gekrallt.

Als Madame Hippipp aus dem Schlafzimmer, wo sie sie gebettet haben, zurückkommt, berichtet sie, das Mädchen sei in einem ohnmachtähnlichen Schlaf, man möge sie nicht wecken.

Als Isidore aufwacht, hat Madame Hippipp ihr auf die Bettdecke ein Briefchen gelegt. Mit einem Schrei von Angst und Freude hascht sie danach, impulsiv — dann sinkt sie aufs Kissen zurück, warum soll sie sich noch freuen und ängstigen? Er kämpft für Madame Bonivard ... Und sie wollte einen schweren Kampf beginnen für ihn.

Das Blatt knistert in ihrer Hand. Ein paar hastig gekritzelte Worte: „Chérie, eine lächerliche Sache zwingt mich zur Abreise. Ich werde dich eine Woche nicht sehen. Dann komme ich und es ist für immer. Ich folge dir und wär's in den Urwald, du süße Reine, du köstliches Herz auf dieser verdammten Hemisphäre. O, wie ich dieses Blatt geküßt habe. Küsse es auch.“

Sie liegt mit geschlossenen Augen, das Briefchen zerknüllt in der geballten Hand. Sie möchte seine Worte, die ehrlich sind, sie fühlt's, auf die wogende junge Brust legen und sich ausstöhnen — aber da ist nun etwas in ihr, etwas so Furchtbares ... ein getäuschter Kinderglaube. Sie weiß und versteht ja nicht, was vorgefallen ist, sie müßte erst ein Menschenalter in dieser Luft, die sie nicht kennt, gelebt haben, sie will es auch nicht verstehen; ihre Gedanken laufen fort von ihm, fort wie von etwas Ekelhaftem ... ach Gott, sie will nur unendlich dumm und glücklich sein.

Draußen schleichen Schritte an ihre Tür, und da nun Madame Hippipp hereinkommen und wahrschein-

lich eine Antwort auf viele Fragen haben will, ist sie zu jähem Entschlusse aufgepeitscht. Sie will hier nicht warten, bis er kommt, oder vielleicht Madame Bonivard. — Sie springt auf, zur Flucht, nur flüchten, nur fort. Sie fällt Theodore Hippipp um den Hals, sie beschwört sie, mit ihr nach Aachen zu reisen, sie soll ihre Königin sehen, sie wollen dableiben in Aachen, bis sie zur Königin vorgelassen werden.

Theodore packt ihre sieben Sachen, überläßt der Schwester für eine kurze Zeit das Geschäft und sucht nach einer Droschke. Aber die Standplätze sind leer, Tumult in den Straßen. Der Streik ist ausgebrochen, um Mittag ist Lüttich in vollem Aufruhr. Wie kam's? Wie wurde es? Plötzlich über Nacht, ein organisiertes Vorgehen, anschließend an das Fest der Waffenschmiede. Der große Arbeiterbummel, die Blusenbarone mit Zylinder. Sie versperren die Straßen und belagern die Häuser. In Rotten wälzen sie daher, die Zigarette im Mundwinkel, die rote Rosette im Knopfloch. Feierlich am Arm die Gattin. Voran zimpelt die Musik, eine Trompete und zwei Klarinetten, zwischen ihnen Guerisson; er schwingt die rote Fahne, seine Stimme in schwindelerregender Beredsamkeit.

„Hört, hört! Heraus aus euern Häusern. Sie haben zwei Ochsen verzehrt und euch nicht einmal die Brosamen hingeworfen. Sie haben die Fische von Ostende und Halifax in Frachtkollis schicken lassen, sie haben die Maas in einen Fingerhut geschöpft und Goldfische darin tanzen lassen. Wollt ihr weiteres wissen, so kauft zugunsten der Parteikasse die Broschüre, die der wackere Mann hinter der roten Fahne für fünfzig Centimes verkauft. Allons, allons ...“

In sein Gerede prallt das Geschrei: „Nieder mit der Calotte!“

Da verrammelt man die Läden und zündet Kerzen vor dem Bildchen der schwarzen Madonna von Verviers an.

Das Gewühl des Zuges drängt zum Bahnhof, man erwartet die Genossen von den umliegenden Zechen. Der Guillemins ist belagert wie zur Kriegszeit, Männer

und Frauen liegen auf dem Boden. Rote Tücher flattern, wilde Gänge hallen. Als der Zug heranbraust, stürzen sie auf den Bahnsteig. An den Wagenfenstern winken die Genossen. Überfüllt der Zug, Flüche prallen. Ha, was melden die Genossen? Der König hat die Frauen der bestraften Streiker nicht empfangen wollen. Verdammt! Man kennt doch seine Abneigung gegen den Sozialismus. Da rückt die Gendarmerie an, die berittene mit den Bärenmützen. Man johlt, man droht. Gelassen und feierlich trappelt die bärbeißige Gendarmerie an; mögen sie schimpfen, die Blusenmänner, je ausgiebiger sie toben, desto schneller verkühlen sie.

In diesen gefährlichen Trubel hineingedrängt sehen sich einige ahnungslose Passagiere, darunter auch Isidore mit Hippipp. Bebelle hatte sich erboten, einige unumgängliche Taschen und Schachteln der Hippipp zum Bahnhof zu tragen. Als sie nun durch die Lagernden schieben, springt ein Mann auf und umfaßt lachend Isidore; ihre Augen blitzen gewalttätig, aber wenn sie sich wehrt, springt die ganze Rotte auf. Schnell schiebt Bebelle heran, ruft: „Chevalier, möchten Sie, daß man Ihre scharmante Mätresse so behandelte?"

„Sie haben recht, ma belle," sagt der ‚Chevalier' und tritt beiseite, begleitet sie auch bis zum Bahnsteig.

„Ich bin gewiß, sie werden mir Ungeziefer bringen," stöhnt Theodore Hippipp, plumpst im Abteil nieder und nestelt aus dem Beutel das Fläschchen mit süßem Likör. Als Lüttich mit seinen Schloten und Basiliken hinter ihnen liegt, sagt sie, nun könne man auch ein paar Pralinees essen. Und Isidore ißt ein paar Pralinees, denn eine große, große Ruhe kommt über sie, weil sie Lüttich weit verschwinden sieht, und hinter dieser großen, großen Ruhe bohrt eine verzweifelte Angst.

Als der Zug die Höhe von Ronheide hinaufkeucht und die Türme Aachens sichtbar werden, sagt Theodore Hippipp, daß es ihr nun fast feierlich zumute werde. Sie hat ihr schwarzes Seidenkleid eingepackt, sie wird ihr Parfümfläschchen an der Bernsteinkette darauf tragen, auch den Fächer mit den bemalten Elfenbein-

stäben, den die Königin ihr schenkte, als sie ihr am Frisiermantel einen Riß wunderbar wieder zusammenklöppelte. Sie wird Isidore die drei Hofknickse lehren, einen an der Tür, einen in der Mitte, einen vor dem Thron.

„Hat sie denn ihren Thron mitgenommen?“ fragt entsetzt Isidore, denn wenn sie vor einen Thron muß, geht sie nicht. Theodore Hippipp sagt, jedenfalls hätte sie sich noch nicht in der Lage befunden, eine Königin in einem Hotel zu besuchen.

Isidore sagt: „Sie hat mir immer Melonen mitgebracht, ich werde zu ihr sprechen wie mit einer guten Tante.“

Theodore, im Begriff noch etwas süßen Likör zu nehmen, läßt die Flasche in den Schoß sinken. Der unheimliche Gedanke kommt ihr, daß entweder eine Verwechslung mit einer andern Königin vorliege oder sie beide aus dieser Audienz durch einen Lakai hinaustransportiert werden; sie kennt doch die strenge Etikette der Österreicherin, sie kennt noch viel mehr, aber wird nichts sagen. Königin Henriette hat sich gute Diener erzogen.

Als der Eilzug die steile Rampe von Ronheide erklommen hat, fallen die Abenddünste auf die Waldhöhen ringsum. Im fernen Dämmer zurück verschwinden die blauen Berge der belgischen Grenze. Isidore tritt ans Wagenfenster. Hüpfende Lichter längs des Schienenstranges, rote Signallampen und auf hohem Bahnsteig die Einfahrt zum Bahnhof. Drunten die vieltürmige alte Kaiserstadt. Dann sirrt eine rollende Wand vor den Ausblick Isidorens, ein schwerschleppender Güterzug, Wagen an Wagen, Transporte der nahen Eisenhütte Rote Erde, nachschiebend ein Bierwagen aus München, rrsst ... ein gelber Möbelwagen, ihm nach mit verrußten Wagen die Koksladung aus Saarbrücken, hinterher die kurzatmige pustende Schiebemaschine — und fort und verschwunden in langer schwarzer Kette hinein in die gedunkelten Höhen von Ronheide.

Und hohl und dumpf wuchtet der Eilzug in die Bahnhofshalle ein, Fahrgäste nach Köln drängen an.

Aachen, schnarrt's mit breiter, singender Stimme, Aachen.

Theodore Hippipp reicht Taschen und Schachteln aus dem Abteil, sucht noch im Netz, denn sie glaubt immer noch etwas vergessen zu haben. Dann sieht sie, daß ein Dienstmann mit rötelroter Wachstuchmütze die Siebensachen schon in den Tragriemen gestrippt hat, hüpft ihm nach und zählt; sie meint gewiß, an die Hutschachtel habe sie noch das Paketchen mit den Steifkrägelchen gebunden; aber Isidore meint, daß sie sie in den Koffer verpackt hat. Der Dienstmann trampst weiter, und am Ausgang wartet er und hält die Hand hin. Isidore zählt ihm halbe Franken hinein, dann ganze und wundert sich, daß es noch immer nicht genug ist. Dann greifen Theodore Hippipps magere Finger in die Aachener Pranke und holen die Frankenstücke wieder heraus und ein halber bleibt liegen.

„Jong, Jong," sagt der Dienstmann grinsend zum Droschkenstandplatz hinüber, „eß dat en Vermöge, ich han in de Lodderei jewonne." Holt aber schon den Schorsch mit der Zweispännigen heran. Für diesen Liebesdienst verlangt er einen ebensolch ‚schenerösen Zuschuß, damit er dann gleich eine Kratzenfabrik in Betrieb setzen kann'. Hurtig packt Schorsch dat janze Jemüs ein, fragt wohin? — Nuellens? Denkt seine klassischste Verwunderung: „Nu jeähste kapott!" Das Fürstenhotel? Zapperdiblüs, am End 'ne russische Maruschka, Kurgast für die warmen Quellen; na, denen will er jetzt die Landschaft erklären. Wendet sich in den Wagen zurück, und Theodore Hippipp hat gerade gesprochen, sie habe nie geglaubt, daß in der Stadt, wo man die Heiligtümer zeige, so schlechte Menschen, zum Beispiel Dienstmänner, wären, denn die Steifkrägelchen seien an der Schachtel gewesen, das sei sicher wie der Tod.

Da weist der Kutscher nach einem Eckhaus der Theaterstraße; sagt, dort habe zuzeiten ein Zigarrenmann gewohnt, „'ne Mann, doe muet me Spaß a han, met nüs ajefange", und habe sich schließlich bis zum Kastemännchensrentner heraufgetobakt. Und — hält vor den Kolonnaden des Elisenbrunnens —, habe sich

dort mit möbelierende Dames der Bigamie ergeben. — Jüpp! (der Wagen rasselt weiter, rechter Hand meint Theodore Nuellens zu sehen, doch meint sie es wohl nur) —, wofür ihm der Beiname Blaubart a jen Kop geworfen worden sei, und hei — (hält an dem Brunnen „Hottmannspief", wo vier törichte Jungfrauen den Jungfernkranz schlingen —, sei die fiese Geschichte verewigt — Jüpp! (Kehrtwendung und zurück die Graben hinauf, und nun meint Theodore Nuellens linker Hand zu sehen, aber sie meint's wohl bloß). Danach sei er knapp dadurch am Zuchthaus vorbeigefluppt, indem er der Stadt diesen — (er hält vor dem Marschiertor) Triumphbogen stiftete, wofür ihm denn nach seinem Ende selig — Jüpp! (Kehrtwendung, nun glaubt auch Isidore Nuellens rechter Hand zu sehen, aber sie glaubt's wohl nur); hält an dem Hansemanndenkmal —, diese Figur janzer Jröße errichtet worden sei.

Nun aber steht auch Theodore mit ganzer Figur im Wagen und fordert mit zehn Fingern und schiefgerutschtem Stuarthütchen endlich die direkte Fahrt nach Nuellens Hotel. Wohlwollend nickt der Kutscher und läßt sein Wägelchen rollen, und dann liegt linker Hand Nuellens. Die rotröckigen Laufbuben springen herzu; Isidore, die augenblicklich nur das Bestreben hat, Aachener Dienst- und Kutschmänner zu befriedigen, legt ihm mit ängstlichem Blick ein Fünffrankenstück in die Hand. Gelassen steckt der's in die Tasche, zwinkert dem Kameraden zu: „Die Wiever könne mich geklaut weäde." Da weiß der rote Bursche, was er von diesen „Fahnen" zu halten hat. Er weiß es schon, als er die Hutschachtel erblickt, er wird also zur Warnung an die Kollegen ein Fähnchen an das Gepäck ankreiden: Trinkgeld — mau.

Theodore ist stumm geworden. Das Fürstenhotel imponiert ihr nicht; im Unterstock ein Geschäft, die Fassade scheunenglatt. Nach den bisher gemachten Erfahrungen steht's bei ihr fest, daß sie hereingefallen sind, daß hier keine Königin wohnt —, dann bleiben ihr auch die Gedanken stumm, denn die Preise sind wahrhaft königlich; vielleicht ebenso verblüfft der Rote, sie

nehmen wahrhaftig das beste Zimmer zweiter vorn. Der Geschäftsführer schurpt den Vorhang zurück, öffnet das Fenster — bitte, direkte Aussicht auf den Elisenbrunnen und, bitte, — riechen die warmen Quellen. Da bittet Theodore, das Fenster zu schließen, und stößt ihr Riechfläschchen an die Nase; die warmen Quellen äußern sich etwas unanständig.

Und dann sind sie allein, und Theodore wühlt im Koffer nach den Steifkrägelchen, nur um den Beweis liefern zu können, daß man sie tatsächlich in der Stadt mit den Heiligtümern bestohlen hat. Da findet sie sie in der Nachtjacke. Isidore lacht zum erstenmal an diesem schrecklichen Tage. Ihr ist wirr und weh und fremd; sie weiß nicht mehr, wohin sie gehört, und wo sie auf einem Stuhl niedersitzt, möchte sie, daß man käm und sie fortweise, so gejagt und unselig will sie sein.

Theodore seufzt in den Bettkissen, es sei ihr entsetzlich feierlich zumute, wenn sie bedenke, daß unter ihr die Königin schlafe, schrickt zusammen, als das Bett knackt; für eine Königin jedenfalls ein peinliches Empfinden, daß über ihr ein Bett knacke.

Isidore steht noch am Fenster und sieht die Nacht um die Säulen des Elisenbrunnens schleichen. Um elf Uhr zur Nacht schläft die Stadt Karls des Großen. Schatten lungern um die Bäume, freche Blicke aus bleichen Frauengesichtern. Isidore denkt, warum feine Damen allein in den Straßen stehen. Da sieht sie feine Herren zu den feinen Damen gehen und ist beruhigt, denn es muß für feine Damen sehr unangenehm sein, allein in den Straßen zu stehen.

Am Morgen beim Frühstück bestimmt Theodore, daß Isidore sich auf alle Fälle beim Kammerherrn melden müsse, um sich zur Verfügung zu stellen, wenn etwa Majestät geruhen solle — hält inne, denn Isidorens Lächeln beunruhigt ihre Nerven. Doch läßt sich Isidore beim Kammerherrn melden. Er empfängt sie im Lesezimmer, ein Mann mit wohlerzogenem Gesicht und graumeliertem Scheitel. Man könnte denken, daß er umfallen würde, wenn seine schwarzen Hosen ihn nicht

steifhalten würden. Dazu die kurze „Garçonjacke“, ebenfalls schwarz, elegant schwarz, hofschwarz.

„Ich bin Isidore von Kindlein Jesu,“ sagt die „Debütantin“ für eine belgische Königsvisite, denn sie nimmt an, daß der Kammerherr, den sie in der Roßfarm schon von einer frommen Stute herunterpurzeln sah, sich ihrer nicht mehr erinnert.

„Ganz recht, Mademoiselle,“ erwidert er, steift den dünnen Kopf in den Nacken und schließt die Augen, als müsse er acht haben, seinen Gedankengang nicht zu verwirren, „ganz recht, Sie sind uns durch den prince royal angekündigt. Der prince royal passierte heute morgen Aachen.“ Hält inne, hält aber noch immer die Augen geschlossen, als erwarte er noch eine Eingebung.

„Kann ich denn jetzt zur Königin?“ fragt Isidore.

„Aber, Mademoiselle!“ Pause. Eine Handbewegung. „Wollen Sie Platz nehmen, wenn ich bitten darf.“ Er bleibt stehen, er lehnt sich nicht einmal an. Sein Blick gleitet über sie hin.

„Mademoiselle ist noch — in Reisekleidung.“

„Soll's denn eine Audienz werden?“

„Was es wird, Mademoiselle, werden wir Ihrer Majestät überlassen müssen.“ Pause. Seine Augen schließen sich wieder. Isidore wartet. Er beginnt wieder in dem langsamen, leisen Ton: „Es ist möglich, daß Ihre Majestät Mademoiselle gestatten wird, Ihre Majestät am Brunnen zu sehen. Es ist sogar möglich, daß Majestät ein Wort an Mademoiselle richten wird. Für diesen Fall wird Ihnen die erste Dame der Königin Verhaltungsmaßregeln geben.“

Ein freundliches Neigen des spitzen Diplomatenkopfes, ein halbes Lächeln, das keine Zähne sehen läßt, denn so lachen Kutscher und Dirnen und höchstens noch der Mittelstand — Und dann sitzt Isidore allein im Lesezimmer, denkt nach, was nun mit ihr geschieht, springt auf und will loslachen, das ganze Hotel will sie zusammenlachen. — Ja, warum will sie denn lachen? Weil das alles so albern ist, dieses Getue um ein Wort von der Königin. Sie spürt, wie ihr allgemach die

Wärme für diese königliche Frau, die in der Hesbaye zwischen den Pferden herging und freundliche, selbstverständliche Worte sagte, aus dem naiven Herzen rinnt. Aber schon spricht der Kammerdiener Ihrer Majestät mit dem „Ober", und der „Ober" sucht die Dame, die zu den Fürstenzimmern hinauf soll. An der Treppe wartend steht der Kammerdiener, steigt voran, lautlos, über Teppiche. Isidore hat das Gefühl, wenn ihr jetzt das Unglück kommt, niesen zu müssen, stürzen sie aus allen Türen mit erhobenem Finger. Türen gehen lautlos auf. Isidore steht mitten in dem verdunkelten Raum. Schattenumrisse eines gediegenen Prunks. Eine Hand zieht die seidenen Vorgardinen zurück, und Isidore sieht die mittelgroße Gestalt der ersten Königsdame, Gräfin Qu. — In dem hereinfließenden Tageslicht steht Isidore und fühlt, daß ihr in einem einzigen Augenblicke Herz und Nieren durchbohrt sind. Doch scheint die Gräfin nicht einmal sonderlich interessiert. Sie wird beileibe nicht so unfein sein, jemand anzustarren, sie ist im Gegenteil sehr liebenswürdig, sehr aufmunternd und über die Maßen herablassend. Sie spricht mit lächelnd vorgeneigtem Gesicht, hell und greinelnd, wie gewiß eine wohlerzogene Angorakatze sprechen würde, wenn sie eine grammatikalische Sprache führte.

„Sie sind uns durch den Thronfolger angekündigt. Der prince royal passierte heute morgen Aachen." Pause und durchaus liebenswürdiges Lächeln. „Wollen Sie sich setzen, liebes Kind?"

„Nach Ihnen, Madame la comtesse."

„Oh, bien merci." Sie setzt sich. Isidore setzt sich. Pause. Hofleute überstürzen sich nicht.

„Wir haben im Hotel Bescheid gegeben, uns Ihre Ankunft zu melden."

Und Isidore spricht in freudiger Erlösung: „So weiß die Königin, daß ich da bin?"

Und die Hofdame in unverminderter Freundlichkeit: „Ihre Majestät weiß selbstverständlich nichts davon. Der Thronfolger hat den Kammerherrn beauftragt, bei Majestät vorstellig zu werden. Man wird demnach bei Majestät zunächst sondieren müssen, wie

sie einem solchen Empfang gegenübersteht, und dann wird man Majestät anheimstellen, auf welchen Tag sie den Empfang verlegt, sodann wird man Majestät mitteilen, daß Mademoiselle hier ist." Erhebt sich mit sehr geneigtem Lächeln. „Außerdem wird Mademoiselle noch Zeit nehmen müssen für den Trousseau. Darüber werden wir in den nächsten Tagen noch konferieren." Eine grüßende Handbewegung, und Isidore bemüht sich, ohne ihr den Rücken zu drehen, hinauszukommen. Geht an den stolz geschlossenen Türen vorbei und denkt, ob es denn ganz unmöglich sei, daß eine Königin plötzlich die Tür aufmache und sage: „Nur ohne Umstände herein, Hesbayerin."

So wird sie nun eine ungewisse Zeit warten müssen, bis die Hofschranzen sich dazu verstehen, sie zu einer Königin zu führen, die ihr auf der Roßfarm Melonen bringt und mit der sie zu Tisch sitzt in gesegnetem und gesundem Hunger. Der alte Matthias, der aufrechte Boniface, der Zepherin, der in seinem achtzigsten Lebensjahre noch die Rapphengste zum „Meeting" nach Buenos Aires bringt, was würden die sagen? Die würden mit harten Stimmen sagen: „Hollaprinzeß, komm heim, die fremde Welt macht dich irre."

Am selben Tage noch schreibt Theodore ihre besorgten Gedanken wegen ihrer Schule der Schwester und erhält einen Tag darauf beruhigende Nachrichten. Isidore richtet starre Blicke auf Madame Hippipp, da sieht diese vom Briefe auf, schüttelt den Kopf: „Nichts, meine Liebe."

Hippipps Schwester wurde Bescheid zurückgelassen, niemand — wer auch vorsprechen mochte — den Aufenthalt Isidorens zu verraten. Der zweite Brief der Schwester kam und Theodore sagte wieder: „Nichts, meine Liebe," doch sagte sie es kurz und abwehrend, denn die Blicke des Mädchens lagen brennend auf ihr. Unter dem Zwang dieser Blicke fügte sie hinzu, Madame Bonivards Kundschaft für die Wintersaison sei verloren, das Haus in der Avenue geschlossen, Madame sei mit dem süßen Erzengel nach Brüssel. Monsieur habe in seinem Hause nur noch „Garçonquartier". Isidore horcht noch;

sie fühlt, daß Theodore Hippipp noch etwas sagen muß. Als Theodore Hippipp nichts sagt, steht sie auf und steht neben ihr, und Theodore fühlt, wie die junge Last dieses geschüttelten Körpers gegen ihre Schulter drängt. Da sagt Theodore Hippipp gerade heraus, man spreche davon, daß Beau Urville Madame Bonivard nachgereist sei. Danach fragen Isidorens starre Blicke nichts mehr, wenn die Schwester Briefe schreibt. Aber es wird etwas Merkwürdiges in ihr. Es wird, als sei Beau Urville gestorben und sie lebe nur noch seinem Andenken. Und wie man Verstorbene verklärt, so spricht in ihr eine mildernde Stimme für ihn, sie hat plötzlich eine klare Kraft, nichts zu glauben, was sein Andenken trüben könnte. Aber — er war gestorben, und sie kann sein Andenken nur verklären, wenn sie denkt, daß er für sie tot ist. Wenn ihr Sehnen nach ihm aufquillt, spürt sie wieder das zornige unerbittliche Weh.

In diesen Schwankungen ist eine Woche verlaufen, und von dem Audienzanliegen hört man nichts mehr. Theodore spricht davon, daß sie nicht länger dem Paradies fernbleiben könne, fährt in unmodernen Ausdrücken über den Kammerherrn her, den sie bezichtigt, einen Besenstiel verschluckt zu haben, und — enfin, sie will jetzt schon sorgen, daß sie der Königin in den Weg laufen, sie will dem Klappergestell von Kammerherrn eine nette Nase drehen, sie war doch auch zu Hofe in Spa und hat einer Königin Leibwäsche versorgt. Also ist ihr Plan, man müsse der Königin am Brunnen in den Weg laufen, man müsse durch irgend etwas auffallen — durch eine Brosche mit Pferdekopf. Jawohl, durch eine Brosche mit Pferdekopf, eine unechte Zierbrosche, die auf die Königin wirke wie ein Siegelring auf einem Glacéhandschuh. Die Königin würde den Kopf eines Adonis auf einer unechten Brosche gelten lassen, aber nicht den Kopf eines Pferdes. Die Königin wird nicht erlauben, daß man ihre Pferde duzt, sie wird also sicher bei einem Menschenkinde stehen bleiben, das einen edeln Pferdekopf auf einer unechten Brosche trägt. Isidore sagt streng, das dürfe sie nicht, die Überlieferung ihres Hauses verbiete andern als den Fa-

milienschmuck zu tragen. Worauf die kleine, nervöse Hippipp erwidert, dann sei s i e bereit, die Brosche herausfordernd auf ihren Busen zu nehmen, sonst würden sie wahrscheinlich auf Audienz warten, bis einmal zwei Donnerstage in die Woche fallen. Und schleppt schon Isidore mit Zwang und Bitten mit sich.

Mit weißbeschuhter Hand wirft der Pförtner die Glastür auf, die in einen Glasdurchgang führt. Er gibt Auskunft in allen lebenden Sprachen, am liebsten in Holländsch, aber dann spricht er Ocher Platt. Er sagt, daß gleich an der Ecke der Passage die Fürsten ihre „Jalantrieen" kaufen.

Sie treten in das enge Lädchen, das wie eine Zigarrenkiste voll aufgehäuften Schmucks und wohl- und anders riechender Essenzen ist. Hinter der Tür sitzt ein scharf äugelndes Lehrmädchen und paßt unauffällig auf, wer — pfui! — stiehlt. Wenn Kurgäste mit Pompadours — pfui! — stehlen, winkt man sie unauffällig ins Hinterzimmer. Theodorens Strickbeutel steht bereits unter doppelter Aufsicht, denn sie putzt viel und auffällig ihre Nase, um ihr Einverständnis oder ihre Abneigung kundzutun. Einmal putzt sie die Nase, als man einen aus Korallen geschnittenen Ritter mit erhobenem Schwurfinger anbietet. Er bedeute Schutz vor Epidemieen. Isidore ist sehr für diesen Ritter, der Schutz gegen Epidemieen bietet. Doch wird Theodore zappelig, denn nun treten auch noch zwei schlichte Damen ein. Und es ist wirklich kaum Platz für vier Menschen.

„Bedenken Sie, Isidore," ruft Theodore im heftigsten Lüttticher Französisch, „bedenken Sie, zu welchem Zweck. Es soll die Augen einer Königin auf sich ziehen."

„Dann hat es ja bereits seinen Zweck erfüllt," spricht die schlichte Dame hinter ihr. Klirrend läßt Isidore den Ritter, der gegen Epidemieen schützt, auf den Glasdeckel niederfallen und sieht mit starkem, freudigem Herzklopfen ihre Königin.

„Kommen Sie, Mignon," winkt Majestät und tritt in die Glashalle zurück. „Ich habe Sie mir auf einen guten Tag aufsparen wollen. Sehen Sie, Gräfin,"

spricht sie zu der Hofdame, die hinter ihr, doch so steht, daß Majestät sich nicht umzudrehen braucht, „so sieht sie aus, die Hollaprinzeß aus der Königsfarm. Wir werden sie wohl morgen zum Frühstück nehmen,“ und noch mit dem harten Lächeln in den müden Augen zu dem Mädchen, das fest ihre Hand hält: „Sie werden zu Ihrer Königin ohne Schmuck kommen, am wenigsten mit einem Ritter, der vor Epidemieen schützt.“ Sie klopft ihr auf die Wange, und ihre Blicke fliehen schon über die kleine Madame hin, die ununterbrochen ihre drei Hofknickse macht. Da die Königin sie nicht gleich erkennt, flüstert ihr die Hofdame den Namen zu. Die Königin lächelt nicht mehr, sie lacht, sie lacht lautlos, aber sie lacht, das steht fest. Wer könnte übrigens Theodore Hippipp im Stuarthütchen und unter den Verrenkungen von drei Hofknicksen sehen und nicht lachen? Die gute Hippipp, sie darf Majestät erzählen, wie es ihr geht und ob sie in sorglosen Verhältnissen lebt, und da Theodore ausführlich werden will, nickt ihr Majestät lächelnd zu, klopft auch Isidore wieder auf die Wange und ist mit der Gräfin davon, quer über die Straße zum Elisenbrunnen. Am breiten Bürgersteig warten ihre prächtigen Isabellen, fahlgelbe, schlanke Rosse mit kurzgestutzten Mähnen. Die kleine Hippipp steht noch am Schaufenster mit vorgeneigtem Kopf und eingedrückten Knieen. Isidore sagt im Nachklang der Freude: „Der Kammerherr kommt um meine Audienz, o, bravo.“

„Bringen Sie mich aufs Zimmer,“ sagt Hippipp, „auf diese Situation war ich nicht vorbereitet.“

Am andern Morgen liegt sie noch zu Bett, als Belgiens Königin bereits nach ihrer Kammerfrau schellt. Gräfin und Kammerherr warten im Antrittsraum neben dem für die Königin vorbehaltenen Frühstückszimmer. Der Kammerherr lispelt in Hauchtönen: „Liebe Gräfin, vermögen Sie sich vorzustellen, was der König zu diesem Frühstück mit ländlicher Beilage sagen wird?“

„Lieber Baron, was der König nicht wissen soll, haben wir auch nicht gewußt,“ erwidert ebenso lautlos die Gräfin und richtet ihre Blicke unverwandt nach dem

Ankleidezimmer. Dort geht nun leise die Tür auf, und die Kammerfrau in weitem, schwarzem Halbtuchkleid tritt heraus, meldet, daß Majestät das Bad verlassen habe; und verschwindet wieder. Man soll sich bereit halten, man soll melden, daß binnen zehn Minuten zu bedienen ist. Majestät wird den Bademantel mit dem seidenen Kimono vertauschen, und da zu Mittag ein Ausflug nach Burg Nideggen geplant ist, so hat diese kleine Hesbayerin den unerhörten Vorzug, sozusagen intim mit Majestät zu frühstücken.

Wenn der Kammerherr überhaupt fähig wäre, eine hündische Äußerung zu vollbringen, so würde er jetzt die Ohren spitzen, denn an der Tür sucht jemand nach der Klinke.

„Es wäre angebracht, wenn Gräfin nachsehen wollten, ob die Kleine vor der Tür steht."

Da sieht die Gräfin nach, und die Kleine steht richtig vor der Tür, rosig und blütenfrisch wie der junge Morgen. Sie wünscht herzhaft Guten Tag, und das fällt auf die Nerven. Die Stimme ist absolut zu gesund. Schnell wird sie von der Gräfin in das Frühstückszimmer geschoben, empfängt einige eilige Ratschläge, und da steht schon die Kammerfrau an der Verbindungstür: die gekrönte, freudlose Frau tritt heraus und zu Tisch.

Das Frühstück besteht nach englischer Sitte aus Tee, Eiern, geröstetem Brot und kaltem Fleisch, Butter und Eingemachtem, letzteres allein genommen als Beilage. Solange bedient wird, darf nicht gesprochen werden, dann hat die Hofdame die weitere Pflicht der Hausdame zu übernehmen. Bevor Majestät das Tischgespräch einleitet, beschäftigt sie sich mit der Butter, sie findet sie vorzüglich. Man ruft den Geschäftsführer, woher das Hotel die Butter beziehe? Die Sache ist aufsehenerregend; jedenfalls möchte der Geschäftsführer die Angelegenheit nicht auf eigene Verantwortung übernehmen. Er ruft den Besitzer. Tyrannen des Altertums haben niemals ihre — Köche köpfen lassen; Popäa führte auf ihren Reisen fünfhundert Eselinnen in ihrem Troß, die ihr die Milch zum Morgenbad zu liefern

hatten, also kann füglich Belgiens Königin verlangen, daß ihre Butter ein standesgemäßes Herkommen hat. Der Besitzer paßt sich demnach den Umständen an und erklärt, daß er die Butter ausschließlich für seinen allerhöchsten Gast — herstellen lasse. Das genügt. Er wird angewiesen, täglich die Frühstücksbutter auf die königliche Tafel nach Brüssel zu liefern. Das Gerücht aber sagte, daß er diese Butter vor wie nach von — einem Bauernhof in Laurensberg bei Aachen bezog.

Im Handumdrehen ist diese Angelegenheit der Küche erledigt, und die Königin fragt nun mit einem Scherz, der nicht heiter ist, ihren jungen Gast: „Bien — wie gefällt Ihnen denn m e i n Königreich, kleine Hesbayerin?"

„Manchmal gar nicht, Madame."

Der Kammerherr erlaubt sich, etwas mildernd zu lächeln, das klingt ja fast — pardon — demokratisch. Die Kleine ist nicht nur plump, sondern auch dumm. Die Königin streift ihn mit ihrem leeren, müden Blick: „Lassen Sie, Baron, mir gefällt's auch nicht." Es ist herb gesagt, fast politisch; man weiß, wie es die stolze Österreicherin gequält hat, in dem neugebackenen Königreich die Fürstenrolle zu spielen. In die bedeutsame Stille hinein spricht sie dann wieder einlenkend: „Ich müßte noch die Hesbaye hinzu haben. Aber die habe ich nicht."

Der Kammerherr glaubt versichern zu müssen, daß gerade die Hesbaye treu monarchisch gesinnt sei.

„Wodurch glauben Sie das versichern zu dürfen, Baron?" Es klingt nicht liebenswürdig.

„Sie ist — eh — fromm."

„O," ruft Isidore und stößt in ihrer Begeisterung gegen den Tisch, „sie sind dort ehrlich, sie sind grob, sie sind gar nicht fein, aber —," und in ihre Stimme wallt die lohende Innigkeit, „sie haben F ä u s t e um zu helfen, keine Worte."

Die Fäuste fallen zwar wie eine Bombe auf den Königstisch, aber trotzdem kann man sich nicht dem hinreißenden Temperament der Kleinen entziehen. Die Königin fragt dann scheinbar unvermittelt: „Lebt

auch die alte Petronella droben in der ‚Wildnis‘ noch?“

„Sie ist jetzt kindisch, Madame, sie webt aber noch Bettlaken für ihren Etienne, der mit der Stute ‚Lilea‘ in die Wildnis geritten ist und nicht mehr wiederkam. Sie erwartet ihn noch jede Stunde.“

Die Königin nickt: „Bei der Petronella sind wir vom Hengstgestüt aus eingekehrt, um von ihrem berühmten Rahm zu kosten. Da sagte ihr der Führer unsrer Kavalkade — es war ein junger Mann, gewandt im Reiten wie ein Hunne und ernst wie ein Pope —“

„Der Marc Thibâ,“ sagt Isidore leise, als habe sie Geständnisse zu machen.

„Nun, der Marc Thibâ sagte: ‚Petronella, das ist die Frau Königin.‘ — Die Alte aber schüttelte den Kopf; Frau Königin ist die in der Roßfarm, für die sie alle beten und arbeiten. Da sagte ihr Marc Thibâ: ‚Verstehe wohl, Petronella, diese hier ist die Landeskönigin.‘ — ‚Kenne ich nicht,‘ erwiderte die Alte. Und damit war ich für sie erledigt. Glauben Sie nicht, Baron, daß ich mir anderswo in Belgien auch diese Antwort holen könnte?“

„Das weiß der Herr Kammerherr nicht,“ sagte Isidore freimütig und etwas mit Geringschätzung und so, als habe sie noch etwas zu sagen, das sie doch lieber verschlucke. Auch beirrt es sie, daß die Gräfin keinen Blick von ihrer Hand läßt, mit der sie das Ei nimmt. Die Gräfin hört nichts mehr, hat nur eine Befürchtung: sie sieht nicht, daß die Spitze des Eis schon abgekippt ist, nur abzuheben ist, sie wird mit dem Messer hineinhauen ... Dieu — knack, knippt sie wahrhaftig.

Doch wird nun draußen an der Türe ein Geräusch, das einen unzeremoniellen Knick vergessen läßt. Der Kammerherr, der eiligst nach der Ursache sieht, tritt etwas verstört zur Königin, meldet einen Eilboten des Königs. Die Königin erhebt sich sofort. Ein Eilbote des Königs? Das Verhältnis mit Leopold war nicht derart, daß er private Nachrichten senden würde; also politisch.

Ein verabschiedender Wink ihrer Hand und Isidore eilt in ihr Zimmer hinauf, wo die Hippipp ihre Langeweile mit „Elixir de Spa“ beschwichtigt. Isidore setzt sich nachdenklich zu ihr, sie weiß nichts zu berichten, sie hat bloß eine innere Angst von diesem Frühstückstisch mitgenommen; sie fürchtet etwas, sie weiß nicht was, sie hat das Gesicht der Königin kalt und hart gesehen; es war der letzte Ausdruck, den sie mitnahm, sie kann ihn nicht vergessen.

Isidore bleibt bis zum Mittag auf ihrem Zimmer und ist nicht zum Ausgehen zu bewegen; ein ungewisses Gefühl bannt sie ins Zimmer, als müsse sie bereit sein, wenn man sie rufe. Dieses Gefühl steigert sich zu krampfhaftem Zusammenschrecken, wenn ein Schritt über den Korridor huscht. Da zwingt die Hippipp sie mit sich fort zum Spaziergang den Lousberg hinauf. Im „Belvedere“ nehmen sie ein Glas Milch. Ein paar Kurgäste steigen noch herauf, setzen sich an die Tische und besprechen eifrig die Nachricht, daß die Königin der Belgier mit dem ganzen Troß schleunigst abgereist sei. Warum? — Die Hippipp sagt, das brauchte „unsereins“ ja nicht aufzuregen. Sie hat recht, die gute Hippipp, sie hat sehr recht.

Aber Isidore fühlt's, fühlt's in starrer Hartnäckigkeit, daß ihre Seele an diesem Ereignis beteiligt ist. Dann bringen die Morgenblätter die Nachricht, daß der Prinz Baudouin, der belgische Thronfolger, plötzlich gestorben sei.

Am Zeitungsverkauf des Elisenbrunnens stürzen sich Isidore und Hippipp auf die belgischen Zeitungen, und die lassen durchblicken, daß der Prinz keines natürlichen Todes gestorben sei.

Am folgenden Tage kommt ein Brief der Schwester aus dem Paradies, der eine wüste Skandalgeschichte meldet. In Lüttich spreche man offen davon, daß der Prinz in einem intimen Gelage getötet worden sei. Sterbend habe man ihn in das Palais seiner Eltern zurückgebracht; er konnte keinen Aufschluß mehr über das Geschehene geben.

Isidore hört alles, liest alles, die Hippipp sagt ein-

mal, sie dürfe nicht alles lesen, es sei nichts für junge Mädchen. Da begreift sie alles noch weniger. Sie hat den Prinzen so lieb gehabt, er war edel, schön und gut, sie kennt nur gute Menschen und Mörder, alle andern dazwischen sind Unglückliche. Vielleicht war der Prinz ein Unglücklicher — aber warum schreiben sie so Schreckliches? — so überaus schrecklich unverständlich? Sie hätte gern Hippipp darüber befragt, aber die würde wieder sagen, junge Mädchen brauchten das nicht zu wissen, und sie hat eine große, verzweifelte Angst, das wieder zu hören. Denn es sagt ihr, daß etwas Grauenhaftes in der Welt ist, von dem sie nichts weiß.

Als dann Hippipp endlich nach Lüttich zurück will, hält Isidore sie flehentlich zurück. Da sagt Hippipp, sie wolle noch zwei Tage zugeben.

In diesen zwei Tagen beginnt Isidore, ihr Gemüt wieder in Ordnung zu bringen. Sie wirft einen tiefen, gründlichen Haß auf die Zeitungen, sie straft sie mit stolzem Zorn Lügen und macht ihr gestörtes Herz frei zur milden Trauer um den edlen, schönen, guten Prinzen. Und damit kann sie wieder auf eigene Sorgen zurückkommen. Wochen sind vergangen nach dem Brief an ihre Mutter. Wenn sie auch annehmen konnte, daß die Mutter nicht aus augenblicklichem Empfinden heraus antworten würde, so mußte nun doch ein Bescheid da sein. Aber wie? Hatte nicht auch Madame Bonivard ein liebenswürdiges Brieflein beigefügt? Wenn also nun die Mutter Madame geantwortet hätte?

Von Madame kommt keine Zeile zu ihr ... Schwer und schwül fühlt Isidore die Luft um sich, geheime Ursachen darin wie zerflatterndes Spinnweb.

Am Vortage der Abreise denkt sie verzweifelnd daran, was ihr nun bevorstehe. Sie denkt, daß sie in Lüttich jetzt keinen Menschen mehr habe, der vielleicht kein Kavalier sei, aber ein gradliniger aufrichtiger Mensch. Und dann denkt sie, daß wahrscheinlich das Wellemche, das ihr um eines mitleidigen Blicks willen ewig dankbar sein wollte —. Und wie ihr das in die Gedanken kommt, erinnert sie sich ihres Versprechens, nach dem Hause in der Pontstraße zu gehen, wo ein

Stiefel von Blech über der Tür hängt. Hippipp war ohnehin mit Einpacken beschäftigt, und so macht sie sich auf den Weg über den Markt, vorbei an dem von Karl dem Großen erbauten Münster, das wie eine verwitterte Felsenburg im engen Häusergewirr eingekeilt steht. Auf seinem Königsstuhl haben zweiunddreißig deutsche Könige, ein Vaterunser lang, im historischen Prunk der Reichskleinodien gesessen. Aber von Leopold, dem Belgierkönig, weiß man, daß er auf das Aachener Münster keine andern Absichten hat, als einmal jährlich hinterm Gottesfensterchen seine Osterbeichte abzulegen.

Und über den Katschhof weiter. Im Mondschein sehen Sonntagskinder Kaiser Karl mit seinen Paladinen durch den Laubengang zum Rathause, das auf den Mauern des alten Kaiserpalastes erstanden, hinaufschreiten; ihre Mäntel flattern, und die historische Luft schimmert in goldenen Hymnen. Aachen, die Krone aller Provinzen und Städte, aller Würden und Ehren Inbegriff.

Dann steigt Isidore die lange, schmale Pontstraße hinunter und herauf, wie man in Alt-Aachen meistenteils hinunter und heraufsteigt. Sie sucht nach dem Stiefel. Sie fragt große und kleine Kinder. Da nimmt ein Schwarm sie in die Mitte und führt sie an die Kreuzkirche, und sie sagen, fis-a-fis hing dem Dreipfenningsbarong sein Stiefel. Der Dreipfenningsbarong steht mit der Latzschürze und die Brille auf die Stirn geschoben in der Haustür, sagt hochdeutsch und gebildet:

„Wart nur, ühr Dreckschnüsser. — Momsell, wotter serfièttör.“

„Sie eß hollandersch!“ rufen die Kinder. Da hat Isidore schon mit stummen Zeichen und mit nachdrücklichster Betonung von: „Wellem“ ihre Absicht kundgegeben. Der Dreipfenningsbarong macht nun eine ebenso taubstumme Handbewegung in den Hintergrund des Hauses hinein und dann eine kerzengerade Deutung zum Dach hinauf. Isidore geht durch einen endlos engen Hausflur und in ein Höfchen, in dem rechter und linker Hand die Werkstätten kleiner Leute liegen.

Geradeaus gelangt sie an die schiefe Wand eines Hinterhauses, steigt halsbrecherische Treppen hinauf. Die Tagdämmerung verdichtet sich hier schon zum Dunkel. Aus einer offenen Tür hallen laute Reden, ein paar Arbeitsburschen, dem Aussehen nach echte Aachener „Domgraven", halten bei Schnaps und Wurst ihr Abendbrot. Isidore zögert, doch haben die spähenden Blicke der Männer sie schon aufgespießt. Ein gemeines Witzwort hallt. Da macht Isidore einen furchtlosen Schritt zu ihnen hin, sie denkt, sie wolle sie an der Ehre packen, macht sich lebhaft verständlich, sagt, daß sie hier fremd sei, daß sie den Wellem suche, daß sie aber ein bißchen Angst habe, da weiter hinaufzusteigen, ob einer mitkommen wolle? O gewiß, sogar zweie; und einer stapft vor und einer stapft nach, stößt eine Tür auf, ruft eine Frau an der Waschbütte an. Die hebt die nassen Arme aus der Bütte, als sie das feine Fräulein kommen sieht, bleibt aber unbeweglich und wartet ab. Isidore sagt freudig, sie bringe Grüße vom Wellemchen. Über das dicke, starre Gesicht zuckt kein Verständnis, nur die Augen ziehen sich klein und blinzelnd zusammen; vielleicht war's so etwas wie ein Erzittern der stumpfen Seele. Dann wieder die regungslose Erwartung, das Fräulein kann doch unmöglich gekommen sein, ihr nur Grüße zu bringen. In ihrem starren Gesicht steht's deutlich: Verdient er? — Ihr Blick fällt auf des Mädchens Hand. Da stürzt eine dumpfe Erschütterung in Isidore, sie nimmt Geld, so viel sie bei sich trägt, aus ihrer Börse und sagt, das schicke Wellemche. Die Frau zählt gewissenhaft nach, und da das Mädchen schon hinaus ist, greift sie, von einem Entschluß gestoßen, das Küchenlicht und leuchtet die Treppe hinab. Sie sagt ein paar schwere, unbeholfene Worte, aber Isidore eilt hinunter und hört nichts mehr. Die Burschen rufen ihr nach, ob sie noch weitere Begleitschaft wünsche, und dann ist sie hinaus und hat ein Gefühl des Übelseins, genannt Weltschmerz. Sie hat viel in der fremden Welt gelernt, sie muß jetzt zurück auf Heimaterde, um — alles wieder zu vergessen.

Eilt, statt rechts wieder die Pontstraße hinunter,

links durch die Trutzmauern des Ponttors, und dort steht die Madonna im Zwielicht wie in einer mittelalterlichen Seitenkapelle. Drei Atemzüge lang steht Isidore still, fühlt die Brust warm von Heimatsgefühl, als nicke dort im Zwielicht das starke heilige Gesicht der Mutter. Komm heim, flüstert es, komm heim, Hollaprinzeß!

„Mutter," stößt Isidore mit zuckenden Lippen heraus und preßt die gefalteten Hände auf der Brust. „Mutter ..."

„Schließ in dein Gebet mich ein, süße Madonna," sagt hinter ihr jemand, sie will schreien, da krampft ihr die Kehle zu, und da steht Beau Urville dicht vor ihr. Bleich und von tiefen Erschütterungen zerwühlt sein Gesicht. Sein Arm ist in zarter Fürsorge um ihren entblößten Nacken, er klappt ihr den Mantelkragen hoch. Er sagt, Madame Hippipp habe ihn zum „Stiefel" geschickt. Da würgt der unterdrückte Schrei aus ihr, sie reißt sich los, flieht, flieht die Alleen hinauf. Im Dunkel der Bäume entschwindet sie ihm. Schatten huschen im Schein der Laternen, Umrisse schlanker Mädchen, lachende, lockende Gesichter um Beau Urville. Sie deuten nach den dunkeln Hügeln des Lousberges hinauf, ihre auffordernden Blicke winken. Und dann schrecken sie von ihm weg, denn zwischen ihnen taucht eine auf, die mit drohenden Augen Eigentumsrechte geltend macht. Steht da wie von geheimen Mächten zu dem Beau Urville geworfen; mag er wie immer sein, er muß vielleicht so sein, sonst wäre er nicht Beau Urville, den sie unter Wehschreien ihres Herzens liebt.

Er faßt sie unterm Arm, preßt ihren Arm und da hilft nun kein Wehren mehr. Er erzählt ihr, was sie wissen muß; er sagt, das Duell sei der Ausfluß seiner Eifersucht gegen den Prinzen gewesen. Sie will ihm alles glauben, darum glaubt sie alles. Er zeigt seine Stirnwunde, und sie ist vollauf besiegt; mit den Fingerspitzen tastet sie darüber hin; ein paar Zoll tiefer und ... ihr Körper schüttelt im Frösteln des Entsetzens. Seinen Kopf zieht sie zu sich herab und küßt die Narbe, küßt sie wie eine Reliquie. In diesem Kusse liegt ihr hochherzig vertrauendes Verzeihen.

Als sie von des Prinzen Tod sprechen will, wehrt er ab.

„Wir wollen uns nur freuen,“ sagt er, „wir wollen heute und morgen nicht davon sprechen.“ Sie fühlt bei diesen hastigen Worten das Zucken seiner Sehnen, sie sieht nun auch, daß sein schönes leichtsinniges Gesicht gelitten hat. Eng in seinem Arm wandeln sie den Schatten nach, den schlanken, huschenden Paaren zu den dunkeln Hügeln des Lousbergs hinauf. Der Venusberg Neu-Aachens. Zwischen raschelnden Büschen streifen sie mit der lieben Liebsten. Die Bäume rauschen im Abendwind. Die Käuzchen schreien im Tale der „Sörs“. Liebe wandelt mit tastenden Schritten.

Auf einer Bank im Rotdornstrauch, wo böse Buben eingekritzelt haben „die Seufzerkiste“, lassen sie sich nieder. In schwerer Süße lehnt Isidore an ihm. Sein Kopf liegt an ihrer Wange. Ihr Haar duftet, ihre Haut duftet ... seine weichwarme Hand schleift an ihrem Nacken herab, ihr Jungkörper zittert ... sein Kopf sinkt auf ihre Schulter ... und dann schimmert die historische Luft Aachens in dem Mondscheinzauber, wo da Kaiser Karls Paladine über den Katschhof wandeln und die köstlichen schlanken Frauen Neu-Aachens mit tastenden Schritten der Liebe gehen ...

In den Armen Isidorens stammelt Beau Urville blendende Zukunftsträume.

„Ich werde euch in die Königsfarm viel Unordnung bringen. Ich werde euch ein Versailles bauen. Lichtfontänen und schwebende Gärten.“ Er lächelt in seiner liebenswürdigen Keckheit zum gläsernen Abendhimmel hinauf. „Ich werde euch freilich etwas Kultur nachbestellen müssen.“ Drückt sein Gesicht auf ihre hochklopfende Brust. „Ich werde viel bauen lassen ... ich werde ... doch etwas tun müssen.“

Mit leisem glänzenden Lächeln sieht sie auf ihn nieder, streicht ihm über den Kopf, der wie ein Marquisrelief ist, ihre Lippen bewegen sich, aber sie spricht nicht, es stehen ihr Worte im Mund, mit denen sie gestammelte Träume zerstören könnte ... „Du wirst freilich etwas tun müssen, du goldner Schmetterling ...“

Ihre leidenschaftlich innigen Blicke streifen über seine schlanken Glieder hin, die elastisch und in prächtigen Linien sich an sie schmiegen. Ein Mann wie ein Gladiator, in frevelnd gelächelter Kühnheit ... auf ihr pochendes Herz flüstert er seine heißen Schwüre.

Der Mond hatte genug gesehen und verzog sich hinter einer Wolke. Und durch die Büsche des Venusberges streifen sie mit der lieben Liebsten.

— — — Als der Zug schon im Lütticher Bahnhof einläuft und Beau Urville nach den Fahrkarten langt, findet er in der Brieftasche ein Kärtchen, das er Isidore in den Schoß wirft — tiens, beinahe vergessen. Ein Kärtchen ihrer Mutter, es habe einem Brief an Madame Bonivard beigelegen.

In tiefem Erschrecken fällt Isidorens Blick auf ihn: „Du warst bei Madame Bonivard in Brüssel?"

„Ich war dort zu Gast, wo auch Madame Bonivard zu Gast war, also, beruhige dich, somit war ich nicht Madame Bonivards Gast."

Aber es stößt Isidore geradezu zu fragen: „Wo waret ihr zu Gast?"

Er hält einen Augenblick inne, dann kurz und entschlossen, überrumpelt von ihrer jähen Frage: „Bei dem Prinzen."

Sie horcht noch, sie meint, da müsse nun noch etwas gesagt werden, und da ist wieder um sie die Luft von geheimen Ursachen erfüllt, die wie Spinnweb zerflattern, wenn sie nachdenken will. Gedanken stürzen auf ihre Lippen, die sie nicht formen kann, aber ein flammendes Rot steigt ihr bis zur Stirn. Sie sagt und fragt nichts mehr, liest, was ihre Mutter schreibt. Sie hatte geglaubt, die Mutter würde eine Eilpost mit „Ja" oder „Nein" schicken, lange Briefe hat die Mutter nie geschrieben, sie schrieb nur durch Eilpost oder Telegramm. Auf diesem Kärtchen aber stand: „Liebe Tochter, bringe ihn mit." Stumm reichte sie es Urville hin.

„Aha," sagte er, „also erst Probekandidat."

Was für eine Frau! Sie verpflichtet sich zu nichts, sie will gerecht sein, auch wenn es ihre Pläne kreuzt, will selber urteilen und wählen. Oder —? Wollte sie

bloß den Stutzer neben die derben Menschen der Roßfarm stellen und für sich selber reden lassen? Wer erriet die Pläne dieser Frau?

Urville lachte auch über diesen Punkt hinweg, er glaubte versichern zu müssen, daß gerade ältere Damen eine Schwäche für ihn haben, einige sogar ihm Wintersocken stricken. Und da ist auch Isidorens Sorge schon halb hinweggelacht, doch hält sie es für ratsamer, allein vorzureisen, um „die Roßfarmluft" erst auf den Beau Urville vorzubereiten.

„Vorzüglich," stimmt Urville bei, „schaff mir erst freie Bahn, so daß ich bloß komme, um mein Jawort zu geben. Aber allein? Non dä, geht nicht. Hippipp, Sie müssen mit."

Hippipp muß verbindlichst ablehnen, sie hat genug an dieser Königsfahrt, außerdem ist sie im Paradies unabkömmlich.

„Dann such' ich dir irgendeinen männlichen Menschen als Reisemarschall."

Die Rückkehr von der Königsfahrt ist für Madame Hippipp und ihre Entchen eine jener Begebenheiten, die man mit süßen Likören feiert. Sie entzücken sich in neidlosem Freuen und Staunen über die große Ehre eines Frühstücks bei der Königin. Nur über die Butter kommen sie nicht hinweg. Memeï sagt, wenn sie Königin wäre, würde sie Butter überhaupt nicht mehr essen.

Lolotte sagt mit schleckenden Lippen: „Wenn die Memeï einen König hätte, würde sie ihm Zigarrenbändchen an den Schnurrbart binden."

Isidore sagt: „Warum wünscht ihr, Königin zu sein? Sie sind nicht froh." Aber Memeï wünscht noch immer, Königin zu sein.

„Das wünscht sie aus Trägheit," sagt Lolotte, „den lieben langen Tag mit Krone und Hermelin im Sessel sitzen und, wenn es mal grad nix zu regieren gibt, ein bißchen einzuschlafen."

Nun klopft Madame mit dem Fingerhut auf den Tisch, schlägt vor, etwas Erhebendes zum Abschied zu singen. Da singen sie „Les Adieus de Marie Stuart".

Bei der zweiten Strophe singt Isidore falsch, bei

der dritten hustet sie, bei der vierten legt sie den Kopf auf Bebelles Schulter und weint still. „Hat sie zu viel getrunken?“ fragt die schüchterne Deutsche.

„Laßt sie,“ sagt Bebelle, „es ist wahrscheinlich Rührung, sie muß bald fort.“ Da sitzen die Entchen stumm und suchen heimlich nach ihren Taschentüchern. Memeï putzt schrecklich die Nase.

„Jetzt weint sie aus Dummheit mit,“ will Lolotte sie auslachen, da muß auch sie die Nase putzen.

„Ach, Kinder,“ sagt Madame Hippipp, „weint doch nicht.“ Bebelle sagt trocken: „Madame, wissen Sie denn nicht, daß Sie weinen?“ Da hebt Isidore den Kopf von Bebelles Schulter: „Weint ihr denn alle?“ Bebelle nickt: „Sie hängen wie ausgewrungene Wasserlilien.“

Isidorens Blick fällt geradeswegs auf Madame Hippipp, und da sie sich die kleine Madame als ausgewrungene Wasserlilie vorstellt, fällt sie in krampfhaftes Lachen und lacht sehr nervös, und Madame denkt, es wäre gut, daß sie nun wieder in die gesunde Luft ihres Landes komme. Da lassen nun auch die Entchen ihre Taschentücher sinken, sagen: „Gott sei Dank, das Lachen ist doch origineller.“ Und Madame schenkt ein.

Wie aus dem Hinterhalt heraus fragt dann Bebelle: „Isidore, ich möchte wissen, warum sie bei euch Frau Königin sagen.“

„Das ist eine lange Geschichte,“ erwidert Isidore. Die Entchen rücken näher zu ihr: „Ach, könntest du sie nicht kurz erzählen?“

Da erzählt Isidore: „Das ist viel hundert Jahre her, aber Lüttich war schon eine Bischofsstadt und selbständig. Doch kamen immer noch Franzosen ins Land, und bei solcher Gelegenheit war's, daß eine junge bleiche Frau hinter einem Troß herschwankte, nicht mehr weiter konnte und da liegen blieb, wo heute das Häuschen der alten Petronella steht. Mitleidige Bauern wollten sie heimholen, aber da war sie auch schon verschwunden. Am andern Tage lag sie an derselben Stelle, doch wollte man sie holen oder ihr helfen, so war sie in die Wildnis hinein verschwunden. Da gewöhnten sich die guten

Menschen in den Hütten an dies seltsame Gebaren, legten der stummen Frau zu essen an den Waldrand, so wie man im Winter den Tieren tut. Mit der Zeit entfloh sie dann nicht mehr und ging in die Hütten, um die guten Menschen mit lieben weichen Händen zu pflegen, aber — gesprochen hat sie nie, schwieg immerzu, doch wußte man, daß sie nicht stumm war, denn man hatte ihre Klagen hinter der Soldateska her gehört. In den Hütten meinte man, daß sie eine hohe Frau sei, vielleicht eine Frau Königin, und man dachte viel nach, wie man sie zum Reden bringen könnte. Ein junger Bauer war da, der sich heimlich vornahm, die stumme Frau zum Reden zu bringen."

„O, jetzt wird's nett," schnattern alle Entchen.

Isidore läßt ihre ernsten Blicke über sie schweifen: „Er schlich ihr nach, und als sie aus der Wildnis trat, rief er: Frau Königin! Sie stand wie zu Stein erstarrt, aber ihr Gesicht war verklärt, und sie fragte leise: ‚Bist du endlich gekommen?' Dann aber schwankte sie wie damals hinter dem Soldatentroß, fiel um und war tot. Da sie das Schweigen brach, war es, um zu sterben. Der junge Bauer aber konnte seit dieser Stunde nicht mehr von der Wildnis fort, baute sich dort eine Hütte und lebte in großer Schwermut; er sah den Geist der stummen Frau in der Wildnis, sie winkte ihm. Eines Tages war er verschwunden und kam nie wieder. Man sagte, die stumme Frau habe ihn geholt. Sein Weib blieb in der Abgeschiedenheit, machte das Land urbar und verschenkte es Ansiedlern, die ihre Einsamkeit teilen wollten. So legten sie den Grund zu der Roßfarm Kindlein Jesu, die jeweilige Besitzerin nannten sie in Erinnerung an die stumme Frau — Frau Königin. So wurde es auch festgelegt in den Urkunden unsres Hauses. Wer ihnen zuwiderhandelt, kann morgen ein Bettler sein. Man sagt, die stumme Frau wacht."

Wie erschreckte Kinder nach einem Märchen sitzen die Entchen.

„Und ist in den viel hundert Jahren keiner gewesen, der aus einem König ein Bettler wurde?" Isidore dreht sich um und sieht, daß Bebelle also fragt.

„Nein," sagt Isidore erschreckt, „es ist in den viel hundert Jahren keiner gewesen."

Da klappt draußen an der Hofwand laut und schrill ein Fenster. Bebelle steht auf und späht hinaus. „Es wird Beau Urville gewesen sein." Nun springen auch alle Entchen auf und beschließen die Feier. Bebelle begleitet Isidore auf ihr Zimmer. Das Licht des Stübchens flirrt in die Passage hinaus, wo die Entchen stehen und flüstern, warum Bebelle wohl in das Zimmer Isidorens hinauf ist.

„Ich möchte dich bloß fragen," beginnt Bebelle, „ob du über den Prinzen geweint hast?"

„Ich habe ihn ja lieb gehabt," sagt Isidore gut und still.

„Die Bonivard ist ins Ausland," sagt Bebelle, als gehöre es dazu. „Im Winter wird sie nach Ägypten gehen. Sie wird nicht mehr nach Lüttich kommen."

„Warum sagst du mir das?" fragt Isidore mit stockendem Atem.

„Zum Nachdenken. Der Prinz wurde sterbend aus dem Boudoir einer Dame getragen, außerdem waren noch zwei Herren anwesend."

Isidorens Hand fällt auf ihren Arm: „Wer —?"

„Man weiß nur, daß auch Monsieur Bonivard zur Tür hereinkam."

„Zur Tür hereinkam, als —?"

„Mehr weiß man nicht und wird man nie wissen — es sei denn, daß einer, der dabei war — vielleicht auf seinem Sterbebett reden wird."

„Wer weiß, es könnte auch früher sein," sagt Isidore und sagt es dunkel und hart. Da blitzt etwas in Bebelles schlaffem Gesicht auf. Obenhin sagt sie: „Ach, das braucht dich ja nicht zu sorgen."

Jäh faßt Isidore nach ihrer Hand, hält sie in pressendem Druck: „Ja? Meinst du das so? Ja, nicht wahr, du meinst das so? Sag, Bebelle, ich möchte dir etwas tun, etwas Frohes, sag, kann ich dir etwas tun?"

Bebelles Augen blitzten im Hinterhalt: „Was könntest du mir tun? Ich hab nur einen Wunsch, aus Lüttich herauszukommen."

„Willst du dich selbständig machen?"
„Womit, bitte? Mit Fingernagelschmiere?"
„Du hast Eltern."
„Nein."
„O, allein?"
„Ich brauche niemand."
„Aber man muß doch einen Menschen haben."
„Ich will bloß unterkommen."
In stürmischem Entschluß umarmt Isidore sie: „O, du. Ich weiß etwas. Madame Hippipp kann mich nicht begleiten — begleite du mich. — Man wird dir das sehr, sehr nett vergüten."
In die böse Blässe von Bebelles Gesicht stürmt's blutrot. Sie gibt Isidore den Kuß zurück, ihre Lippen sind eiskalt. Ja, ja, ja, sie will. Und stürzt hinaus.
„Was wurde dort mit Kuß und Handschlag besiegelt?" fragen vor dem Häuschen die Entchen, als sie dieses Schattenbild am Fenster sehen. Da tritt Bebelle aus der Tür und sagt: „Ich reise mit in die Hesbaye."
„Dafür hätte sie auch von mir einen Kuß haben können," sagt Lolotte. Die übrigen Entchen schweigen, und als sie nun gehen, werfen sie seltsame Blicke nach Isidorens Fenster hinauf, als müßten sie um sie traurig sein. — —
Beau Urville zieht die Stirn kraus, es ist ihm nicht recht, sie soll kein Entchen mit zur Roßfarm nehmen. Aber Isidore merkt, daß er von allen Entchen nur Bebelle meint.
„Ich werde sie fortschicken, sobald du kommst," verspricht Isidore.
„Laß das Mädel weit vom Schuß, laß sie hier," sagt er. „Ich wollte dich übrigens unter männlicher Bedeckung heimreisen lassen."
Eine helle kindhafte Freude stößt in sie. Gut, dann soll das Wellemche mit. Er mag auf der Farm bleiben, sie haben immer für Pferdeburschen und Hütjungen ein Unterkommen, und sie möchte nun himmlisch gern das Wellemche versorgen. Sie springt Beau Urville um den Hals, macht ihn mit dem Kopf nicken und

jubelt, er habe seine Einwilligung gegeben. Gewiß gibt er seine Einwilligung, er gibt sie schnell und hart. Ihr stürmisches Entzücken ist blind.

„Du scheue Wilde," streichelt er sie, „streust Wohltaten wie Konfetti aus einer Kinderhand."

Nun aber fällt's Isidore auf die Seele, Bebelle abzuschieben, sie macht es freilich so ungeschickt und gerade heraus, daß Bebelle den Urheber ahnt. Sie erwidert nichts, sie stellt sich an den Carré und wartet. Als Beau Urville zum Korsospaziergang antritt, steht sie ihm im Wege, sieht ihm starr ins Gesicht, sagt: „Sie zerbrechen mir eine Existenz; ich habe die Macht, auch Ihre zu zerbrechen. Denken Sie nach, Beau Urville, wir beide können uns vernichten oder helfen."

Ist davon und in einer der zur Maas führenden Straßen verschwunden. Urville denkt freilich nach, es ist ihm ein schlimmes Geschäft, das Nachdenken. Sollte Bebelle wissen — irgend etwas wissen — über den tragischen Tod des Prinzen? — Er schüttelt einen wüsten Gedanken ab. Ah bah, mag sie mitkommen, man wird ihr einen guten Zehrpfennig aushändigen und — wieder zurückschicken! Solche Leute lassen sich das, was sie wissen, abkaufen.

So kommt es denn, daß ein herausstaffierter Wellem und Bebelle zur Abreise nach der Roßfarm rüsten.

Viertes Kapitel

Durch die sanfte Traurigkeit der belgischen Grasflur saust der Schnellzug. Noch ragen im violetten Dunst des Horizonts die Türme von Kirchen und Kapellen. Zuletzt noch die Grubenumrisse, die Zitadelle auf den Hügeln und fern in lieblicher Bläue noch das Summen und Tönen von Glockengeläut, das zu geschmückten Altären ruft.

Dann fällt der Himmel auf die Häuserspitzen, und in der Dunstferne verloren geht die Bischofsstadt unter.

Isidore tritt vom Fenster weg. Ade, heitere Wallonenstadt, du warst dennoch eine fremde Welt. Im Fluge dahin, rauchige Städte, freundliche Dörfer, dann endlos am Saum dichter Wälder.

Isidore sagt: „Hinter den Wäldern sind wir daheim.“ Und atmet tief. Herbe Heimatluft fluttert durchs Wagenfenster.

Wellem lugt auf der andern Seite durchs Fenster und sagt scheu: „Ich sehe blaue Linien.“ Nun bringt auch Bebelle ihr uninteressiertes Gesicht an die Scheibe: „Sie sind wie das Meer.“

„Es ist die Roßfarm, sie liegt noch drei Stunden weit,“ sagt Isidore still, aber die freudige Rührung wirkt wie eine Erschütterung in ihr.

Dann verstummt jäh das Knattern des Zuges, er läuft besänftigt und müde, und man merkt kaum, daß er steht. „Hier müssen wir aussteigen,“ sagt Isidore, nimmt ihren Schirm und denkt an kein andres Gepäck. Bebelle nimmt nicht einmal den Schirm. Wofür hätte man sonst den Wellem, der dankbar wie ein Hund sein muß? Aber hurtig, hurtig, nur zwei Minuten Aufenthalt, eine Nothaltestelle, für welche die Roßfarm teure Summen zahlt.

Sie stehen im freien Felde, sehen an einer Felsplatte hinauf. Droben dampft ein Schornstein. Dem

Vorsteher nach klettern sie den Felssteig hinauf und sind auf dem gewaltigen Hügelrücken, der wie eine erhöhte Terrasse in unendliche Weite hinausläuft. Fern an den Wolkensäumen das ungeheure Besitztum, das größte Gestüt Europas.

Isidore eilt wegkundig den gelbgesteinten Pfad voran bis zu einem schwarzgeteerten Schuppen, ein Schild unterm Dach: Station Roßfarm Kindlein Jesu. „Unsere Feldbahn," sagt Isidore.

Da tritt ein Mann im Kittel und Filzhut mit Goldlitze aus dem Schuppen. Eine Andeutung von Lächeln flitzt über sein gebräuntes, starkknochiges Gesicht, sein breiter Mund öffnet sich zu einem Ruf, der wie ein Gebirgsjauchzer ist: Hallooo ...

Isidore schüttelt ihm die Hand, derb, als müßten sie sich gegenseitig die Gelenke ausrenken: „Ha, Gott segen's, Joan."

„Ha, Gott segen's, Fräulein. Unsre Frau hat den Personenwagen für dich mitgeschickt, aber eil dich, für sieben Uhr muß das Gleis frei sein für die Leute aus den Fünfquellen."

„Für die Bauleute, ja, sie sind alle klein wie Feldmäuse, nicht wahr, Joan?"

„Der Boniface sagt, vom vielen Laufen verschleißen sie sich die Beine."

„Nein, Joan, weil sie nach unten wachsen wie der Kuhschwanz." Joan lacht herzhaft. „Es sind zwölf Buben aus einer Familie, unsre Bauleute, sie führen die Namen der zwölf Apostel," erklärt Isidore ihrer Begleitschaft und ist mit einem Sprung auf dem Trittbrett. Joan störrt, man hat ihm Bescheid gegeben, das Fräulein heimzuholen und weiteres nicht; was wollen also die Fremden? Isidore setzt ihm auseinander, daß sie ihrer Mutter zwar nur geschrieben habe, man werde sie auf der Reise begleiten, daß demnach die Mutter wahrscheinlich nicht wußte, ob nur bis zur Endstation.

„Wenn unsre Frau nur meint bis zur Endstation, dann kann ich sie nicht mitnehmen," steift sich gewissenhaft Joan. Isidore sieht den spöttisch erstaunten

Blick Bebelles und fährt herrisch los: „Ich befehle es dir."

Joan sieht sie stumm an. Sein ledernes Gesicht strafft. Auf der Farm zeigt keiner sein Herrentum, sie denken, daß sie a l l e ihren Anteil an dem Wohlstand der Farm haben. — Hat sie das nun anders gelernt in der Welt draußen? Er gehorcht in grimmiger Scham wie unter einem Peitschenschlag.

Der Personenwagen ist wie ein Omnibus mit langen Seitenbänken und glänzendem Ölanstrich. Sie drängen alle drei an das breite Fenster. „Das sind also die Beamten unsrer Feldbahn, die mit dem Goldrand am Hut," erklärt Isidore. „Die Pferdeknechte haben grüne, die Jockeis rote Bänder, die Landarbeiter braune — o, ich muß euch das Signalbuch geben, und das müßt ihr auswendig lernen, dann habt ihr bei Boniface einen Stein im Brett; wer auf der Farm Brot und Salz essen will, muß bei Boniface einen Stein im Brett haben."

Bebelle lächelt seltsam, sie will allerdings noch etwas mehr als Brot und Salz auf der Farm essen.

Wellem sagt und stiert: „Rote Telegraphenstangen — oder so wat, Jott, esu weit, esu weit."

„Das ist die Rennbahn. Wenn du gute Augen hast, siehst du die Jockeis reiten, sie trainieren sich zum Handicaprennen. Jim geht täglich im Pelz in der prallen Sonne spazieren, um sechzehn Pfund abzuschwitzen, aber er hat noch immer nicht das Minimalgewicht zum Starten, schreibt Boniface."

„Ich han schon zehn jrüne Häuser jezählt," sagt Wellem und spricht sein Hochdütsch wie ein Ausländer.

„Das sind die Wohnungen der Feldarbeiter. Jetzt wirst du das weiße Sandsteinhaus des Hengstgestüts sehen, fünf fremde Hengste stehen zurzeit ein. Die Leute, die sie bedienen, sind unerschrockene Männer, die mit Hengsten im Kampf stehen wie mit Raubtieren."

Und immer weiter läuft der Wagen in die flachen Fluren ein. „Es ist eine Stadt," sagt Bebelle aus ihrer Gleichgültigkeit aufgestoßen.

„Es ist ein Land," sagt Isidore in stolzer Selbstverständlichkeit. Über eines ist Bebelle indes schon aufgeklärt: hier gelten die Rosse mehr als die Menschen. Isidore gibt auch das in überzeugungsvoller Selbstverständlichkeit zu.

„Seht, dort liegt die Brennerei, wir keltern den Wacholderschnaps, um die feinen Leiber der Tiere einzureiben, und drüben auf den Weidwiesen haben sie sogar ihre Spielplätze, denn wir stimmen ihre Gemütsart heiter, wir wissen bestimmt, sie haben eine Seele, und das ist vielleicht der große Erfolg unsrer Farm."

Wellem denkt, bloß ein Roß der Farm „Kindlein Jesu" zu sein, bloß ein Roß, das genügte seinem Ehrgeiz.

Doch ruft nun Bebelle, daß dort die weiße schillernde Linie gewiß das Meer sein müsse.

„Das sind die Kalkfelder der Wildnis, sie sind weit wie die Heide." Rollt das Fenster herab und lehnt sich weit hinaus, „gleich sehen wir nun das Herrenhaus." Ihr Atem geht schnell und erregt. Seitlich tauchen die Wirtschaftsgebäude auf, die Leute stehen und beschatten die Augen. — Hallooo ...! prallt ein Ruf her, Isidore läßt ihr Taschentuch flattern. — Hallooo ...! schallt's weither aus den Scheunen, von den Dächern, den Schuppen. — Hallooo ...! ein Jauchzer wie ein Schlachtruf, ein breitgelachter Freudenschrei aus todernsten Gesichtern. Ach Gott, das sind sie wieder, die alten treuen ehrlichen Gesichter, und der herbe heimatliche Boden duftet, die Schornsteine rauchen, die Rosse wiehern, frohe Arbeit und Emsigkeit, friedvolle Ruhe und stille Pflicht. Ach Gott, lieber Gott, wieder daheim!

Jetzt schweifen die hohen Steinbogen des Herrenhauses auf. Nicht nur ein Haus, ein ganzer Komplex, lang und nicht in die Luft gebaut, man hat Boden genug. Wo das Dach zur Giebelseite abfällt, ist der massive Turm angebaut, nicht schlank und schmuckhaft, es sind hingemauerte Trutzgedanken. Von diesem Turm aus führen Brückchen über die Höfe und zu den ineinandergeschachtelten Wohnhäuschen Man sagt von dem Erbauer, daß er ein wunderlicher Herr gewesen sei.

Isidore ist im Fieber der Heimkehr, eilt voran, atmet die Heimatluft, die sie wie Firnenschnee aufsaugt. Die hohe Blausteintreppe hinauf zur weit offenen Diele, die Herrschaftsstube, wo alle Zutritt haben zu Rat oder Klage. Helle Eichenholztäfelung ringsum, geschnitzte Schränke mit Kugelbeinen.

„Hier müßt ihr warten," ruft Isidore der Begleitschaft zu, ist schon die drei Holzstufen zu dem hallenartigen Eßsaal mit den dunklen Ölbildern der Altvordern hinauf, stürmt in das kleine runde Turmzimmer mit den vier Fensterluken in der tiefen Mauer, das Privatgemach für die Frau, die wie eine Königin herrscht.

Die sitzt dort auf dem altertümlichen Fenstertritt in den fallenden Dämmerschatten, in schwerer imponierender Größe, wie der Belgier seine reifen Frauen liebt. Eine Bauernfürstin.

„Daheim," jauchzt Isidore und springt an der majestätischen Frau empor. „Ich habe viel gelernt, Mutter."

„Komm mal her," sagt die Frau und küßt sie herzhaft auf den rotfrischen Mund. „So viel hast du also gelernt!" Um die grauen Augen der Frau fältelt ein Lächeln. Sie kann lächeln, die Frau, doch weiß man nicht, ob es nicht im nächsten Augenblick von der strengen Gerechtigkeit eingeschluckt wird.

„Zum Abendessen bist du zu spät, Fefeie" (Mädelchen). Da weiß Isidore, daß in dem Küchenbetrieb keine Störung erfolgen wird.

„Ich werde Rahm mit Dattel essen," erklärt Isidore rasch.

„Das weißt du also noch? Das wundert mich," sagt die Frau, aber Isidore sieht noch ihr Lächeln um die Augen und ist beruhigt. Und weil ihr nichts andres einfällt, sagt sie: „Der Joan hat sich mal unfreundlich benommen; denk, Mutter, er weigerte sich —" Da stockt sie.

„Doch nicht etwa, dich zu befördern?"

„Ja, weißt du, Mutter, eine junge Dame reist doch nicht ohne Begleitung."

„Aber gewiß nicht."

„Ich habe mir also ein Fräulein mitgebracht."

„Selbstverständlich, weil du jetzt eine junge Dame bist."

„Aber zwei Damen allein, das schickt sich doch auch nicht. Es mußte also ein Kavalier mit."

„Gleich zweie zur Begleitung. Und die hat Joan nicht ohne Karte befördern wollen."

„Ich habe es ihm aber befohlen."

„Und da mußte er."

„Aber freilich."

„Du hast wahrhaftig viel gelernt. Von dem Joan hätte ich nicht gedacht, daß er solch ein Schwachkopf wäre und sich von einem jungen Frauenzimmer in seiner Pflicht umschmeißen läßt."

Da sieht Isidore, daß das Lächeln weg ist. „Ach, setze dich, Mutter," zwingt sie mit zwei kräftigen Jungarmen nieder und ist — husch — auf ihrem Schoß. „Müssen die auch Rahm und Datteln essen, Mutter, meine Begleitung?"

„Wenn du in die Küche gehen und nachsehen willst — Kaltes steht wohl noch da. — Glaubst du, daß dein Kavalier imstande gewesen wäre, einer Fliege Respekt einzuflößen?"

Isidorens Blick schießt durchs Fenster. Weiß sie nicht mehr, daß von diesem Turm aus der Eingang beobachtet wird? Über ihre Begleitschaft ist also die Mutter schon im klaren. „Wenn er ein bißchen mit uns essen dürfte, würde er gewiß fester. Denke nur, Mutter, er hat aus Hunger Gras gefressen."

„So hast du dir den Kavalier wohl von der Straße weggeholt?"

„Aber ja," ruft Isidore begeistert, „ich habe ihm sogar Kleider aus dem Leihhaus kaufen müssen."

„Und woher hast du dir deine Begleiterin geholt?"

„Sie ist doch ein Entchen der Madame Hippipp, Mutter. Sie sieht auch recht übel aus, nicht wahr? Sie müßte auch fester werden."

„Du hast gewiß noch andre, die du hier fester machen willst, wahrscheinlich kommen die morgen an."

Da sagt sie schüchtern und leise: „Ja, er kommt bald."

„Kann e r denn allein reisen?"

„O, Mutter, er ist ein feiner Herr! Siehst du, es paßte sich nicht, daß wir zusammen reisten — und ich muß dir auch noch vorerst manches erklären."

„Nein, das mußt du nicht. Laß ihn nur ruhig kommen. Im übrigen — sprechen wir nicht davon."

Sie erhebt sich halb und läßt sie vom Schoße gleiten. „Sorge nun für deine Gäste." So war Isidorens Heimkunft.

Am Abend leuchtete das Sonnenrot auf den weißen Feldern der Wildnis, und es ergoß sich Purpur und Glanz und fließendes Silber über das friedliche Königreich froher Arbeit.

In der grauen Frühe des dunstigen Morgens erwacht ringsum die treue Regsamkeit. Von den Weideplätzen her wiehern die Rosse. Gelle Lock- und Signalrufe, zwischendurch ein Trompetenstoß, darauf das Gestampfe der herbeieilenden Rosse zur Bachtränke. Ein Prusten und Schnauben, Stampfen und Plantschen im Bachkessel. Die ersten Geräusche erwachenden Lebens auf der Farm. Und schon prallen fern aus den Wirtschaftshöfen die Eimer für die Fütterung. Pfeifen und Singsang der Pferdeknechte, in dicken Dämpfen quallt der Schornstein der Viehküche. Und dann wird es lebendig in den Häusern des übrigen Stallpersonals, Fenster klirren auf. Rufe hüben und drüben, Gestalten in den Höfen, auf den Feldern, immer zahlreicher und stetig wachsend der gedämpfte Lärm. Maschinen wuchten, Räder rollen, Frachtkrane knirschen. Und über diese gewaltige, dröhnende Arbeitsstimme hinweg ein zagendes, hellbimmelndes Glöcklein in der Himmelsbläue, ein Kinderlachen aus den Wolken heraus. Der Lärm wird stiller, keine Menschenstimme mehr, selbst die Wucht der Maschinen scheint sich zu verringern. Wie ein frommer Gedanke wirrt es über alle hin, die da augenblicks stehen und ihre Hände ruhen lassen. Das ungeheure Werk ist nun in Betrieb gesetzt, der Kaffee dampft auf den Tischen. Brodelnd auch in den länglichen Zinnschüsseln die knusprigen Speckschnitten.

Dann zum Beginn der Tagesarbeit. Mit ernsten Stirnen schreiten sie, und die frische Klarheit des Morgens tupft sie mit kühlen Händen.

Als Isidore erwacht, spürt sie schon den ungeheuren Pulsschlag, den dieser majestätische Erbsitz in den tausend Adern seines Riesenleibes hat. Sie streckt sich aus in dem altbequemen Bett, das von der gußeisernen Schmiedekunst ihrer Altvordern ruhmreiches Zeugnis gibt. Sie träumt kühne und stolze Gedanken, die sie heimbringt aus der fremden Welt. Sie ist in diesem Besitz aufgewachsen und hat nicht gedacht, daß es anders sein dürfte. Jetzt kehrt sie zurück, mit geöffneten Augen, sehend für die stolze Herrlichkeit ihres Besitztums. Ein ungeheures Wohlbehagen macht ihr wohlige Wärme, sie legt die Arme um den Kopf, lächelt zur Decke hinauf, die lichtblau wie eine Himmelskuppel gemalt ist, mit purzelnden Engelchen und Wolkenbombast, und solch ein fleischgewordener Kunterbunt aus der entliehenen Genialität Murillos.

Und so angenehm träumt Isidore vom „Kindlein Jesu". Sie träumt auch davon, daß nun der Geliebte wahrscheinlich schon seine Koffer packt. Da treibt sie plötzlich eine heiße Angst auf, als habe sie noch entsetzlich viel vorher zu erledigen, als müsse sie noch einmal der Frau mit den grauen Augen auf den Schoß springen und sorgen, daß ihr Lächeln bleibt, und daß ein zerbrechlicher Aufbau wie Beau Urville von diesen Augen nicht in den Boden gedrückt wird.

Ein robustes Klopfen an der Tür. „Fräulein, unsre Frau wartet."

Mit beiden Füßen ist Isidore aus dem Bett heraus, möchte etwas sagen, zögert, macht aber doch die Tür auf, ruft dem Mädchen nach: „Mareie, frag doch mal, ob ich in der Matinee kommen darf."

Hurtig trippelt Mareie zurück in ganz großer Wißbegierde, eine blitzsaubere, glattgescheitelte Mareie mit heller blaugestreifter Ärmelschürze, wie die weibliche Bedienung des Hauses sie trägt. Ihre grellen, ländlich harmlosen Augen strahlen in maßloser Neugierde. „Ein Matinee host, Fräulein? Gucken lassen."

„Ja, und selbst gemacht," mit kindlichem Eifer dem lauten Staunen Mareies das Prachtstück aus Chinoisstoff ausbreitend, „du mußt wissen, Mareie, die Königin von Belgien geht auch so zum Frühstück."

„Host mit die Königings gespaziert, Fräulein? Spaziert's so die feinen Fürsten, jo? Sieht aus wie Kattung."

Und während Mareie über die glattgeschliffenen blauen Steine des Korridors, der auch im obern Stock gesteint ist, davontrippelt, knotet Isidore ihr Haar im Nacken, schlüpft in den Morgenrock und denkt: „So gehört's sich!"

„Unsre Frau sagt, sollst kommen." Es klopft wieder an die Tür, als gelte es, Taube aus dem Mitternachtsschlaf zu wecken. Nun hurtig noch in die Bastsandalen, und Isidore huscht hinaus. In den spiegelnden Bodenplatten wirrt ihr Bild phantastisch und spukhaft. Am Seitenkorridor, der zum Brückchen führt, läuft Mareie mit Suzanne und Magdalena zusammen. „Och Gott, das Fräulein! Blumige Nachtjacken hot's wie Königings."

Den Morgenkaffee nimmt die Frau auf der Diele. Durch den breiten offenen Treppeneingang fällt blank die Morgensonne. Klare Kühle liegt in dem Raum und über der Frau, die neben dem Brunnenbecken, in dessen flache Steinfüllung eintönig das Wasser tropft, sitzt und neben der Frühstückstasse das dicke Kontrollbuch zur Hand hat, die Eintragung der täglichen Arbeitseinteilung prüft, Versäumungen, von denen sie sich überzeugt, in Randbemerkungen einträgt, die Listen für Pferdelieferungen, Ankauf und Verkauf, die zum Rennen verschickte Liste und so weiter durchsichtet.

Als Isidore eintritt, sieht sie einen Mann die Treppe hinuntergehen mit graugrüner Sportjacke und Wasserstiefeln, deren glänzende Schäfte er im Davongehen über die Kniee hinaufzieht. Der Mann vermeidet, sich umzudrehen, wiewohl er Isidorens Eintritt gehört haben muß.

„Ist es Marc Thibâ?" fragt das Mädchen überrascht, macht aber dann Miene, ihn anzurufen.

„Laß ihn gehen," sagt ihre Mutter, „wir wollen frühstücken." Ein ungewisses Gefühl hält Isidore an der Tür zurück. „Warum geht er, Mutter?"

„Er muß wissen, warum er geht," und mit langsamem Nachdruck, „er muß auch wissen, wann er wiederkommt. Komm jetzt frühstücken."

In ihrer Freude etwas erschreckt, nähert sich Isidore dem Frühstückstisch, der helleichen ist und ohne Tischdecke, das Service aus braunglasiertem Bunzlauer Gut. Eine Platte hochgehäuft mit Eierkuchen und Rauchfleisch. Das Besteck aus altem schweren Silber.

„Siehst du die Matinee, Mutter? Das habe ich selbst gemacht —"

„Und die Königin trägt's auch," vollendet die Frau trocken und macht eine kurze Eintragung.

„Hat das schon die Mareie gesagt?"

„Ich fürchte, wenn du so in die Ställe gehst, werden die Pferde scheu."

„In die Ställe soll ich gehen?"

Die Frau schürzt etwas ihr Seidenkleid auf, daß die kurzen Stulpenstiefel sichtbar werden.

„Wie du siehst, bin ich schon fertig. Als du von hier fortgingst, sprangst du aus den Ställen gleich in den Reisewagen, da meinte ich, du müßtest aus dem Reisewagen auch gleich wieder in die Ställe."

„Ich bin sehr müde."

„Dann muß es wohl unterbleiben." Und damit war's abgetan. Diese Frau feilscht nicht. Isidore rückt sich den Stuhl mit der geschnitzten Rückenlehne heran, dann klappt die Frau das Kontrollbuch zu, beginnt mit dem Frühstück.

„Deine beiden Schützlinge habe ich für den Tag heute in die Meierei gesteckt; sie können auf den Weideplätzen die Rinder zusammentreiben."

„Sie sollen Vieh hüten? O, Mutter, — das — das können sie nicht."

„Das *wollen* sie wahrscheinlich nicht. Nun, wenn sie nicht wollen, kann ich sie nicht zwingen."

Sie essen, das heißt, Isidore schneidet an ihrem Eierkuchen herum, und man sieht, daß sie mit einem

Gedanken nicht fertig wird. Schließlich sagt sie hilflos heraus: „Morgen kommt er."

„Wen meinst du denn?"

„Mein" — und nun wirft sie es in unbändigem Mut heraus — „mein Bräutigam."

Die Frau ißt mit langsamer Sorgfalt an ihrem Eierkuchen; als sie fertig ist, sagt sie: „Wünscht der Herr, daß er hier als Bräutigam eingeführt wird?"

„Aber, wir lieben uns doch!"

„Das kommt vorläufig nicht in Betracht. Für ihn und mich muß es angenehm sein, einstweilen nicht als Bräutigam und Brautmutter uns gegenüberzustehen. Laß ihn also kommen wie jeden andern."

„Aber, wir müssen ihm doch die Feldbahn zuschicken."

„Wird es ihn nicht froh machen, durch unsre Felder den Weg zu nehmen?"

„Nein, nein, Mutter, er kann so anstrengende Wege nicht machen."

„Ist er denn krank?"

„O, keine Spur! Er ist" — ja, nun weiß sie nicht, wie sie das ausdrücken soll, sagt: „er ist aber nicht wie unsre Männer."

„Das kann ich mir denken."

„Er ist aber furchtbar hübsch, Mutter."

„Das kann ich mir auch denken."

„Und geistvoll und war ein Freund des Prinzen und wird hier in der Farm gewiß die höhere Kultur einführen." Da — nun ist's heraus, glänzender kann sie ihn doch nicht herausstreichen. Aber sie sitzt doch und zittert. Die Frau sagt nur wieder bedachtsam und mit schwerer Stimme: „Das kann ich mir denken."

Dann frühstückt Isidore mit fieberhafter Eile. Als sie den Hausmeister mit dem gewölbten Rücken und dem langen greisen Bart auf die Diele zukommen sieht, schon mit Sichtung einer Handvoll Papiere beschäftigt, springt sie auf, küßt die Wange ihrer Mutter, sagt ihr mit schalkischem Triumph: „Jetzt gehe ich mich schmücken." Und ist hinaus.

Dann stapft auch schon der Hausmeister herauf.

„Gesegn's Gott, Frau. Die Lieferscheine der Oktoberhappen an unsre Leute sind noch zu unterschreiben."

Die massigen Oktoberschinken bilden einen Teil des Lohnes an das Personal. Diese Fracht umfaßt zwei Waggons und wird auf den umliegenden Höfen größtenteils eingekauft. Es ist eine Nettoauslage von etwa dreitausend Mark an — Happen.

„Gesegn's Gott, Matthias!" sagt die Frau wie ein Gebet. „Aber, warum läßt du mir das nicht im Bureau?"

„Ich denke, die Frau bleibt heute bei der Tochter und macht die Inspektion nicht."

„Was würdest du denn sagen, wenn ich ein Rad in der Maschine wollte stillstehen lassen?"

„Dann geht der Betrieb nicht."

„Nun, Matthias, wir wollen doch kein Rad stillstehen lassen, nicht wahr?"

„Vielleicht sogar eine ganze Maschine, Frau."

„Ja, du denkst an den Marc Thibâ. Er hat sich ausgeschaltet und wird nun bald nicht mehr mit uns zu Tische sitzen."

„Geht er auf seine Farm zurück?"

„Wenn sein Vertrag mit uns zu Ende ist."

„Das ist zu Martini, Frau."

„Bis dahin kann vieles geschehen. Ein Schicksal braucht nicht viel Zeit."

„Das meine ich auch, Frau."

Sie geht mit ihm aus der Diele, schürzt den steifen Seidenrock, stützt sich auf den Knauf ihres Stockes, und tritt ihre Besichtigung an. So ist dieser Tag der Heimkehr wie alle Tage, es stockt kein Rad in der Maschine. Und so der andre Tag. Der Himmel ist schon von goldenen Strömen überflutet, als sie mit der Feldbahn zurückkehrt. In großer Unruhe harrt Isidore. Sie läuft an den Wetterturm und lugt, ob die Bahn noch nicht zurückdampfe, sie schickt Mareie und läßt sagen, augenblicks soll man abdampfen, sie hat ihre liebe, liebe Not, daß der arme Liebste zum Mittagstisch nicht da sei, sonst fürchtet sie, daß er auch Rahm und Datteln essen muß. Und so große himmelschreiende

Arbeit hat sie, dieweil auf der Farm kein Hahn nach dem Ereignis zu krähen scheint, das ihre ganze Seele in Aufruhr bringt und um dessentwillen sie das ganze Maschinenhaus stillstehen lassen würde.

In der milchweißen Helle züngeln fächerförmig die Flammenstrahlen und künden die Nähe des Mittags. Noch ein paar rückende Zeigerbewegungen und das Geläute am Wetterturm wird loshallen, mit Klingkling wird das Kapellenglöckchen hineinspringen, die großen, tiefen Schellen der Ökonomiegebäude, die Trompetensignale an den Weideplätzen und weiterhin durch den gewaltigen Betrieb, ein lärmendes Orchester in die blendende Weite. Mittagsruhe. Heimkehr.

O, und da muß die Hollaprinzeß fliegen. In ihrem Kleidchen aus Flatterseide muß sie fliegen, daß der Überwurf wie Schleiergewebe bauscht, denn die Feldbahn fährt mit freudigem Pfeifen an, ei, gewiß pfeift sie freudig, er kommt, er kommt, er kommt: Auf dem Vordertritt steht er! O, wie fein, wie aristokratisch! Das elegante Schwarz, und der weiße Filzhut und die weißen Gamaschen, den hellen Überzieher überm Arm. Wirft die Zigarette weg und winkt ihr. Parbleu: sie läuft wie eine Schulrange. „Chérie, Chérie!" ruft sie, breitet beide Arme aus, lacht übermütig. Und nun hat sie ihn, küßt ihn, er küßt sie, küßt wieder, dann er, dann sie, lachen und küssen; die Bahnleute lachen mit, die Prinzeß hat's gelernt, das Küssen, hui: städtische närrische Leute.

„Eh, du," sagt Beau Urville, „Mausekätzchen, das sieht feudal aus," wirft nochmals einen hochbefriedigten Blick ringsum, „massig feudal." Sie reißt ihn lachend herum: „Pah, sieh mich an. Was liegt uns an all dem." Sie gehen Arm in Arm. Vor dem steinernen Torbogen steht er still.

„Was steht denn da als ausgegrabene Inschrift J. F. S. M."

Da liest Isidore plötzlich ernst und leise: „Il faut se mortifier."

„Das klingt, als ständen wir vor einem Friedhofstor."

„Nein, sage das nicht, ich will nicht, daß du das sagst."

„Was fürchtest du denn?"

Da schmiegt sie sich an seinen Arm. „Ja, mag es nur ein Friedhof sein für dich und mich, einmal hier herein und nie wieder heraus."

„Warum bleibst du denn stehen?"

„Ich muß dir etwas sagen."

„Knapp an der Türklinke?"

„Habe Mutter lieb, ja?"

„Nach Kräften, ja."

„Und trachte, sie zu verstehen, bitte."

„Ist. Schwierigkeiten?"

„Du weißt doch, daß ich zu dir stehe — ohne Rücksichten."

„Ohne Rücksichten? Versprichst du mir das?"

„Wenn du mich nur immer lieben wirst."

„Nun denn: en avant."

Da treten sie ins Herrenhaus ein, und da rasselt das Orchester der Mittagspause los. Sie will ihn zum alten Staatssaal führen, der immer hinter verschlossenen Läden liegt und nur bei hohen Besuchen geöffnet wird. Sie kommen an dem Glasrundbau vorüber, zu dem sich der dunkle Korridor weitet, und von dort aus führen die schlankgeschmiedeten Brückchen. Als die neckenden Stimmen des Paares unterm Glasdach hallen, fällt ein Schatten, hoch und steil, in das blanke Glaslicht. In seinem elastischen Schritt hält Beau Urville an, steht und sieht. In dem verschwommenen Lichtspiel der Glaswand steht die Frau in ihrer imponierenden Körperfülle, das breite, energische Kinn in den Hals gedrückt, und so fast in hochmütigem Abwarten. Bauernfürstin!

Bestimmt und halblaut sagt Beau Urville: „Das ist deine Mutter." Da kommt sie auf ihn zu, streckt ihm die Hand entgegen, nimmt die seine, feine mit herzhaftem Druck, und tiefgemeint und wissend, was sie spricht: „Gesegn's Gott Ihren Eintritt. Sie sind Monsieur Urville. Ich hoffe, Sie werden nicht über unsre Gastfreundschaft zu klagen haben."

Sie sieht nach der Schlaguhr, die in Medaillonform, ein kostbares Werk der Goldschmiedekunst, in dem Glasbau hängt. „In einer Viertelstunde wird das Signal im Hause für den Mittagstisch gegeben, dann erwarten wir Sie.“ Und ehe Urville etwas andres zuwege bringen kann als eine tadellose Verbeugung, hat sie Mareie herangewinkt, die für Monsieur sorgen soll. Monsieur macht abermals eine tadellose Verbeugung, die ihm lächerlich dünkt, wie vor einem Bronzedenkmal, da fühlt er seine Hand heftig und warm von einer weichen und süßen gedrückt, und dann folgt er der neugierig zurückäugelnden Mareie, und ist sich bewußt, keinen Laut hervorgebracht zu haben, wiewohl er in dem Bewußtsein gekommen war, bei einer solchen Frau, die nicht Unterhaltung zu machen verstand, reden zu müssen wie ein kanaanäisches Weib.

Die freundliche Pracht seines Zimmers stimmt ihn wieder heiter. Bogenfenster, die nur Draperien und keine Scheibengardinen haben, die Tapeten Gold in Weiß, der Boden kreidig gescheuert, und der massige Bettalkoven mit den zwei vergoldeten Widderköpfen, wo die Eckornamentik zusammenschweift. Der stammt noch aus der Zeit, wo die liebe Frau des Hauses in Züchtigkeit und Ehren den Gast ins Schlafgemach geleiten und ihm beim Entkleiden behilflich sein mußte. Heute schickt sich Mareie dazu an, aber Beau Urville hat Kultur, kneift Mareie in die feisten Backen und schickt sie fort. Mareie wartet an der Tür; als am steinernen Torbogen die Schelle gellt, klopft sie robust an die Tür.

„Mußt jetzt runter geun, Moncheu, gleich geust runter. Dorfst unser Frau nicht warten lossen.“ Und da er nicht gleich herausfliegt, öffnet sie die Tür: „Hast doch gehört, Moncheu?“ Sie sieht dann eine kuriose Neuigkeit: Zwei Spiegel hat er nötig, um sich zu sehen! Die Mareie sieht sich im Bachwasser. Kuriose städtische Leute! Sie trippelt Moncheu — feinger Moncheu, wie auf den Bildern der Zukunftsbriefchen, die Heiratslustige sich für zehn Centimes beim Hausierer

kaufen — voran bis hinunter zum Speisesaal, an dessen weit geöffneter Tür die Frau mit ihrer Tochter wartet. Eine polternde Regsamkeit ist in diesem sonderbaren Unterhaus, das überall offen zu stehen scheint. Durch die Tür des Speisesaales sieht Beau Urville die Männer und Frauen hereinschurfen, über die Diele und durch den Korridor, die Tische füllen, die vereinzelt und gesondert stehen. Beau Urville steigt eine Ahnung, daß hier patriarchalisch gemeinsam gespeist wird, und seine Nase, die eine hochkultivierte Nase ist, nimmt schon Witterung von Stall-, Käse- und Schweißgeruch. Isidore, die ihn unausgesetzt beobachtet und der keine Regung seines Gesichtes entgeht, flüstert: „Es ist nur Hauspersonal."

„Sehr nette Menschen," lügt er zuvorkommend und folgt ihr, die mit ihrer Mutter geht, an den Tisch der Herrschaft, an welchem außerdem die Ersten des patriarchalischen Staates Platz nehmen dürfen: der Hausmeister, als Regent des Hauspersonals und höchstverantwortlicher Wirtschaftspolitiker, der Rentmeister, der die Bureaus und die Kasse in Besitz hat, endlich der Oberstallmeister, der das Regiment über die Roßkolonie zu führen hat. Von dieser Mitteltafel zweigen ab der Tisch für die Pferdejunker und Zureiter oder Jockeis, welch letztere indes meist zu Rennen oder als Zureiter in vornehme Marställe ausgeschickt sind; ferner der Tisch des Küchenchefs mit seinem Stab von Köchinnen, Anrichtern, Bäckern; sodann die Wirtschafterin mit den Hausmädchen und -knechten, der Plätterin, Näherin, die sämtlich aus den Familien der Farmleute hervorgehen und so weiter.

Nach dem Eintritt der Frau stehen alle mit gesenkten Köpfen, bereit zum Gebet. Es ist eine stillinnerliche Sammlung, drei Atemzüge lang. Das leise Glöckchen von der Kapelle läutet mit ein paar langsamen Schlägen hinein.

„Amen," sagt die Frau. Und als nun die Köpfe aufrucken und die Einführung des neuen Gastes erwarten, sagt sie kurz und ohne die Stimme zu heben, aber allen verständlich: „Monsieur Urville aus Lüttich wird für eine Zeit unser Gast sein."

Dann ein Schurfen und Schieben. Die Leute nehmen Platz, an jedem Tisch bedient ein Junge.

Bevor der Junge des Herrschaftstisches die Suppenschüssel mit gemalten Rosenborten im Stil Louis' XVI. auftragen kann, stellen sich die Herren mit Namen und Beschäftigung bei Beau Urville vor. Es sind prächtige Junkergestalten, aber ihre Röcke sitzen schlecht, und die Glanzwäsche ist matt. Der letzte, der seinen Namen nennt und doch am Tisch der erste ist, rechts an der Kopfseite, wo die Frau sitzt, sagt dunkel und hart: „Marc Thibâ".

Urvilles interessierte Blicke fallen auf den Mann. Ein Napoleonsgesicht mit ruhigem Trotz um den starken Mund. Ein Mann, der eiserne Folgerungen zieht. Es gibt Frauen, die heftige Sehnsucht empfanden, dies Gesicht lächeln zu sehen. Als Isidore die Farm verließ, hatte er sie geküßt. Seine Lippen brannten wie ein Siegel der Treue auf ihrem Mund. Und da hat sie ihn lächeln gesehen. Gesagt hat er nichts. Sie dachte damals, wenn sie seine Frau werden müsse, würde sie sich auf seinen Kuß freuen wie auf eine Bescherung. Ihr Beau hält seine Küsse nicht so rar, ihr feiner, herrlicher Beau, der an der Tafelrunde dieser Recken sitzt wie aus einem Märchenbuch herausgeschnitten. Es ist ihr sehr zum Lachen, und als sie vergebens mit ihrem Fuß seine Lackspitze sucht, faßt sie unterm Tisch nach seiner Hand, und da treffen ihre Blicke auf diejenigen Marc Thibâs. Ihre Hand zuckt, sie zieht sie zurück und ißt verstimmt die Suppe, die ihre Mutter ausschöpft.

Als dem Ostender Steinbutt mit holländischer Tunke Taube mit Kompott und Salat gefolgt ist, sieht Urville nach seinem immer noch leeren Glas, für dessen äußere Beschaffenheit, der bauchigen Kannenform mit dem gewundenen Schlangenleib als Henkel, er erst in zweiter Linie Interesse zeigt. Schon reckt hinter ihm ein Arm über die Schulter, gießt aus einem Delfter Krug — eh, wahrhaftig Milch. „Buttermilch" wispert Isidore neben ihm.

„Entschuldige," raunt er, „ich bin doch kein Säugling."

Und sie ebenso: „Wenn die Leute wieder zur Arbeit müssen, würde Alkohol sie schlapp machen. Sie mögen keinen.“

Und bittet und macht zärtliche Augen, er möge versuchen, Rahm, der erfrischend sei wie Schnee, nirgends ein Rahm wie dieser, bitte, und das würde — merkwürdig aussehen, wenn er herausfordernd sein Glas unberührt lasse. Da fragt die Frau: „Wenn Sie Wein wünschen — wir haben guten Margaux, angenehmer Tischwein.“ — „Bien merci, Madame, genügt mir vollständig. Auf Ihre Gesundheit, meine Herren,“ und er schwenkt sein Milchglas.

„Lügner!“ wispert Isidore. Er trinkt, das heißt, zuerst riecht er, wie der Feinschmecker den Duft des Weines aufsaugt, und nimmt einen Schluck. Freunde in Lüttich, er nimmt einen Schluck Buttermilch!

„Bravo!“ wispert wieder Isidore.

Der Stallmeister wirft ihm einen derben Scherz herüber, sonst keine Unterhaltung bei Tisch. Beau Urville sinnt nach. Was redet man mit diesen Leuten? Sein Lütticher Wortgewürfel ist versiegt, ganz plötzlich wie eine versunkene Quelle. An den milden Ernst dieser Männer würde das anprallen wie Konfetti an Totenmasken. Sie würden ihn belustigt als „Scharlatan“ nehmen, würden ihn vielleicht mit derben Widersprüchen aufstacheln, wie man verzärtelte Affenpinscher zum Gekläff bringt.

Sein gelangweilt suchender Blick trifft auf die Reihe der tiefgedunkelten Gemälde. Er ruckt aus seiner nachlässigen Stellung auf, schaut interessiert. Die wachsgelben Gesichter auf dem blauschwarzen Ölgrund sind wie Statuen in dem toten Fleischton ägyptischen Marmors. Hinter ihren niedern Stirnen mit dem herausgekämmten Haar an den Schläfen hat die Intelligenz des robusten Knochenbaues gearbeitet, die den königlichen Reichtum dieses Hauses schuf.

Der Stallmeister bemerkt Urvilles Interesse, wendet sich halb nach der Ahnengalerie zurück, stößt den Daumen über die Schulter und spricht mit der Rauheit seiner Sprache: „Sehen Sie 'n mal an, den fünften Herrn,

der kein Haar im Gesicht hat, vor Beulen und Schrammen kunnt keuns wachsen, der Céleste Godefriend, fünfter Herr auf „Kindlein Jesu‘. Er ist mit drei Hengsten geritten fünf Stunden in die Wildnis, drei Satane von wilden Biestern, hat sie zahm geritten wie Ardennenstuten. Aber wie kam er heim? Mit Wunden wie aus der Schlacht. Das Blut floß über die Tiere. Und wie hat er sie dirigiert? Auf dem er ritt, den Zaum in den Zähnen und in jeder Hand rechts und links einen Zügel.“

„Es hat jeder sein Bravourstück machen müssen,“ fügt die Frau bei und schneidet die Ananas, „auch der Adam Baptist, der zehn Araberfüllen an die Leine band und sie bändigen konnte im Augenblick, als der erste Schnellzug unsre Station passierte, dicht an ihren Köpfen vorüber.“

Alles kommt hier auf die robuste Kraft an, denkt Urville; ob unter diesen Männern auf den alten schwarzen Bildern kein einziger körperlicher Schwächling gewesen ist, dessen G e i st ein Heldenstück in der Erinnerung dieser Menschen festlegte? Er macht eine diesbezügliche Äußerung, da wird ihm aus dem Kreise der Männer keine Antwort. Die Frau reicht die Ananasplatte rund. Sie sagt, die Ananas sei „selbst gezogen“. Mit Gemüsen braucht man sich nicht nach der Jahreszeit zu richten. In den Treibhäusern der Farm werden Früchte ununterbrochen zur Reife gebracht; Beau Urville schüttelt sein Zuckersiebchen über die Fruchtscheibe. Schon schurft an allen Tischen das Personal auf, als er noch immer mit abwesenden Gedanken an seiner Frucht stochert. Befremdet sieht er auf. Da stehen sie schon mit gesenkten Köpfen, und Isidore tippt ihm verstohlen auf die Schulter. Militärische Promptheit. Das Leben wickelt sich hier ab wie eine geometrische Kurve. Sogar das Essen ist — Arbeit. Das Essen ist i h m Genuß. Der Mensch ist kein Roß.

Die Frau sagt nach dem Gebet: „Lassen Sie sich nicht stören, wenn Sie noch nicht fertig sind.“

„Ich bitte, Madame, ganz und gar fertig, famos gespeist, opulent.“ Er kann nicht anders sagen, die

Frau ist ihm von einer Zuvorkommenheit, liest ihm seine Gedanken mit unheimlicher Sicherheit — aber es wird ihm unbehaglich dabei, als lasse sie heimlich seine Schuhsohlen polieren, um ihn zum Stolpern zu bringen. Sehr interessante Frau — trotzdem. Er tritt mit einer gewissen Feierlichkeit zu ihr, bietet Madame seinen Arm, wird Madame zurückgeleiten zu einem intimen Familienklatsch. Man muß sich doch mal auseinandersetzen.

Da ist das Lächeln wieder um ihre Augen. „Seit meinem zwanzigsten Jahre muß ich allein gehen, Monsieur Urville, und heut bin ich nahezu fünfzig."

Sie geht voran nach der Diele, wohin ihr einige der Beamten folgen. Es ist die Mittagsrast bei der Frau und beim Pfeifenschmauchen. Wer seine Knochen ausruhen lassen will, legt sich irgendwo in der Baumschule hinter dem Herrenhause im Schatten nieder.

Marc Thibâ geht ohne Aufhalten über die Diele und will die Treppe hinunter und hinaus. Da fühlt er sich am Arme festgehalten von Isidore. „Geh nicht fort, Marc Thibâ."

Im Hinabschreiten bleibt er stehen, sieht zu ihr zurück: „Warum soll ich bleiben?"

„Warum sollst du gehen?" fragt sie. Sein Blick haftet noch unverwandt auf ihr. Zwischen diesen beiden Fragen könnte ein Menschenschicksal liegen. Sie empfinden beide, daß dem so ist. Dann wendet er sich schweigend, steigt zurück zur Diele. Beau Urville hat dieses kurze Zusammentreffen nebenher und im Gespräche mit dem Stallmeister beobachtet. Zwei Menschen, die sich nichts Harmloses sagen können. Der Mann ist wie ein Diskuswerfer, immer mit vorgeneigtem Kopf und straffen Armen im Anstand. Die Augen aufmerksam und scharf auf ein fernes Ziel gerichtet. Wenn Beau Urville eifersüchtig wäre — aber Beau Urville ist nicht eifersüchtig, er ist ein Mensch, der sich nie angestrengt hat, geliebt zu werden. Er weiß, daß sein süßes Herzensdingda stirbt, wenn er sie nicht heiratet. Er steht mit gespreizten Beinen, stützt die Hände in den Hüften und wiegt sich, elastisch,

schlank, nicht geckenhaft, denn es ist ihm geläufig, natürlich, ungezwungen. Aber den Diskuswerfer möchte er stellen. Der ist solch einer, der mit der Kraft der Sehnen und Muskeln triumphiert. Man müßte ihm die Intelligenz der Stirne und des Wortes auf den Nacken drücken. Ein Turnier zwischen Geist und Kraft. Aber nicht blutig wie der Herr Céleste Godefriend. Man ist doch kein Raufbold.

Beau Urville nimmt seine Zigarettendose, ein Geschenk der schönsten Dame von Lüttich, die man alljährlich in der Blumenschlacht von Lucarno nennt, hält es lässig Marc Thibâ hin.

„Zigaretten rauche ich nicht," sagt Marc Thibâ, greift in seine Joppe und holt die kurze Pfeife.

„Ganz recht, Marc Thibâ," ruft der Stallmeister mit dem gewölbten Jockeirücken und den jungen Augen, „ich werde auch meunen Schlot anfümmen." Sagt einen bekannten Spruch: „Wo raucht's, da faucht's, und der Teuwel braucht's."

„Tiens, eine komplette Räucherkiste. Haben wir die Permission unsrer Damen?" fragt Urville, im Begriffe, seine Zigaretten wieder einzustecken.

„Unsre Frauen vertragen: den Tabak, drei Ehen und den Sonntag," sagt der Hausmeister bedächtig, als müsse er Rechnung ablegen, „das sind hier die drei schlimmen Dinge, in die kein Fremder hineinwächst."

„Das sind eugentlich fünf Dinge, wenn du die dreu Ehen auseunanderhältst. Sie müssen wissen," wendet er sich an Urville, „der Hergott kann unsern Frauen nicht so viele Männer wegnehmen, als sie sich neue holen. Aber wir Männer haben immer mit euner Ehe fürs Leben satt genug." In sein behagliches Lachen spricht trocken der Hausmeister: „Und am Sonntag ist es so: Die Männer schlafen, und dann wissen die Frauen nicht, warum sie sich schmücken sollen."

„Freilich, parbleu," lächelt Urville. „Ihr Schmuck ist ihre Macht über uns"; er wirft Isidore, die auf dem Brunnenbecken sitzt und aufmerksam hinhorcht, die amerikanische Nelke aus seinem Knopfloch zu. „Wie

hätte sonst Herakles sein Schicksal am Spinnrocken der Omphale, oder Samson bei Delila, oder der Tannhäuser im Venusberg finden können."

„Ah, halt! Omphale — eunen Augenblick, Omphale," der Stallmeister legt nachdenklich den Daumen an die Stirn. Er hat ein paar Semester in Löwen verbummelt und sich dadurch ausgezeichnet, daß er als katholischer Student die liberalen verprügelte. „Die Omphale ist doch das Weib, das den Herkules zwang, sich in Weiberkleudern an den Spinnrocken zu setzen, während sie selber sich die Löwenhaut umhing und die Keule schwang. Ja, haha, Kanaille von Weibsbild. So haben wir hier keune Frauen."

Da sagt eine Stimme knapp und entschieden: „So haben wir hier keine M ä n n e r."

Beau Urville dreht sich um, sieht, daß es Marc Thibâ ist, der an dem Sims mit den Delfter Krügen und Tellern lehnt. Und mit leichtem Achselzucken wirft ihn Urville die paar Worte hin: „Ein Lob sich selber ist immer ein Tadel für andre, in diesem Falle die Frauen. Das ist nicht ritterlich."

„Es ist kein Lob, es ist ein Anspruch."

„Der Anspruch ist immer brutal."

„Sie wissen bestimmt eine bessere Bezeichnung für den Zweck."

„Ganz recht, die Kultur hat andre Formen —"

„Andre Masken!"

„Peitschen Sie Ihre Rosse, wo Zucker das gleiche Resultat erzielt?"

„Wo Zucker versagt, peitsche ich."

„Eh bien, Gewalt."

„Kraft."

„Brutalität, mein Lieber."

„Was wissen Sie von Kraft?"

„Was zwei Fäuste mir sagen."

Da faßt Marc Thibâ an die Eisenstange, stößt das Klappfenster mit der Reihe von Butzenscheiben auf, und breit und frei liegt die grenzenlose Aussicht auf den königlichen Besitz. „Sehen Sie hinaus: das ist ein Werk der Kraft."

Beau Urville hat seine Zigarette in eine bessere Hülse gestopft, zündet sie an und sagt überlegen: „Sehr wohl, Monsieur, danach hätte es der Herr Céleste Godefriend nur durch sein Bravourstück mit den drei Hengsten fertig gebracht. Eine Hausknechtphilosophie, die in Lüttich fünf Centimes kostet."

Dicht vor ihn tritt Marc Thibâ mit auf der Brust verschränkten Armen, und ruhig und fest wie der Riese zum Zwerg: „Schmähen Sie doch nicht, was Sie nicht haben."

Da bläst Urville den Dampf seiner Zigarette über ihn weg: „Ignorieren Sie doch nicht, was Sie nicht haben — können!"

Marc Thibâ möchte noch sprechen, da sieht er, daß Isidore neben Urville ist und leise ihre Hand um seinen Arm schlingt. Ihre Augen flammen in stummer Abwehr.

Schweigend wendet sich Marc Thibâ und geht davon. Seine Schritte hallen auf den Fliesen vor dem Hause. Auch der Hausmeister und der Stallmeister stehen auf. Was hörte man? Das war Waffenblitzen. Es gefällt ihnen nicht. Sie nehmen diesmal von der Diele der Frau ein Unbehagen mit.

Die Frau kühlt am Brunnenbecken ihre Hände, und über den Zwischenfall vollständig hinweggehend, fragt sie in unvermindertem Wohlwollen: „Sie haben nun schon einen Teil unsres Tages mitgelebt. Die Ordnung ist: gemeinsame Mittags- und Abendmahlzeit im Saal, den Kaffee nehmen wir hier. Mit unsren Gästen machen wir — wo es gewünscht wird — Ausnahmen. Es ist nicht jedermanns Sache, mit Herr und Gesinde zu speisen."

„Ich verzichte selbstverständlich auf eine Ausnahme." Und mit Bedeutung: „Ich möchte ja nicht nur Ihr Gast sein." Auch darüber geht sie durchaus absichtslos hinweg: „Es ist Ihnen zumindest ungewohnt, nicht wahr? Und ich denke, Sie haben wohl zum erstenmal mit ‚Personal' gespeist. Ich denke mir auch, daß Sie das für eine veraltete Einrichtung halten, die man heute über Bord werfen sollte."

„So etwas Ähnliches wird ja wohl jeder Ihrer Gäste empfinden. Es kann weder der Autorität noch der Ästhetik dienen."

„Sie haben recht, mit Autorität und Ästhetik kann man bei uns nichts anfangen." Das ist nun durchaus nicht seine Behauptung. Glasiert diese Frau wieder seine Fußsohlen? Und da fügt sie hinzu: „Unsre Altväter haben gewußt, warum sie diese Einrichtung trafen. Sie stärkt den Familienanschluß des Gesindes ohne große Vertraulichkeit. Unsere Autorität muß sich auf die Anhänglichkeit unsrer Leute gründen."

„Wir gründen sie auf die — Distanz und schaffen doch auch gewaltige Werke der Industrie und Kunst."

„Die Distanz, Monsieur Urville, ist wie der Stachelzaun um die Gärten, man verletzt sich daran. Wer aber verletzt ist, haßt den Stachelzaun. Das Geheimnis unsrer friedlichen Farm aber ist, daß wir keinen Haß machen."

„Die Mutter meint, daß wir keinem unrecht tun," kommentiert Isidore. Beau Urville sagt: „Es liegt eine höhere geistige Macht darin, die Massen aus der Distanz seiner konsequenten Autorität zu leiten, seine Macht also nicht gleichsam von dem guten Willen des einzelnen in der Masse abhängig zu machen. Der einzelne aus der Herde soll nicht wollen, sondern der einzelne über die Herde."

„Monsieur Urville meint natürlich den Fabrikbetrieb der Großstädte," kommentiert Isidore.

„Pardon —"

„Aber natürlich meinst du das."

Und Beau Urville galant: „Gewiß meine ich das."

Die Frau hat ihre Hände an dem Frottierhandtuch abgetrocknet und kommt über die Diele: „Monsieur Urville hat recht, er würde einen Fabrikbetrieb einrichten." Und ob man heute schon beginnen soll, die Farm zu besichtigen? Zunächst die Kolonie für die Arbeitspferde In der Rassekolonie stehen die edelsten Tiere noch zu den Rennen aus.

Isidore ist frohglücklich: „Ich finde, Mutter ist lieb mit dir, furchtbar lieb."

„Tiens,“ macht er.

Sie würde dich sonst nicht in ihrer Kutsche nach der Kolonie bringen, sie schickt sonst den Fremden den Matthias mit.“

„Tiens.“

„Sie ist hingerissen von dir, sie gibt dir in allem recht, sie will deine Pläne hören. Das tut sie sonst nicht; sie ist sehr ablehnend. Und morgen wird auch das steife ‚Sie‘ fallen, verlaß dich darauf.“

„Tiens,“ macht Beau Urville und sagt noch: „Ich möchte Gelegenheit finden, mit ihr den Zweck meines Hierseins zu erörtern — ich kann hier doch nicht bis zum Weltuntergang als ‚Gast‘ bleiben.“

„Und bist doch schon fast einen halben Tag hier, nicht wahr?“ sagt sie, und ihr Gesicht verdunkelt sich. Seine Antwort darauf ist, daß er sich leise zu ihr niederbeugt: „Kuß, Chérie.“

Geheim und wichtig sagt sie dann: „Gelegenheit hierzu kannst du jetzt haben. Sobald möglich kneife ich aus, und dann bist du mit Mutter allein — und dann klar zum Gefecht.“

„Was habt ihr denn für Fahrzeuge? Dogcart, Phaethon, Berlingot.“

„Mutter benutzt immer den Landauer.“

„So 'ne Arche Noah. Werde sie selbst kutschieren, ja? Möchte mich doch beschäftigen, wie?“

„Ach, du. Ja, ja: wirst mal Meisterfahrer, ja? Die zwei Wallachen müssen eingespannt werden. Gleich sag' ich's Mutter.“ Sie läuft schon, steht wieder. „Machst du dich zurecht?“

„Sport, ja? Und Gamaschen, auf ein bißchen Dreck müssen wir wohl rechnen.“

„Lieber Kerl!“

„Wiedersehen.“

Noch bleibt ihm kaum Zeit, in seinen Sportanzug zu fahren, die englische Kappe aufzustülpen, als sie schon unter seinem Fenster steht und in die Hände klatscht. „Antreten, Monsieur Urville.“

Eilt ihm auf der Diele entgegen: „Hör du, Beau Urville: Mußt zu uns in den Wagen. Mutter meint,

Abram Boniface wird seine Wallachen keinem andern anvertrauen."

„Wer ist Abram Boniface?"

„Mutters Kutscher, der Achtzigjährige."

„Der noch den Kreuzsprung in die Luft macht?"

„Ach ja."

„So, und das alte Gestell will nicht?"

„Mutter sagt, man könnte ihm das nicht antun. Er gibt die Zügel nicht aus der Hand, er wird's nur zum Sterben tun."

„Man ist also auf die Gunst dieses Starrkopfs angewiesen?"

„Nur für Mutters Gefährt. Morgen fahren wir zwei im Sportwagen, ja?" Er stellt sich mit gespreizten Beinen und stützt die Hände auf die Hüften.

„Parbleu: hier fehlt etwas. Weißt du, was fehlt? Der Rohrstock des Herrschers und die Order: Parieren! oder auch die Universalpeitsche." Er streckt seinen Arm aus. „Siehst du, das könnt ihr hier noch lernen: den Schneid des Grandseigneurs! Das kannst du mir glauben, habe ich erst die Peitsche in der Hand, dann ..." Er sieht sich um, sie ist hinter seinem Rücken versteckt und möchte sich ausschütten vor Lachen. „Ach, Beau Urville, träumst du davon, daß man dir die Peitsche gibt?"

„Ich glaube gar, du lachst mich aus?"

„Aber, Lieber, ich freue mich," schüttelt ihm die Hand, „wenn du die Peitsche hast."

Der Wagen rollt vor die Diele. Ein schriller Pfiff, Boniface meldet, daß er vorgefahren.

Als der Wagen der Herrschaft an den Ökonomiehöfen vorbeifährt, stehen die Leute, und der Ruf hallt: „Gesegn's Gott unser Frau!" und nicken fröhlich Isidore zu. Als der Wagen in die Felder einläuft, stehen Gestalten steil im Sonnenbrand, und Rufe kommen aus der Weite: „Gesegn's Gott!" Als die kleinen Häuser der Landarbeiter in den Wiesen auftauchen, stehen Kindlein ehrfürchtig und mit stillem glänzenden Lächeln an den Türen: „Gesegn's Gott unser Frau."

Und Freude und Zufriedenheit und Liebe, wo immer sie stehen und warten an den grünen Wacholdergehegen oder in den braunen Heidestrecken oder in dem Gewoge der gelben Lupinenfelder.

Isidore tritt Urville an den Lackschuh, zwinkert zu Boniface hinauf, der geduckelt auf seinem hohen Kutschbock sitzt, eingetrocknet und zähe, aber fest in den verknöcherten Händen die Zügel, die Blicke wachsam in dem spitzen Altengesicht. Die Bänder seines Hutes flattern.

„Wir wollen mit ihm reden, ein spaßiger Alter, der Witzbold unsrer Farm. Die Königin fragte, was sie ihm schenken könne, da sagte er: einen Regenschirm. Aber er gebraucht ihn nicht bei Regenwetter, er ist ihm zu schade." — „Boniface!" hallt ihre frische Stimme, „der Herr hier hat gehört, daß du ein Witzbold bist. Wie denkst du darüber?"

Boniface dreht sich nicht um, sieht auf seine Wallachen und spricht: „Mit dem Witz ist das wie mit der Maus im Loch. Tagelang paßt man auf, und sie kummt nicht raus, guckt man dann mal beiseit, gleich ist sie raus und läuft durch die Stub."

„Aber du sagst doch, daß dir bei jedem Fremden, der auf unsre Farm kommt, gleich ein Witz über ihn einfällt, also auch über diesen Herrn hier," und dabei stößt sie Urville mit ihrer Schirmspitze gegen die Brust. Nun hat Boniface die Gewogenheit, sich etwas umzudrehen; aus seinem pfiffigen Altengesicht fallen die Blicke auf Urville nieder.

„Was kann man da viele sogen? Er sieht aus wie ein frischgekochtes Eiweiß, das eben erröten möcht."

„O, und das gefällt dir nicht?"

Und der Alte vorsichtig: „Kann ich nicht sogen, wenn ich aber ein Huhn wär, und er käm auf'n Hof, tät ich fortfliegen."

„Du bist wahrhaftig ein frecher Alter," zürnt Isidore, während die Frau herzhaft loslacht.

„Prost, Alter!" ruft Urville zu ihm hinauf, reicht ihm seine Feldflasche mit Mineralwasserlimonade, „deine Witze sind das Gegenteil von gutem Wein, sie sind durch ihr Alter nicht besser geworden."

„Prost,“ sagt auch Boniface, trinkt und reicht die Flasche zurück, „es schmeckt wie eingeschlafene Füße.“

Ein hagerer Mensch mit dem grünen Bänderhut der Pferdekolonie marschiert eiligst daher. „Jim, wieviel hast du abgeschüttelt?“ ruft die Frau.

„Ich resistiere jetzt auf siebenundneunzig Pfund. Wenn ich nun noch sechs Stunden Tagesmarsch mache, bin ich zum nächsten Handicap fällig.“

„Mein erster Jockeireiter,“ erklärt die Frau. „Er hungert seit vierzehen Tagen, um für ‚Walküre‘, die er zum Handicap führt, zum Leichtgewicht zu kommen. — Was ist deine Diät jetzt, Jim?“

„Fruchtsaft, mehr würde mich jetzt umbringen.“

„Lieber Mann, das ist Tortur,“ schaltet Urville ein.

„Das Schlimmste nicht, Monsieur; aber sich nicht langweilen, die Zeit totschlagen; wenn man nicht ißt, hat man schrecklich viele Zeit. Einmal über die ersten gierigen Tage weg, hat man kein Bedürfnis mehr zu essen.“

„Vielleicht gewöhnen Sie sich das Essen überhaupt ab.“

An Buchweizenäckern vorbei — landwirtschaftliche Maschinen rasseln ins Feld. Dann an der Rennbahn entlang. Fliegende Schatten von Roß und Reiter. Beau Urville reckt auf, interessiert späht er aus. Holla, „Walküre“ flitzt dahin mit langgestreckter Hinterhand. Und dieser fleckige Jaguar, wer ist's? Ah, „Baron Kiki“. Feines Vieh, nice. „Hollaaa . . . Baron Kiki“ hallen die Rufe. Ha nun, Start blitzt ab, drei Pferde a tempo. Gurt an Gurt. Was da? Unglaublich. Fuchs der Dritte stoppt ab, saloppes Vieh. Der Zureiter holt mit der langen Peitsche aus. Holla, drei Viertel Längen Walküre voraus. Ah — nice. Ein Punkt fünfzig auf Baron Kiki, wird nicht abbrummen, famoses Biesterchen . . . Ein Punkt hundert — Viktoria geht mühelos an die Tête . . . Hollaaa . . .! Hollaaa! gellen weit die Rufe. Beau Urville schwenkt die Mütze. Salve, Baron Kiki! Auch Isidore ist begeistert aufgesprungen: „Sie werden Baron Kiki beim Handicap reiten, M'sieur Urville.“

„Uff,“ sagt er, sinkt auf den Sitz zurück, „ich bin ein passabler Sonntagsreiter. Aber wetten werde ich auf Baron Kiki.“

Die Frau fragt: „Sie wetten, Monsieur Urville?“

„Aber gewiß, alle Kavaliere wetten,“ versichert Isidore, und Urville fügt hinzu: „Auf Belisar habe ich beim großen Preis von Gent neuntausend Franken verbummst, aber La Plata hat mir wieder achtzehntausend eingebracht,“ und da er glaubt, ein Lächeln um ihre Augen zu sehen, „doch das sind wohl lächerliche Summen gegen Ihr Startmaterial.“

Da sagt die Frau wohlwollend: „Sie irren, Ihre Summen genügen mir auch schon.“

Der Wagen hält. Durch eine Ahornallee gehen sie am Pförtnerhause vorbei nach der Pferdekolonie. Auf der Weidwiese ein Gewimmel von meist schwerem Pferdematerial. Die ruppige belgische Rasse, dann die aus der Paarung mit französischen Stuten erzielten langhalsigen Anglonormannen, deren Gewieher wie schallendes Gelächter ist. Dann die rundbäuchigen schwedischen Ponys, Spielkameraden der kleinen Don-Quichotte-Pferdchen, den possierlichen Ungarn mit den kräftigen trockenen Gliedern. Stehen alle mit hochgereckten Köpfen lauernd und vorsichtig.

Beim Pförtner holt Isidore Zucker; stopft auch Beau die Taschen voll, eilt ans Heckentor und lockt die Füllen: Lump, Motte, Lily, Rakete. Die Pferdejünglinge rennen an. Holla, wo ist Motte? Lump, such Motte, allons. Und Lump sucht Motte, leckt ihm in die Nüstern, und beide trollen an. Isidore greift Motte in die Nüstern, spaltet ihm das Maul, stellt hocherfreut den fünften Backenzahn fest, also hat Motte ihr zweites Lebensjahr überschritten. Holla, Lump ist schon Jüngling von vier Jahren, he, holla ... Ihre Stimme nimmt andern Klang an, fester, fast männlich, stapft in die Weide hinein, als stecke sie in den Stiefeln ihrer Mutter. Mit Entsetzen sieht ihr Urville nach. Ja, das ist sie nun, wie sie in der Lütticher Welt nicht sein konnte, die Hollaprinzeß, die scheue Wilde auf dem Pflaster der Bischofsstadt.

Die Frau ist schon voran nach dem Zeughaus, wo an langen Regalen die Geschirre der Tiere hängen; daneben im Türmchen behandelt man die kranken Stuten. Die Frau ist überall, spricht mit dem Pferdejunker, der gerade Stallwache hat; sein Eisenbett hängt aufgeklappt an der Stallwand, die mit blauen Steinen getäfelt ist.

Isidore will die Gelegenheit benutzen, den Geliebten mit der Mutter zur Zwiesprach zu lassen. „Derzeit sehe ich in der Meierei mal eben nach Bebelle."

Er runzelt die Stirn: „Schiffe das Mädel so bald wie möglich aus, es ist mir peinlich, hier mit einem Entchen zusammen zu treffen. Das mußt du begreifen."

Ihr Gesicht verdüstert sich: „Ich kann sie nicht fortschicken wie eine Bettlerin." Sie winkt ihm zu und geht den Heckenweg, den sie Kaiphaspfad nennen, zur Meierei hinauf.

Unter einem Birnbaum in der Kuhweide sieht sie Bebelle liegen, die Arme um den Kopf gelegt, die Augen geschlossen und lächelt. Bebelle die Blasierte lächelt im Traum und ist glücklich. Was mag Bebelle träumen?

Isidore schleicht heran, da hört sie, daß Bebelle leise summt. Mit Holla fällt Isidore über sie her. Bebelle schreckt auf.

„Uff, mir springt das Herz heraus vor Schreck."

„Du hast geträumt."

„Geschlafen, bitte."

„Dann singst du sehr korrekt — im Schlaf."

„Habe ich gesungen?"

„Warum willst du nicht sagen, daß du *wachend* geträumt hast?"

„Du hast mich gestört, ich hatte mir ein Schloß gebaut, droben in den Wolken steht's noch." Und nun lächelt sie, daß wahrscheinlich Lolotte sagen würde, man könnte dabei Zahnschmerzen auf die Leber bekommen.

„Ich freue mich, daß du dich die paar Tage gut erholst," sagt Isidore, im Gedanken an Beau Urvilles Wunsch, kurz und beengt. Bebelle horcht auf, sie kann

Gedanken h ö r e n. In ihre schlaffe Gleichgültigkeit zurückfallend, sagt sie, daß Wellem Lehrling in der Pferdekolonie werden möchte, um beim nächstbesten Rennen schnell hundertzwanzigtausend Franken zu gewinnen. Da stößt Wellem, der hinter ihr im Grase liegt, ihr erbost den Fuß in den Rücken.

„Laßt ihn doch Dienerchen bei dem Beau werden," fügt sie bei. „Da der ja jetzt hier Herr wird —"

Isidore setzt sich im Grase aufrecht, sie lacht nicht mehr. „Monsieur Urville," betont sie, „Monsieur Urville wünscht das nicht."

Aha, nun weiß Bebelle Bescheid. Beau Urville ist wieder dahinter. Sie lächelt. Ah, feiner Beau, nun muß sie trachten, ihn ein für allemal gefügig zu machen.

Ein gesatteltes Pferd setzt über den Schlagbaum und zu ihnen her. Isidore springt auf. „Loki," ruft sie. „Er kennt mich wieder. Er durfte sich jeden Morgen sein Stück Zucker an der Diele holen kommen."

Auch Bebelle ist aufgestanden: „Mach Salut, Loki."

„Kennst du Loki denn?" fragt Isidore verwundert.

„Er kam vorhin mit seinem Reiter aus der Tränke, und weil er mich sehr erschreckte, zwang ihn der Reiter, vor mir Salut zu machen. Welch ein Mann! Uff! Man könnte sich beglückt fühlen, wenn er einen prügelte."

„Es ist Marc Thibâ, — ein Name so seltsam wie dieser Mann."

„Da kommt er."

Er stapft über die Weide daher, platscht mit seinem Rohrstock an die Stiefelschäfte, pfeift sein Roß her. „Er hat mir ins Ohr gesagt, daß er sich freut, mich wiederzusehen," ruft Isidore, umfaßt den Hals des Tieres und küßt ihn.

„Gib acht, die Deckhaare fallen," sagt Marc Thibâ. Er nimmt Loki bei der Kinnkette. „Die Pferde werden hier geküßt wie Menschen," führt Bebelle das Gespräch weiter; sie will sich bemerkbar machen.

Marc Thibâ sagt: „Wir verkehren auch mit unsern

Pferden wie mit Menschen. Sie horchen und lernen auf unsre Sprache reagieren, und ebenso machen wir es, wir lernen auf die Sprache der Tiere horchen. — Ich bin Marc Thibâ, Fräulein," neigt grüßend den Rohrstock.

Isidore sagt: „Du weißt auch nicht, daß wir unsern Pferden Konzerte geben. Auf einige aber wirkt die Musik traurig, das sind die Sensitiven, die sehr der Rücksicht bedürfen. Andre macht die Musik aufrührerisch, das sind die Raufbolde, die mit der Peitsche Dressur erhalten. — Du weißt wohl, Marc, das ist das Fräulein aus dem ‚Paradies' von Madame Hippipp."

„Du hörst doch, die Bekanntschaft ist durch Loki gemacht," sagt Bebelle sehr aufgeräumt. „Loki hat sich wie ein Kavalier benommen, aber ich denke, sehr contre coeur, er wartet wahrscheinlich nur darauf, mich einmal ins Gras zu werfen."

„Diese Probe könnten wir ja machen," erwidert Marc Thibâ, führt ihr sein Roß vor. „Steigen Sie auf, Fräulein."

„Ciel!" kokettiert Bebelle, „ich kann kaum auf dem Stuhl sitzen, ohne schwindlig zu werden."

Da hat Marc Thibâ sie schon um die Hüften gepackt und in den Sattel gehoben. Sie denkt, daß er ihr wahrscheinlich die Rippen entzweigedrückt hat. Mit einem Zungenschlag treibt er Loki in den Heckenweg ein, man hört Bebelles juchzendes Geschnatter.

Isidore steht und sieht ihnen nach, da hört sie hinter sich Wellemchens böses Lachen. „Sie sitzt wie eine Katze auf dem Schleifstein," sagt er schadenfroh.

Von ihrem hohen Sitz aus erblickt dann Bebelle den Bau in der Pferdekolonie, sie ruft Marc Thibâ lachend an: „Holen Sie mich herunter. Wenn Beau Urville mich sieht, widmet er mir eins seiner boshaften Epigramme."

Marc Thibâ hebt sein Gesicht nach ihr. Sie sieht seinen festgeschlossenen Mund und denkt, es müsse angenehm sein, diese strengen Lippen das Küssen zu lehren. Marc Thibâ aber fragt barsch: „Beau Urville? Warum sagen Sie Beau Urville?"

„Eh bien, weil er der Beau ist. In Lüttich kennt man ihn nicht anders."

„Sie kennen ihn also?"

„Fragen Sie in Lüttich an, wer den Beau nicht kennt."

Dann geht er wieder neben ihr, den Kopf gesenkt in weitentrückten Gedanken und kümmert sich nicht mehr um sie. Sie sagt schnippisch vom Pferd herab: „Sie haben wahrscheinlich vergessen, mich herunterzuholen."

„Im Gegenteil. Ich werde Sie zu Beau Urville führen." Da sieht sie, daß er sie wahrhaftig nicht vergessen hat. Zögernd fragt sie: „Sehr liebenswürdig, warum denn?"

„Ich denke, es muß ihm doch daran liegen, Sie wiederzusehen."

„Verzeihung, ich denke, es liegt ihm nichts daran."

Er bleibt stehen und mit ihm sein Roß. „Wenn Sie das meinen —," sein Blick steht fest und offen auf ihr, „dann will ich ihm das ersparen." Wendet sein Roß. Seine rasche Entschlossenheit stört ihren Gedankengang.

„Halten Sie!" fährt sie fast heftig auf, krallt dem Tier in die Mähne. „Ich habe keine Ursache davonzulaufen."

„Nun denn," sagt er ruhig und dreht wieder sein Roß, „so wollen wir zur Kolonie."

„Ich bitte. Der Atem geht mir aus bei Ihnen. Man muß doch Zeit haben, seine Gedanken zu ordnen."

„Entweder will man oder man will nicht; — entweder kann man oder man kann nicht."

Eine kurze Sekunde stillfiebernder Abwägung ihrer Vorteile. Hier steht ein Mann wie ein Bollwerk gegen die Zierfigur Beau Urvilles. Zwei Menschen, zwei feindliche Mächte, von denen nur eine siegen kann. Also — erst auf den Sieger warten. Und inzwischen vorsichtig zwischen zwei Feuern sich wärmen. Sie künstelt ein kokettes Lächeln: „Die Bekanntschaft ist, ach — so oberflächlich." Da, mag er sich daraus entnehmen, was er haben will, jedenfalls hat sie nichts

gesagt. Und sein Gesicht sagt auch nichts. Aber so kann ein Schicksal beginnen.

Als sie auf die Kuhweide zurückkehren, hören sie von Wellem, daß Isidore auf der „Route Pharao" zur Kolonie gegangen sei.

Dort hält wartend auf sie schon der Wagen. Wie steht ihre Sache? Man kann's nicht ergründen, weder bei Urville noch bei der Mutter. Die Gesichter beider in gleicher zurückhaltender Höflichkeit. An der Wäscherei steigt die Frau aus und will zu Mittag mit der Feldbahn zurückkehren.

„Was nun?" flüstert hastig Isidore und holt ihren Beau zu sich auf den Sitz.

„Nichts."

„Mutter sagte —?"

„Nichts."

„Und du?"

„Auch nichts."

„Um Gottes willen, sei ausführlicher."

„Ein Nichts ist so unendlich ausführlich."

„Du hast also nicht gesprochen," sagt sie eisig.

„Wie ein Posa sprach ich. Ich habe meine Qualitäten multipliziert, ich habe ihr den besten Eindruck von mir gegeben, sie hat brav zugehört und entschied dann sehr zuvorkommend, ich möge mich hier wie zu Hause fühlen — auch ohne den offiziellen Bräutigam, vielleicht noch besser, was ja ganz richtig ist."

„Ganz ... richtig?"

„Von ihrem Standpunkt aus natürlich."

„Aber du sollst von deinem Standpunkt sprechen."

„Liebes Kind, deiner Mutter von einem andern Standpunkt als dem ihren sprechen — Kunststück."

„Pfui, du hast keine Verve," sagt sie zornig. Er legt sich zurück, sucht in der Westentasche nach der Zigarettentasche. „Ja, Schatz, ich bin eigentlich nicht auf die Welt gekommen, um lernäische Schlangen und dergleichen zu erlegen."

„Meine Mutter ist keine lernäische Schlange."

„Ganz gewiß nicht, aber ich möchte sie nicht ungemütlich sehen."

„Deine Liebe ist wie Seifenschaum.“ Sie wirft sich in die Ecke und dreht ihm den Rücken. Er ist sehr unbegreiflich, unbegreiflich.

„Pardon, weißt du keinen andern Vergleich?“ Er flammt sich seine Zigarette an. Kann er noch scherzen? Sie findet keine Worte mehr. Da streichelt seine Hand über ihren Arm hin, weich und anmutig, so könnte van Dyk Hände gemalt haben. Diese Hand kann zärteln, aber nicht helfen. Regungslos empört sitzt Isidore. Oder ist sie nur — enttäuscht? Er raucht seine Zigarette wie ein Feinschmecker.

„Sieh mal, Süßchen, du kannst dir denken, daß ich nicht hierhergekommen bin, um mich per se als Bräutigam durchzusetzen.“

Nun schnellt sie auf, daß ihm vor Schreck heiß wird, in ihrem zuckenden Gesicht flammen die Augen: „Dann sage mir, warum du gekommen bist?“

Er versucht sie niederzuhalten, sie schleudert seine Hand weg. „Wenn du heftig wirst, antworte ich nicht.“

Ihre Augen schrecken weit auf. Weinend läßt sie sich auf den Sitz zurückfallen. Er wirft seine Zigarette fort. Peinvoll zieht sich seine Stirn zusammen. Man ist nie vor Plötzlichkeiten vor ihr sicher. Nicht einmal, um eine Zigarette zu Ende zu rauchen. Szenen, Lärm im offenen Wagen ... sie verliert den Kopf bei dem nichtigsten Zustand. Scheußlich! Er wird sie jetzt drei Stunden weinen lassen. Parbleu, nein. Drei Stunden hält er das nicht aus. Und zu guter Letzt gibt er doch nach. Also gleich nachgeben. Arm Dingelchen, macht furchtbar viel Lärm um die kleinen Entgleisungen ihrer Seele.

Boniface auf dem Kutschbock beginnt vor sich hinzupfeifen, und sein Gesicht zerknittert zu breitem Grinsen. Gleich wird's still werden hinter ihm, mäuschenstill. Denn wenn Frauen weinen, haben sie schon gesiegt. Vor sechzig Jahren hat auch mal eine geweint ... und jetzt ist er achtzig ... Er hat nie geweint, auch nicht, als sie alle nacheinander von ihm gingen, Frau und Kinder. Er kauert zusammen, als sei es nun auch bald seine Zeit, aus der Welt fortzuschleichen.

Da lacht's hinter ihm hell und versöhnt und überaus glücklich. Und da knallt seine Peitsche heftig über die Pferderücken hin. „O, Boniface," ruft Isidore und reibt ihren Arm, „deine Peitsche traf mich."

„O, ich hab' nichts gespürt," knurrt er.

Der Wagen rasselt auf die Fliesen des Herrenhofes. So bleibt einer noch immer als Gast auf der Königsfarm, und das ist der Beau Urville aus Lüttich, der sich nun als standesgemäßer Stutzer drei Zimmer zur Verehrung des äußern Ichs einrichten läßt: eine Garderobe, einen Baderaum und ein Ankleidezimmer, anschließend das Schlafgemach, zu dessen Ausstattung er aus dem in unbenutzten Zimmern aufgehäuften antiken Gerümpel zwei Vasen herholt für abgezogenes Wasser zum gebotenen Wassergehalt im Zimmer. Vor dem Schlafengehen ein Glas heißen Wassers zur angenehmen Verdauung. Von Verdauung weiß man nichts auf „Kindlein Jesu", darum lacht man. Doch findet der Beau die Frau sehr, aber sehr großherzig. Sie gibt ihm freie Verfügung, die Zimmer nach Wohlgefallen einzurichten. Da werden im Ankleidezimmer weiße Wände, Fenster mit gerippptem Glas und Seidengardinen. Im Baderaum Fayencebelag mit lichtblauer Tönung. Die Badewanne eingelassen in den Boden. Als weitere Einrichtungsstücke vernickeltes Turngerät, Hanteln, Stabgewichte, Keulen. Er turnt nüchtern. Auf „Kindlein Jesu" turnt man nicht, aber man ist vor Tag schon im Schweiß der Arbeit. Am Herrschaftstisch steigen derbe Witze. Beau Urville sagt, es sei ekelhaft.

Es werden die unruhigen Erntetage des Septembers, und es bleibt keine Muße mehr, sein Mütchen an den unnützen Lütticher Gästen zu kühlen. Wellem hat schon seinen Platz auf der Kuhweide. Bebelle sucht sich auf dem Nähzimmer unentbehrlich und unsichtbar zu machen. Sie denkt, man kann auf „Kindlein Jesu" unter dem großen Personal schon vergessen werden. Und wenn sie erst bis zum Winter, wo vielleicht die Zeit des Nachdenkens kommt, vergessen wird, hat sie sich längst hier unentbehrlich gemacht. Nur dürfte sie

dieser schweigsame Marc Thibâ nicht unter Beobachtung nehmen. Er scheint unheimlich viel zu sehen und nichts zu sagen. Oder wartet er bloß, bis seine Stunde da ist? Er sieht aus, als ob er in schweigsamer Geduld lange warten könne. Wenn dieser Mann Isidore liebt, wird er auf sie warten, und würde er achtzig wie der Boniface. Wie dieser Mann lieben mochte? Und war verschmäht eines Lütticher Beaus wegen. Ein jäh hingelachter Haß sprang in ihr auf gegen Isidore, die so viel Reichtum austeilen und verweigern konnte. O, in ihr war viel Verbitterung, Armeleutehaß. Sie könnte die große Dame spielen, die jene Hesbayerin nie herausreißen kann. Und verwegene Bahnen ziehen ihre Gedanken.

In sanftroter Dämmerung taucht ein sonnheißer Tag unter. In der nun milden Sonnabendruhe hocken sie vor ihren saubern Häuserchen oder schlendern in den Wegen „nach Emaus".

„Wißt ihr, es ist heut Sankt Thibâ," rufen sie hüben und drüben in die Nachbarschaft, und die lustigen zwölf Zimmerleute wissen gleich das Verslein drauf. Aus den gelben Lupinenfeldern herauf ziehen Burschen in Hemdärmeln und nicken übern Zaun der großen Bleichen den schmucken Wäscherinnen zu.

„Wißt ihr, heut ist Sankt Thibâ." Sie schlingen in ihrer gravitätischen Langsamkeit den Ringelreihen und singen den wallonischen Schüttelvers:

„il a l'mâ d'saint Thibâ
i beut bin et i n'magne nin mâ."
(Er hat das Übel von St. Thibâ;
Er trinkt gut und ißt nicht schlecht.)

Und erzählen dies und das von den Übeln des Sankt Thibâ, Schnurren und Späße, die in den schlafbefangenen Septemberabend hallen. Da schallen auch schon die Rufe der zwölf Apostel vom Zimmerplatz her, langgezogen: Saint Thibâaaa ...

Man hört sie auf der Diele, wo Marc Thibâ und die Beamten um die Frau versammelt sind und die Krüge mit dem entsetzlich sauren „Saison" gereicht

werden. Isidore steht mit Urville auf der geschmückten Treppe.

„Marc Thibâ,“ ruft sie ihm zu, „wenn sie dir den Spruch singen, mußt du dem Brauch folgen.“

„Welches ist der Brauch?“ fragt Urville ohne Interesse.

„Wenn sie ihm zum Namenstag ein schlagfertiges Epigramm dedizieren, muß er seinen Stiefel voll Bier regalieren.“

Urvilles Blick streift über den derben Reiterstiefel Marc Thibâs.“

„Aus diesem Miststiefel?“ spöttelt er. „Ich wäre nicht erstaunt, wenn er damit zu Bett ging.“

„Marc Thibâ paßt in seine Stiefel,“ sagt sie ruhig. Ein plötzlicher Ausdruck von Trauer huscht über sein Gesicht hin. Die heftige Sehnsucht nach strahlenden Boulevards, nach der fröhlichen amüsanten Bischofsstadt. Nach Menschen, die wie in einem Puppenspiel in des Lebens Tragikomödie hineinkreisen. Aber zwei Miststiefel stehen vor ihm und sein Schicksal sagt ihm, daß er da einmal hinein muß, sonst hat man keine Verwendung für ihn. Jetzt erscheint ihm die milde Andacht des Septemberabends drückend und langweilig, die immer näherhallenden Thibârufe roh und verletzend.

Und näher schon am Tor: Sankt Thibâ ...

Da kommt Marc Thibâ wuchtigen Schritts über die Diele, man fängt ihn auf, reißt ihm den Stiefel vom Fuß, mißt acht Krüge voll, und fünf mal acht Krüge muß Marc Thibâ spenden, bevor sie seinen Stiefel, den er zurücksteigern muß, aushändigen. Ein lauter mannfroher Lärm wird.

Ein Krug Bier kreist auf der Diele. Sie trinken alle daraus in fast feierlicher Gemessenheit und so, wie der Pokal bei Attinghausen bei Herr und Gesind Hand in Hand ging. Als auch Marc Thibâ seinen Schluck genommen, meint er, daß er an dem Gast von „Kindlein Jesu“ nicht vorübergehen darf und reicht Beau Urville den Krug.

„Gott segen's,“ spricht er mit schwerem Atem. Da liegt die schlanke Hand des Beau auf dem Krug.

„Bien merci," sagt er und wehrt ab.

„Du darfst nicht ablehnen, du schmähst ihn, wenn du ablehnst," raunt Isidore bestürzt. Da sagt Beau Urville nochmals nachdrücklichst: „Ich danke, ich trinke nicht."

Marc Thibâ läßt den mit dem Krug erhobenen Arm sinken, daß das Trinkgeschirr mit splitterndem Ton auf die Fliesen niederprallt. Und geht davon in tiefem Zorn. Isidore hebt den Krug auf, eilt Marc Thibâ nach: „Gott segen's," ruft sie stolz und trinkt. Aber Marc Thibâ geht und sieht nicht um. In den tiefen Schatten der alten Bäume im Hofe bleibt er stehen, und seine düstern Blicke haften unverwandt in dem hellen Schein der Diele.

In traurigem Ernst kehrt Isidore zu Urville zurück. „Wird es dir so schwer, dich in einen Brauch dieses Landes zu fügen? Es sind Gesetze, ebenso verpflichtend wie eure Etikette."

„Meine Liebe, man hat ästhetische Begriffe, über welche man sich nicht hinwegsetzen kann."

„Man kann wollen."

„Mir ist das Ästhetische Bedürfnis."

„Es ist der salonfähige Name für Weichlichkeit."

„Merkst du überhaupt, daß du gegen mich und für diesen Marc Thibâ bist?"

Nun leuchten in den dunklen Augen fast gewalttätige Blicke auf. „Ja, wenn du mich zwingst, für die Überlieferungen unsres Hauses g e g e n dich zu sein."

Da war er wieder, der bauernfürstliche Stolz. Eher brechen als biegen. Unser Haus! Unsre Überlieferungen! Er zuckt die Achsel.

„Nun denn: Noblesse oblige. Ich störe dich nicht, störe auch mich nicht."

Sie geht halb die Treppe hinunter, steht dann, als könne sie nicht weiter. Leise und traurig ist ihre Stimme: „Wir kommen aus zwei Welten, Maurice Urville."

Da hören sie die Frau über die Brüstung der Diele hinaussagen: „Komm du einmal her, kleine Maasente." Und da sehen sie in dem Schatten Bebelle auftauchen, ihr blasses Gesicht starrt, dann ein Huschen

des Triumphes darüberhin. Wenn die Frau einmal das hier gebräuchliche „du“ sagt, dann ist das Ersehnte geschehen und sie darf sich zum Hause rechnen. Die Blicke der Frau streifen über die Blumen an ihrem Gürtel.

„Die willst du doch Marc Thibâ zum Fest bringen, he? Geh, drüben unter den Bäumen steht er.“ Doch ehe nun Bebelle etwas verwirrt nach den Bäumen will, ist Marc Thibâ aus dem Schatten getreten und ruft von dorther, und seine Stimme ist in herbem dunklen Klang: „Warum begrüßt du nicht Beau Urville? Kleine Maasente, er kennt dich doch.“

Da ist der Abend mit einem Male still, als falle der Tod hinein. Bebelle sieht ihre kühnen Träume stürzen. Die katzenartige Geschmeidigkeit ihres Geistes springt auch über diese gefährliche Stille hinweg. „Pardon, ich weiß nicht, ob man jemand begrüßen darf, den man per Leumund kennt.“ Und geht an Marc Thibâ vorüber und hält seinen Blick aus. Da geht auch Marc Thibâ in die Schatten zurück und wird vom Abend verschlungen.

Als der Mond aus den dunklen Wäldern steigt, liegt das Herrenhaus im Frieden der Nacht. In solchen lieblichen Mondnächten, die Beau einst in der fröhlichen Bischofsstadt verträumt hat, hört man noch auf den Fliesen der dumpfen Korridore den leisen Schritt Beau Urvilles. Es reizt ihn, in diesem verwunschenen Bauernpalast etwas herumzugeistern. Er kann liebliche Nächte nicht durchschlafen. Pfeift leise, ganz leise vor sich hin. Von dem Glasbau aus läuft eine später angebaute schmale Terrasse längs der Außenmauer hin. Eine Glastür führt darauf. Er versucht zu öffnen, es schurpt und knarrt in den verrosteten Angeln. Er schlüpft ein. Staub und Mörtelgeruch. Der grünliche Mondschimmer flirrt über einen zerrissenen Brüsseler Bildteppich, der einen Alkoven abschließt. Er stellt in niederländischer Wirkarbeit dar, wie Abner, der Feldherr Sauls, ermordet wird. Die fahl stupiden Gesichter stehen im gläsernen Licht. Daneben die massigen Umrisse des Dielenschrankes mit

der Zahl 1700 und der Inschrift Parta tueri (das Erworbene zu schützen), der Wahrspruch jener Männer, die in die eisernen Überlieferungen dieses fürstlichen Bauerngeschlechts hineinwuchsen. Horcht auf. Hört er etwas? Ein huschender Schritt? Halt, wer da? In der Spalte der Tür schreckt Bebelle zurück. Pardon, sie habe die offene Tür schließen wollen.

„Bitte, Sie haben mir nachschleichen wollen."

„Aus welchem Grunde?" Ihre Blicke fixieren ihn.

„Aus dem Grunde, weil wir uns offiziell schneiden müssen."

„Wer verliert dabei?"

„Beide, denn wir brauchen uns beide."

„Nun, dann wird Beau Urville die Gefälligkeit haben, mich auch offiziell zu kennen."

„Aber gewiß nicht. Sie verlieren ja nichts dabei, denn ich habe Sie auch in Lüttich nicht offiziell gekannt."

Sie tritt dicht zu ihm, ihr Atem fährt ihm ins Gesicht: „Ganz recht, ich verliere nichts dabei, doch möchte ich jetzt gewinnen."

„Nun, so gewinnen Sie, bitte."

Ihr Blick steht wie Dolche auf ihm: „Sollte sich nichts zwischen uns geändert haben?"

„Nicht das mindeste."

„Beau Urville, glauben Sie nicht, daß es die Frau von der Roßfarm neugierig machen wird, wie Prinz Baudouin gestorben ist?"

„Meine Liebe, S i e wissen es nicht."

„Aber vielleicht Guerisson."

„Ein Bänkelsänger?" schnippt er verächtlich die Lippen auf, und dann in leiser Erschütterung: „Meine Liebe, fünf Menschen wissen davon, die werden diese Stunde mit ins Grab nehmen" — ein sarkastisches Lächeln kräuselt seinen Mund — „unter diesen Fünfen waren weder Sie noch Guerisson. Sie sehen, wie ridikul es ist, mir mit Ihrer Wissenschaft zu drohen."

Ihr Blick hängt an den zuckenden Linien seines Gesichtes: „Und doch fürchten Sie sie."

„Ich fürchte jedes Stirnrunzeln auf irgendeiner Visage, wie ich Regentage hasse. Darum. Machen

Sie also, was Sie wollen, aber machen Sie sich mir hier nicht unangenehm."

„Ah, die Macht des Prinzgemahls."

„Es hat schon manch einer vom Boudoir aus dirigiert."

„So stehen die Dinge hier?"

Da wirft Urville sich auf das Ledersofa, schüttelt sich im Lachen. Ein urkomischer Gedanke, er Prinzgemahl, Herrscher über die Schulter der Hollaprinzeß hinweg. Er tupft sich mit dem Taschentuch die Stirn: „Uff, lassen wir das. Bleiben wir gemütlich, machen wir uns in dem Eulennest ein paar niedliche Amüsements, Entchen."

„Spaßen Sie nicht, in Ihrer Umarmung liegt Ihre Macht über dieses Königreich."

„So lange diese Frau herrscht —"

„In den Gesetzen dieses Hauses ist bestimmt, daß die Frau zurücktreten muß, sobald der Erbe sein Bravourstück vollbracht hat."

„Ist — sind Sie aber orientiert."

Sie tritt an das alte Spinett, das die Jahreszahl 1608 trägt mit dem Namen des Erbauers Celestini aus Venedig, streicht durch Anreißen mit dem Federkiel über die Saiten hin. Staub sprüht auf und ein näselndes Summen. Bebelle spricht dabei: „Man findet das in alten Truhen." Schleudert den Kiel weg, weist auf die Intarsientruhe, darauf es steht. Nun tritt auch er ans Spinett, wiederholt: „In alten Truhen findet man das." Da stöhnt das Spinett wie die Stimmen Verstorbener.

Dann gleitet Bebelle lautlos hinaus. Ein Luftzug rauscht herein, stöbert den Staub aus dem kostbaren Gerümpel auf. Feine Töne simsen wie heimliches Gekicher.

Der Sonntag steht mit lachender Miene auf und bindet goldene Garben an den First der Häuser. Die Menschen kommen mit frohen Gedanken und aufrecht und haben ihre Lasten abgelegt. Der Morgentau schmilzt in den Tälern, die keusche Luft wallt in herber Kühle. Irgendwo im tiefen Waldgrund schläft der brüllende Alltag.

Und wie gesagt, an Sonntagen schlafen die Männer von „Kindlein Jesu" und die Frauen können sich nicht schmücken. Denn wenn die Männer ausgeschlafen haben, ziehen sie in die Wälder und ihre Büchsen knallen.

In den Wäldern von „Kindlein Jesu" ist keine gute Jagd und keine gute Schonzeit, denn da die Männer das ganze Jahr über ihre Jagd haben wollen, knallen sie schonungslos nieder, was ihnen zuläuft.

„Das müssen Sie mitmachen," sagt die Frau zu Urville. Und da macht er Sporttoilette und sieht schmuck wie aus dem Schaufenster heraus aus. Isidore kommt mit Plauschhosen, kurzem Lodenrock, Jagdhütchen und Flinte, ist ihm stets um einen Hasensprung voraus, denn der Jagdeifer packt sie mit der ganzen Leidenschaft der Farmleute.

„Habe eigentlich an der Knallerei verdammt wenig Interesse," sagt Urville. Sie bleibt stehen.

„Aber warum gehen wir denn?" Er marschiert unentwegt weiter.

„Ich möchte deiner Mutter das Pläsier lassen, daß sie mir ein Pläsier macht."

Sie lacht kurz auf: „Wie unaufrichtig mein Mann sein wird."

„Wie *höflich*, bitte."

„Sei nicht höflich, Lieber, wo du aufrichtig sein *darfst*."

„Höflichkeit ist ein Luftkissen, das zwar nicht vor den Stößen des Lebens schützt, aber sie abschwächt."

Da die Farmleute von der Wildnis her in die Wälder einbrechen, wählt Isidore die Schneise am Nordrand durch die Blautannen.

„Ach, geh," schmollt sie, „du hast keine Sonntagslaune."

„Habe ich dich je durch Mißlaune gequält?"

„Nein," erwidert sie ungewohnt spöttisch, „denn das verstieß gegen das Herkommen. Du bist wahrhaftig nicht einmal unangenehm geworden."

„Das scheint dir fast leid zu tun?"

„Ja, ich möchte dich einmal in heißem ehrlichen Unwillen sehen."

„Wie ein Marc Thibâ."
„Ich glaube fast."
„Geht da nicht jemand durch die Tannen?"
„Es gehen heute viele durch die Tannen." Sie tritt zu ihm, holt heftig seine Hand, die im Gürtel der Joppe steckt. „Wenn du einmal erfahren müßtest, daß ich dir nicht mehr treu sein kann?"
„Chérie, es geht jemand durch die Tannen."
„Antworte!"
„Auf eine derartige Frage hat einmal Ninon de Lenclos geantwortet: ‚Selten hört die Passion bei beiden gleichzeitig auf, dann ist die Beständigkeit ein wahres Unglück.'"
„Es wäre mir lieber, wenn du mir nicht mit Ninon de Lenclos antworten würdest."
„Nun denn — ich müßte eben qualvoll resignieren."
Sie tritt von ihm weg, legt blitzschnell die Flinte an, zielt auf ihn.
„Mais ça!" Springt beiseite. Er ist ernstlich empört. Sie wirft die Flinte über die Schulter, geht weiter. „Du zitterst schon, in einen Flintenlauf zu sehen."
„In dem Programm meiner Erziehung stehen eben solch robuste Experimente nicht." Sie dreht sich nach ihm um und eine Flut von stürmischer Zärtlichkeit wallt zu ihm her.
„Pardon," sagt sie und fliegt ihm um den Hals. Ach, vergißt sie denn, daß sie ihn so haben will, so — nicht wie alle andern auf der Farm?
Guurrruck ... dumpft es durch den Wald, sie schnellt auf. Ein Tauber? Es ist doch keine Balz. Zweigt schnell ins Unterholz ab. „Ich muß ihn anspringen." Hinter ihr schlagen die Büsche zusammen.
Auf dem Waldrasen streckt Urville sich aus, schlummert in das zaubervolle Lichtspiel der Blautannen. Und nun geht das Knattern und Knallen ringsum los. Isidore hängt in den Dornbüschen fest, ihr Hütchen von einer Zweiggabel aufgespießt, aber all ihre Sinne sind gespannt auf das brünstige Guurrruck, das lockt, wirbt, wild und scheu. Steht steil und horcht. Es ist keine Balz, wie also — — Da teilt sich der Eichenbusch

am andern Ende der Lichtung, und Marc Thibâ tritt heraus. In beider Augen flammt die stolze Erwartung auf. Er hat gerufen, was will er? Sie hat nach ihm gefahndet, was will sie?

„Hast du nicht daran gedacht, daß wir einmal zusammentreffen müssen?“ fragt Marc Thibâ in stillem Ernst.

„Warum im Wald?“

„Ich könnte nicht in der Diele sitzen und dabei rauchen.“

„Dann sprich jetzt.“

„Kannst du noch daran denken, wie es war, als du von der Farm weggingst, und kannst du auf einen Augenblick das abstreifen, was dazwischen liegt?“

„Ich will es versuchen, Marc Thibâ.“ Nun tritt er aus dem Busch.

„Ich war hier ruhig, denn ich habe gemeint, du würdest an den Schwur denken wie ich.“

„Ich habe nicht geschworen.“

„Ich habe auf dich geschworen.“

„Mit welchem Recht, Marc Thibâ?“

„Du warst mir zugesprochen.“ Herrisch zwingend, fast gewalttätig klingt's.

Ihre Schultern stoßen auf, ihr Gesicht glüht. „Ich gebe mich, Marc Thibâ, ich werde nicht gegeben.“

Da kommt er noch näher, langsam kommt er näher. Seine Hand packt die ihre, preßt sie, daß ihr das Blut stockt.

„Du hast dich mir gegeben,“ grollt er in dumpfer Leidenschaft, „du wirst das einmal wissen.“ Sein Atem wuchtet ihr ins Gesicht, die Gewalt einer starken, tiefen Leidenschaft, die sie zitternd erschüttert. „Ich werde warten.“

Er geht und ist im Eichenbusch verschwunden. Aber an ihr Ohr tobt es noch: Ich werde warten. Ein Schuß knarrt noch. Ein tosendes Siegel auf Marc Thibâs Worte. Die Blätter rauschen. Wie wenn der Wald fröstelt.

Isidore hängt noch in dem Busch fest. Tritte eilen nun kreuz und quer. Von der Schneise her drängt

der Stallmeister durch, poltert sein derbes Lachen. „Ich komm' vom Herrchen," ruft und winkt er, „hat gesagt, oder gesungen hat er's: wenn du meune Blume siehst, sag' ich loß sie grüßen; kann sein, er hat auch gesagt, ich möcht' sie küssen."

Sie rückt ihr Hütchen zurecht, nickt ihm mit halbem Lächeln zu: „Ja, Oberstall, wenn du schlecht gehört hast, ist's dein Schaden." Und nun fort in die Schneise zurück. Hallo! schallt sein Ruf ihr nach; hallo! schallt's zurück.

Auf dem Waldrasen ausgestreckt liegt noch Beau, den Hut aufs Gesicht gestülpt. Auf der leichtatmenden Brust lässig die schlanke Hand mit den Ringen und der eleganten Sportmanschette. An diese Hand schleicht Isidore und küßt sie. Und da er noch immer den Schlafenden vorstellt, pickt sie einen Käfer auf und setzt ihn ihm auf die Wange. Pfui! er sitzt da gleich aufrecht. Sie wirft sich neben ihn, er streicht ihr sorgsam das zerzauste Haar zurecht, setzt ihr das Hütchen kokett, nennt sie eine wilde Amazone. Und unter seinen matten, in ihrer weichen Zärtlichkeit betäubenden Liebkosungen kommt der Tumult in ihr zur Ruhe. Sie empfindet in diesem Augenblick seine weiche Liebenswürdigkeit und unerschütterliche Vornehmheit wohltuend und wonnig. Es ist mild und angenehm, im Lebenskreis dieser Menschen zu stehen. Unter großen Leidenschaften zerbrechen sie.

In den Straßen von „Kindlein Jesu" spricht man nun schon bereits vom Wucherblumenfest. Sie ist rar wie eine schöne Spröde, die Wucherblume, und man sieht abends in den Feldern schon schlüpfende Gestalten, die auskundschaften, wo sie am Wucherblumenfest die Seltene zu suchen haben.

Das Wucherblumenfest hat in der Familienchronik von „Kindlein Jesu" immer seine Bedeutung gehabt. Die Ernte ist dann eingeholt, der Feldsegen gesprochen, und sogar Zepherin, der Rastlose, sagt: „Dann hat man Zeit zum Hochzeitmachen." Man sagt übrigens von dem alten Zepherin, daß er nur darum die Jahre des Psalmisten überschritten, weil er bislang noch keine

Zeit zum Sterben gehabt habe. Aber daß der Zepherin nun so gradeheraus vom Hochzeitmachen spricht — Man sieht sich vorsichtig in den Wegen von Emaus und Petri Verrat um, ob da nicht etwa der Marc Thibâ — Vor Marc Thibâ soll man nicht von den Ereignissen im Herrenhaus reden. Oder von dem Wucherblumenfest. Und sie meinen, man müsse den Marc Thibâ stumm vorübergehen lassen und warten, bis sein Schatten aus den Wegen von Emaus ist. Und sie meinen auch, man müsse zur alten Petronella, damit sie ihre eingesunkenen Augen auftue und aus der Wucherblume den Spruch herauslese, der das Schicksal von „Kindlein Jesu" sei. Ja und so derlei haben sie in diesen stillen Tagen zu denken in den Wegen Petri Verrat und Emaus und den andern.

Der Stallmeister erzählt auf der Diele, so und so viel hätte das Volk von „Kindlein Jesu" zu denken. Da bleibt am Abend die Frau auf der Diele sitzen, bis alle gegangen sind und auch Beau Urville bemerkt, daß sie allein bleiben will im tiefdunklen und frostigen Abend. Von der Mauer her schrillt der Käuzchenschrei. Durch die Turmluken wuchtet der Wind. Es ist kein freundlicher Abend, er stiert wie aus geheim drohenden Gesichtern.

Isidore sitzt und wartet, und da sie fröstelt und die Frau immer noch im Schweigen ist, sagt sie: „Es ist ein trauriger Abend, Mutter, komm, laß uns schlafen."

Da fragt die Frau und sieht noch in den traurigen Abend hinaus: „Sagen sie auch, daß du am Wucherblumenfest geboren bist?"

„Ich denke, daß sie das sagen werden."

„Das Wucherblumenfest hat immer eine Entscheidung gebracht."

Isidore sitzt in hellem Horchen, aber die Frau spricht nicht mehr, nimmt die Windlampe aus dem Ring, faßt Isidore bei der Hand und führt sie aus der Diele in den großen und leeren und schattendüstern Speisesaal. Nun weiß Isidore, daß eine furchtbare Stunde gekommen ist, daß die lange Reihe der Männer aus den schwarzen Bildern heraustreten wird, Fleisch

und Bein geworden, und ehern sitzen wird an den Tischen, finster und stumm. Auf daß ein Schicksal sich entscheide! Auf daß über die mächtige und königliche Farm „Kindlein Jesu" das Zünglein an der Wage nicht mehr schwanke.

Die Frau stellt die Windlampe auf den Tisch. In langen Streifen flitzt das Licht in die hockenden Schatten hinein. Flirrt metallblank auf die dunklen Umrisse eines Bildes. Isidore sieht, daß es das wilde Gesicht des Céleste Godefreind ist. Sie drängt an ihre Mutter, als fröstle sie noch.

Da sagt die Frau: „Nun werden wir mitsammen reden müssen. Und wir wollen es so, daß diese da," ihr Arm weist nach den Bildern, „dabei sein können. Mein Kind, bist du jetzt bereit, das heißt, bist du so fest in dir, daß du vor diesen allen, vor deinem Gewissen und Gott eine Entscheidung aussprechen kannst?"

Isidore drängt tiefer und inniger in ihren Arm, als könne sie nicht nahe genug dem Pochen kommen, das ihr ein Mutterherz verrät. Ihre Stimme ist schwach und zitternd und von Angst erstickt. „Ja, Mutter." Und sie fühlt den tiefen Atemzug der Frau.

„Du weißt nun, daß ich keinen Entschluß in dir beschleunigen will. Du bist aus dem Blute dieser Männer, wie ich es bin. Du wirst wie diese in allen Lebenslagen so viel wert sein, daß du ihr Erbe verdienst."

„Es muß auch meiner wert sein, es muß mich glücklich machen, Mutter." Aber die Frau fühlt, wie sie in ihrem Arm zuckt. Sie spricht leise: „Ich bin im Bewußtsein meiner Pflicht immer glücklich gewesen."

„Was willst du von mir, Mutter?"

Die Frau setzt sich an den Tisch, den Arm aufgelegt, sitzt aufrecht. Jetzt ist sie nicht Mutter, jetzt ist sie denen verantwortlich, deren strenge Gesichter aus den dunklen Bildern stieren.

„Monsieur Urville ist nun über einen Monat hier. Ich hätte so viel Zeit nicht gebraucht, um ihn kennen zu lernen. Er hat mir das so leicht gemacht, daß ich eigentlich schon am ersten Nachmittag über ihn Be-

scheid wußte. Ich wollte aber vor meinem Gewissen und dir volle Gerechtigkeit walten lassen. Doch kann ich nicht sagen, daß ich in dem Monat etwas hinzugelernt habe." Und da sie so spricht, klingt in ihrer Stimme so viel kühle Härte mit, daß Isidore bis ins Innerste erschüttert steht.

„Und nichts — nichts hast du in ihm gefunden, das dich milde denken läßt?"

„Ich bin das Sprachrohr dieser Männer — weiter nichts."

„Und nicht auch meine Mutter?" Drängt das Schluchzen nieder, das ihr heraufwürgt. Da hört sie die Frau langsam, fast widerwillig sagen: „Als Mutter müßte ich dir noch härter sein."

Außer sich ruft Isidore: „Was seid ihr denn für Menschen? Man muß ihn doch lieben! Alle lieben ihn. Er war eines Prinzen Freund, und ich habe das niedere Volk gesehen, wie es ihm anhängt! Was seid ihr für Menschen!"

Da wiederholt die Frau, und es klingt stolz und fest: „Ja, was sind wir für Menschen!"

Und hastig Isidore, denn die Ungewißheit wirft sie um. „Welches ist dein Entscheid, Mutter?"

„D e i n Entscheid muß es sein, Kind. Die Vorschrift unsres Hauses läßt dir freie Wahl. Aber dadurch, daß sie so Gewaltiges und Folgenschweres wie diesen Besitz, den sie ein Königreich nennen, von deinem Willen abhängig machen, bürden sie dir auch die grenzenlose Verantwortung auf. Du weißt dann, daß du nicht nur für dich entscheidest, sondern für das ganze Geschlecht, das nach dir kommt, das von dir ausgeht." Sie hält inne, hört Isidorens erstickte Stimme: „Mein Geschlecht kann kein glückliches sein, wenn ich unglücklich bin." Da fährt hart durch den Raum die Stimme der Frau: Il faut se mortifier! Man fühlt's, i h r Glück ist aus dieser Wurzel geworden. Vielleicht hat auch sie einstmals so gestanden, und eine Stimme fuhr durch den schattendüstern Raum hart und unerbittlich wie ihre. Wie wird jene entscheiden, die aus diesem kalten Glück geworden ist?

So leise spricht sie, als sei jedes Wort in Tränen getaucht. „Ich kann nicht glücklich werden nach eurem Willen."

Da steht die Frau auf, fordernd, gebietend: „Sage es und stehe aufrecht! Sieh diese Männer an und sage es!"

Wie aufgeworfen schnellt Isidore empor, wirft sich heftig an die Brust der Mutter, klammert sich an ihre Schultern fest, ruft in Verzweiflung und Zorn und Not, daß es in die Nachtstille des Saales gellt: „Wenn du ihn fortschickst — Mutter! Ich laufe ihm nach!"

Die Frau löst die zuckenden Arme von ihrem Hals, nimmt das Licht und geht voran. „Komm, Isidore."

In den Strahlen des Lichtsterns, der über die Frau zurückfällt, folgt das Mädchen. Er zittert fahl über den weißgescheuerten Boden hin, streicht dann über die hohen Wände hinauf. In seinem Schein blitzen so wild die Augen der Männer. Springt an die Eichenbalken der Decke hinauf, und dann ist die Frau hinaus in den Korridor, die schwere Türe fällt ins Schloß, und wie eine Gruft schwarz und still liegt der Saal.

An der Verbindungstüre zwischen den zwei Schlafzimmern wartet die Frau. „Gute Nacht, Isidore."

Isidore hält ihre Hand fest. „Mutter, ich kann nicht anders!"

Da sagt sie ohne Härte: „Ich glaube wohl. Jeder entscheidet nach der Fähigkeit seiner Kraft. Gute Nacht!" Sie öffnet die Verbindungstüre.

Isidore steht, bis die Schritte der Frau auf dem Arminsterteppich lautlos werden. Ihre Wangen glühen, als habe sie einen Backenstreich empfangen!

Sie flüchtet in die Nische des Bogenfensters. Sie will in die Nacht hineinsehen, die schwarz und tot ist und keine Gedanken hat. Da sieht sie die dunklen Linien am Horizont. Ihr Reichtum und Besitz. Und endlos, als ob keine Grenzen seien.

In der tiefen Nacht wacht die Frau auf. Weht da ein leidenschaftliches Seufzen durch die Zimmer: Ich kann nicht anders!?

Nach einer langen Nacht sagt Beau Urville am Morgen daß er gut geschlafen hat. Er sagt's Mareie auf ihre Frage nach der gesegneten Nacht. Da er noch seine Fingernägel zu polieren hat, setzt er sich im anschließenden Zimmer auf die Fensterbank und läßt sich von Mareie, die das Bett auslegt, wie allmorgendlich aus dem Tagesmenü erzählen. Und erzählt dann auch der Mareie etwas. Etwas zum Aufkrähen für die Mareie. Vom Küchengott in China, dem Tsau Tyun. Da lacht Mareie, weil er Tsau Tyun heißt. Er sitze an der Ostseite des Herdes und laure auf die guten und schlechten Taten der Familie, um sie bei der monatlichen Audienz dem obersten Gott zu berichten, und er sei kenntlich an seiner roten Haarflechte. Da lacht Mareie, daß ein Gott eine rote Haarflechte trägt. Man opfere ihm Wein, Konfekt, Fleisch, Geld, und dann werde sein Bild nebst einigen Papierpferdchen auf sein Strohbündel gesetzt, verbrannt, und so müsse er in den Himmel hineinreiten. Da möchte Mareie lachen und nicht mehr aufhören. Aber da klopft es. Isidore steht draußen und bittet Urville zu kommen. Er fliegt hinaus, sieht, daß sie ernst und still ist.

„Du bist sehr munter heute," sagt sie, nimmt seinen Arm, und sie gehen.

„Und du das disharmonische Gegenteil, ja? Ich darf dich nicht küssen, du magst nüchtern nicht geküßt sein."

„Die Mutter wird nach dem Frühstück mit dir sprechen."

„Das klingt eklig feierlich."

„Ich denke, sie wird uns verloben." Er sieht sie an.

„Hör, chérie, verwechselst du das nicht mit einer Todesnachricht?"

„Wenn auch das überstanden ist, werde ich froh sein."

Da weiß er, daß viel geschehen ist, von dem sie nicht spricht, und er will lieb zu ihr sein. Er schiebt seinen Arm um ihre Schulter, und stumm gehen sie zur Diele. Die Frau wartet schon. Nah und fern lärmt die

Arbeit. Jeder ist an seinem Platz, und einsam bleibt die Diele. Die Frau beginnt ohne Wärme: „Monsieur Urville, unsre Leute sagen, daß ihnen das Wucherblumenfest ein Ereignis bringen wird. Da sie damit die Verlobung meiner Tochter meinen, so wollen wir mit Ihrer Einwilligung die Wucherblume wieder einmal zum Symbol eines Familienfestes machen."

Urville springt auf, möchte zu ihr hin. „Ich danke —" Isidorens Hand faßt schnell nach seinem Arm.

„Meine Mutter beansprucht keinen Dank für das, was sie gegeben hat."

„Für das Glück, das ich von ihr empfange, bin ich ihr Dank schuldig." Er beschränkt sich auf eine achtungsvolle Verbeugung. Die Frau schlägt das in ungegerbtes Leder gebundene Familienbuch auf, liest die lange Reihe der Bestimmungen. Bei einigen der wichtigsten stößt Isidore Urville an, als müsse sie ihn auf die Bedeutung aufmerksam machen.

Sie stößt ihn an bei Nummer zwölf: Bei zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre ist der Nachfolger männlichen Geschlechtes nach seinem ersten vollbrachten Bravourstück, der Nachfolger weiblichen Geschlechtes nach Geburt eines Sohnes befugt, die Regierung von „Kindlein Jesu" anzutreten.

Nummer dreizehn. Dem angeheirateten Teile ist jeweils der persönliche Ausgabeetat nach Maßgabe der Verhältnisse zu bestimmen.

Nun lehnt sich die Frau in den Stuhl zurück. „Um da bestimmen zu können, müßte ich wissen, mit welchem Auskommen Sie bisher, ohne sich einzuschränken, rechnen mußten."

„Muß das jetzt schon erörtert werden?"

„Die Vorschrift will es."

„Bien, nach meiner Mündigkeitserklärung durfte ich über das Erbteil, das mir meiner Mutter Bruder in England hinterließ, verfügen. Es waren fünfunddreißigtausend Pfund Sterling. Zu einem bequemen Auskommen reichten die Revenüen nicht, mußten die Wetten aus Rennen dazukommen."

„Und wieviel Revenüen müßte ein Mann nach Ihrer Ansicht haben, um — anständig gekleidet zu gehen?"

„Wenn Sie einen Sohn hätten und mir diese Frage stellten, müßte ich antworten: Bei gewisser Sparsamkeit und nicht zu großen Ansprüchen könnten sechzehntausend Franken ausreichen."

„Danach müßte ich dann bestimmen, wieviel der Haushalt meines Sohnes aufzehren würde bei — großer Sparsamkeit und bescheidenen Ansprüchen." Und indem sie aufsteht: „Ich werde Ihnen für Ihre persönlichen Auslagen, also getrennt von Ihrem Haushalte, der von meinem bestritten wird, dreißigtausend Franken bewilligen. Mein Sohn," und sagt das mit Nachdruck, „wüßte nicht, wie er das auf seine Person verwenden sollte." Sie nickt ihnen beiden zu und steigt von der Diele hinunter in die Ställe. Ihre Stiefel klappen auf den Fliesen, die schwere Seide ihres Kleides rauscht.

Nervös springt Urville auf, stellt sich in die Zugluft des Klappenfensters. „Generös bezahlt wie ein Beamter. Abfinden mit Revenüen, ewig am Gängelband. Wenn heute dieser Quadratlümmel mit seinen Bauernknochen dich in Besitz nehmen dürfte, wäre er der Herr der Farm, nicht der bezahlte Ehemann, der zeitlebens als der Eindringling behandelt wird."

„Du irrst," sagt sie still, „wenn das Erbe auf einen weiblichen Nachfolger fällt, so muß der Mann, den sie heiratet, den Namen der Frau annehmen, und in ihrer Hand liegt die Herrschaft. Also wirst du ein Cornély, geborener Urville, sein. Überlege dir das — du hast noch Zeit."

„Nicht tragisch, bitte! Äußerlichkeiten stören mich nicht. Tatsache bleibt aber, daß ich von nun ab hier die Rolle des Jungen mit dem Taschengeld spiele."

Da geht sie zu ihm und umschlingt seine Hüften. „Ich denke, du wirst keine Not leiden, Maurice Urville."

Er zuckt die Achsel, nimmt sie unterm Arm und geht mit ihr ins Haus.

„Lassen wir's schlendern. Und im übrigen warten,

bis die Fürstin von ‚Kindlein Jesu' sich besinnt, daß sie noch ein Wort als M u t t e r zu reden hat. Ich bin ja nicht für Sentimentalitäten, aber geschäftsmäßiger hätte sie keinen Pferdeverkauf betreiben können." Neigt sich zu ihr, gibt ihr den „Verlobungskuß". Ob er nun wohl sein Angebinde, das eine unverlobte Isidore nicht annehmen durfte, auspacken dürfe? Er darf. Eine Pariser Neuheit. Glückverheißende Mineralien als Talisman. Wer auf der Höhe sein will, muß ihre Bedeutung nach Art ihrer Fassung und Beschaffenheit wissen und den Schlüssel dazu besitzen. Beau Urville gibt alles Erforderliche seiner Geschenke bei. Es ist ein Armband mit einem aus Sardonyx geschnittenen Frosch, der auf einem Aquarium sitzt. Der „Schlüssel" besagt, daß der — tiefe Sinn ist: Symbol der Verliebten.

Danach zieht sich Beau Urville auf sein Zimmer zurück und gibt seinen Freunden Nachricht von seiner Verlobung. An Madame Bonivard wollte er eigentlich erst die Tatsache drahten. Dann denkt er, er könne nicht umhin, in Kürze die endgültige Verlobung mitzuteilen. Und er denkt auch, daß er nun zur Regelung seiner Sachen nach Lüttich zurück müsse. Madame wird wahrscheinlich verwaist sein. Man wird Madame vielleicht im Leben nie wiedersehen. Nun gut, wird er also an Madame schreiben, als sei nie eine Schreckensstunde in einer unvergeßlichen Nacht gewesen. Mit Madame kann man das machen. Sie lächelt ja so gern unangenehme Erinnerungen aus ihrem Leben weg. Er schrieb also:

Madame!

Diesen Sonntag müssen Sie an mich denken, denn ich bin ewig für Sie und alle jene, die noch Ansprüche an mich zu haben glauben, verloren. Ich begebe mich in aller Feierlichkeit in den Verlobungszustand, werde ein anständiges Taschengeld empfangen und werde gratis in Kost und Logis genommen. Vielleicht wird Ihnen auf die Zunge fallen: Prinzgemahl. Doch ist das unrichtig. Ein Prinzgemahl darf sich, wenn es ihm beliebt, das Genick brechen — nach getaner Arbeit

freilich —, aber auch dieses Privilegium steht mir nicht zu, einfach aus dem Grunde, weil ich kein eigenes Genick besitze, dieses vielmehr nach Abschluß des Vertrages Eigentum Derer von Kindlein Jesu wird. Was mein Verhältnis zu Chérie anbetrifft, so denke ich, daß ich sie liebe. Ich habe zuweilen Anwandlungen, sie für die schönste Frau Belgiens zu erklären. Ich liebkose sie gern, weil ich weiß, daß es sie glücklich macht. Und wenn ich irgendwo ihre Stimme höre, habe ich die Empfindung, daß dort die Freude sein muß. Nun glaube ich wohl, daß dieses die Kriterien eines normal verliebten Zustandes sind.

Küssen Sie Erzengelchen von mir und, wenn Sie mögen, ganz Lüttich. Ich fliege auf eine kurze Zeit zurück und werde Tag und Nacht auf den Boulevards wandern. Ich werde Waschwasser aus der Maas mitnehmen und immer an Euch denken. Ich lege mich Ihnen zu Füßen! Maurice Urville.

NB. Ich habe furchtbare Sehnsucht gehabt.

Als er seine goldene Füllfeder wieder einschraubt, kommt Isidore herein, legt ihm das Armband in die Hand.

„Packe es wieder ein, ich werde es später tragen.“ Ihr Gesicht ist entstellt von Weinen.

„Auf Befehl deiner Mutter natürlich.“

„Sie sagt, daß keine Frau von ‚Kindlein Jesu‘ Halbedelsteine tragen darf.“

„Der Wert liegt nicht in dem Material, sondern in der Verarbeitung, und dann — es ist dernier cri.“

Gehe zu ihr.“

Da steht er auf, vergräbt die Hände in den Taschen und spaziert durchs Zimmer. „Sobald du mein bist, werde ich das Recht haben zu bestimmen, welche Edelsteine meine Frau trägt.“

Isidore hat sich auf seinen Stuhl niedergelassen.

„Du schreibst?“

„An Bonivards.“

„An Madame!“

„Wie weißt du —?“

Sie legt den Finger auf die letzte Zeile. „Weil

du schreibst, daß du furchtbare Sehnsucht gehabt hast."

„Nach der Luft, in der ich lebensfähig bin, ja."

Da kommt sie auf ihn zu. Ihre Augen starren düster. „Jetzt gehörst du zu m i r, Beau Urville!"

Er neigt sich zu ihr und streicht ihr übers Haar. „Zu wem anders soll ich gehören?"

Sie drückt krampfhaft seine Hand. „Unsre Verlobung ist nicht freudig, aber ich erdulde das. Es ist deinetwegen. M e h r ertrage ich nicht."

Ihre Blicke flackern um ihn: „Laß mich nicht irre werden an dir!" Er nimmt sie an sich. Eine jähe Erregung wogt in seinem Atem: „Ich liebe dich doch!" und seine Blicke haften auf dem Briefe, als müßten sie ihm noch die Nachricht mitgeben: Ich liebe sie doch! Sie fühlt's, sie ist überflutet von der strahlenden Empfindung, daß dies der ehrlichste Augenblick seines Lebens ist. Es war der abschließende Strich unter das Vergangene. Wenn er es aus seinem Leben strich, wollte sie es auch. Mutig und vertrauend. Ach, es wurde ihr so leicht, blind zu vertrauen. Und da erzählt er ihr schon von einem Fund aus den verwunschenen Zimmern. Von einer Armbrust, deren Kolben aus Elfenbein ist. Nach der Eingravierung ein Geschenk des indischen Rajah Ki Ambur an Adam Baptist, der den Marstall des Nabob geliefert hat. Köcher mit Pfeilen müßte man auch noch auffinden. Und sie eilen und stöbern in altem verstaubten und wertvollen Hausrat. Da sie mit heitern Gesichtern und beschmutzten Händen wieder hervorkommen, als die Signale Feierabend einläuten, sehen sie die Frau schon aus dem Turmzimmer heraustreten. Sie bleibt bei Urville stehen.

„Es tut mir leid, daß ich Ihnen den Schmuck zurückgeben lassen mußte. Wenn Sie nachher mit mir kommen wollen in die Schatzkammer, will ich Ihnen den Schmuck zeigen, den eine Cornély zu tragen hat. Der Stein ‚Nahur' ist darunter." Sie nickt davongehend und scheint zu lächeln; Urville denkt über den Stein Nahur, über den die Juweliere Tagebücher führen und mit dem sein Talisman wetteifern wollte.

Da fühlt Urville, daß er das Lächeln der Frau mehr fliehen wird als ihr steinernes Gesicht. Pah, erst mal verheiratet sein. Als Ehemann wird ihm doch wohl irgendein Recht zustehen. Allerdings ist er auf die Art des Rechtes sehr neugierig.

Isidore platscht ihm ihre bestaubten Hände auf den Rücken. Und fort tollen sie.

Mit einem Auge erwacht der Sonntag und lugt über den Wäldern. Und noch hat er nicht das zweite, das intensiv glänzendere Auge blank gerieben, da dröhnt schon das Horn zum Wucherblumenfeste und weckt die Pferdeknechte. Vier Uhr in der Morgenfrühe. Tohôt! Tohôt! Wacht auf! Der letzte, der zur Stelle erscheint, hat den Kranz aus den gefundenen Wucherblumen an drei nachfolgenden Sonntagen als gezeichneter Langschläfer zu tragen. Tohôt! ei, selbstverständlich ist's der dicke Jules, binameie, der kurze, dicke schlafäugige Jules, der morgens beim Aufstehen sagt: Wäre es schon Abend, auf daß der Mensch in seine Ruhe käme! Und dessen unangenehmste Gedankenarbeit es ist, sich vorzustellen, daß er die Mareie einmal heiraten wird. Aber als Mareie früh um vier das Getöse in den Pferdehöfen hört, weint sie sich im leidvollen Ahnen die grellen Augen aus. Denn so steht nun sehr zu bezweifeln, ob der kurze, dicke Jules als erster mit einer Wucherblume anreiten wird, um sich eine strahlende Mareie als „Madame la reine" zu verdienen.

Aber die Welt ist schlecht, und in das Weinen Mareies hallt das Lachen der andern. Denn das ist doch immer so und von Anbeginn aller Zeiten her und schon aus den biblischen Tagen des verhandelten Linsenmuses her gewesen: Was dem einen zuleid, ist dem andern zulieb! Und sowie die Vorteile für Mareie fallen, steigen sie für die „rodje Libett", die „neur Catrénne", die „hallé Bâbe" und die andern. Aber das Gerücht geht in den Wegen, „Judas' Kuhle" und zur „Eliashütte", also dort, wo die Wohnungen der Pferdeknechte stehen, daß weder die rote Libett noch die schwarze Catrénne, noch die krumme Bâbe

irgendwelche Aussichten hätten, da als Vertreter der höheren Beamtenschaft diesmal der Marc Thibâ mitreite, und wenn der seinen Loki wie der Blitz lossausen lasse, und wenn der eine Madame la reine zu küren habe, so — Und weiter erzählen sie nicht in den Wegen Judas' Kuhle und zur Eliashütte. Doch schlorrt der Zéphirin daher, wälzt den Kautabak; wenn der „fremde Lilienstengel“ sich nicht im Sattel halten könne und daher ausgeschaltet sei und daher Marc Thibâ — Da gehen die andern achselzuckend davon und lassen den alten Zéphirin stehen, den Zéphirin, der nahezu neunzig Jahre keine Zeit hatte, stehen zu bleiben.

Trab, trab, sammeln sich schon die ersten Reiter vor dem Herrenhause an, auch der kurze, dicke Jules, zerknirscht und schuldbewußt, doch hat ihm Mareie eine grellrote Schleife auf die linke Schulter angesteckt, damit ihn wenigstens diese Flamme der Liebe zu der ersten und einzigen Heldentat seines Lebens anfeuere. Hinter ihm überragt ihn einer mit einem stolzen Hahnenschweif von einem Meter Länge. Die rodje Libett hat sich's eben liebe Mühe kosten lassen, hat sich einen Hahn großgezüchtet im engen, hohen Käfig, der nur von oben her etwas Licht empfing; infolgedessen strebte der Hahn der obersten Lichtsprosse zu, und so konnten seine Schweiffedern lang nach unten wachsen und Libetts Reitersmann zur Zierde und zum Kennzeichen werden.

Gegen neun Uhr trabten die Knechte mit Ährensträußen oder Goldflitter oder Pfauenfedern an: Hufe scharren; Stimmgewirr und Gewieher. Eine herbe Kühle im fahlblanken Morgen.

Im Eingang zur Diele bis in die halbe Treppe herunter stehen die Herrschaften mit den ersten Beamten, der Stallmeister ruft derbe Witze, die Frau lächelt, Beau Urville geht zwischen den Pferden und langt Zigaretten hinauf. Dann straffen die Pferdeknechte die Zügel an, ihre Rosse trappeln, scharf an reitet Marc Thibâ in roter bauschender Seidenbluse, an den Armen aufgekrempelt; wie Eisenstränge liegen die Muskeln

darauf. Seine linke Schulter ist frei. Wer schmückt Marc Thibâ? Sieht man's denn nicht — dort! auf der Schulter! eingestickt; was hat Marc Thibâ sich einsticken lassen? Wenn bloß der Loki nicht so unruhig springen wollte! Die rodje Libett, die neur Catrénne steigen auf die Mauer, um zu lesen, was Marc Thibâ sich einsticken ließ auf die linke Schulter. — Da gibt die Frau das Zeichen, hebt den Arm, fort jagen die Reiter, daß ihre Sträuße flattern und daß die gewaltigen Kuhhörner, die ihnen umhängen, auf die breiten Mannesrücken niederplumpsen. Hei! Ihr Recken, hullja! davon in der fahlen Weite. Die rodje Libett und die neur Catrénne steigen von der Mauer, sie erzählen: Es stand was sehr drôle auf sein Schulter, es stand: Ich warte!

Etwas sehr, sehr Drolliges hat auch die Catrénne bemerkt: „Sowie unser Fräulein auf Marc Thibâs Schulter hinsieht, lacht sie nicht mehr und ist nicht mehr auf der Diele zu sehen."

Da fragen die andern, was das zu bedeuten habe. Sie gehen in die Küche, machen sich an die Bereitung des Festessens und grübeln noch, was das zu bedeuten habe. Dann treten die Köche mit ihren blühweißen Ballonmützen an und sagen gewichtig in das Weibergeschwätz: „Paßt auf, bis ein Horn dröhnt, und wenn's der Marc Thibâ ist, kann man sich das übrige schon ausrechnen."

Da machen sie kein Geschwätz mehr und horchen, bis das Horn dröhnt. Es wird in den Höfen und in den Häusern und in den Wegen eine lauernde Stille. Wer Zeit hat, klettert auf die Dächer, die Beamten ersteigen die Türme. Lugen aus in die blanke Ebene der Felder. Die Morgenluft ist klar wie Kristall, die Umrisse stehen scharf und sauber gezeichnet darin. Man sieht weit und fern die plumpen Schatten von Pferd und Reiter irren, wirren, jagen, husch! verschwinden. Springen ab, schleichen auf die Äcker, gebückt, spähend. Wo die gelbe strohige Wucherpflanze knapp über der Erde steckt? Ihre die Erdkraft aufsaugende Wurzel wuchert, in der Scholle weitverzweigt

und den Fruchtpflanzen am Lebensmark saugt. Wer sie mit der ganzen verderblichen Wurzel aushebt, erhält aus der Herrschaftskasse fünf Franken. Aber Unehre denen, auf dessen Landparzellen noch Wucherblumen stehen geblieben sind. Sie kommen in den bösen Ruf, die ihnen zugewiesenen Parzellen nicht gut zu bestellen, und das ist dem Volke, dessen Stolz die Arbeit ist, ein arger Schlag aufs Ehrgefühl. Man sagt, daß einer aus der Familie Gohimonts, auf dessen Feldern man die größte Anzahl der Wucherblumen fand, sich aus Scham darüber erhängte. Und wenn man heute noch von den Gohimonts spricht, sagt man, daß sie keine Landarbeiter sind, sie sollten Holzfäller werden. Bewußte Kraft kann unerbittlich sein.

Die weißen, federnden Wolken des Mittags überfluten schon den freudigen Horizont, und noch dröhnt kein Horn, und keine Wucherblume ist entdeckt. Man stellt lange Schragentische auf die Fliesen vor dem Herrenhause, setzt die Krüge zur Bewirtung auf, es ist eine fröhliche Regsamkeit und Ungeduld und Erwartung. Auf der Diele prangt auf dem Tisch der riesige Feststrauß für Madame la reine. Aber noch ist die Diele leer. Nur der Sonntag geht mit freundlichen Augen und friedlichen Sängen geschmückt einher und macht die Menschen froh. — Halt! — — Hört man etwas? Aus der Küche laufen sie heraus. Hört man etwas? In den Wegen eilen sie zusammen. Hört man etwas? Da sieht man von den Dächern winken. Und vom Turm herunter ruft der Stallmeister etwas durch die gehöhlte Hand. Da sieht man auch den Hausmeister, den Rentmeister, den Wirtschaftsverwalter schon auf der Diele. Hört man's? Hört man's? Ein Horn wie die Posaune von Jericho. Tohôt! Tohôt! Vom Walde her, tosend in Feldflur, Tohôt! Tohôt! Näher, immer näher, schon in den Wegen ‚Petri Verrat', und ‚nach Emaus', Tohôt! Tohôt! Schon hört man das dumpfe Stampfen jagender Pferdehufe, Roß und Reiter im Schattenwirbel, aufflattert die rote Bluse. Hais, ist er's, hais Marc Thibâ! Hinter ihm, zeitweilig Gurt an Gurt, ein andrer, ein

alter, ein ganz alter, der Zéphirin, der Neunzigjährige, der beweisen will, daß man ihn noch nach Buenos Aires verschicken kann. Man jauchzt in den Wegen, von den Dächern, aus den Höfen. Marc Thibâ! Marc Thibâ! Hais, und da sprengt der schon unter dem Steinbogen durch, schwenkt die Wucherblume mit der ungeheuren Wurzel, ein Wurf! holla, fliegt's auf die Diele. „Bravo! Bravo!" brüllt der Stallmeister. Marc Thibâ ist abgesprungen, das Roß saust weiter. Ei, mag's sausen. Durch die Leute drängt Marc Thibâ zu den Tischen vor. Da jagt auch Zéphirin heran. Seine Knochen sind steif, man muß ihm aus dem Sattel helfen. Und wieder ein andrer in scharfem Galopp, ein vierter und fünfter. Der Stallmeister notiert. Ein ganzer Troß. Der Herrenhof füllt sich mit Menschen und schweißenden Rossen. Die Pferdejunker eilen, werfen Wolldecken über die dampfenden Pferderücken. Und keiner mehr.

Der Stallmeister hält die Uhr in der Hand. Die Zeit ist um. Mareie läuft in die Küche zurück und heult. In den Weg trabt einer und führt sein Rößlein am Zügel.

Isidore tritt von der Diele herab mit dem bauchigen gefüllten Krug. Um die schlanke Rundung ihrer festen Gestalt fließt das weiße Kleid. Um ihre Büste die traditionelle Schärpe aus Goldbrokat, die der jeweilige Herr auf „Kindlein Jesu" bei den Farmfesten zu tragen hat. Als sie die Treppe heruntersteigt, sieht sie Marc Thibâs Reckengestalt über allen. Und die Sonne steht über ihm, und ihr goldener Finger weist auf seine linke Schulter, und es gleißt und brennt: „Ich warte!"

Fest packt sie den Krug, wirft den Kopf zurück, und festen Schrittes geht sie die Treppe hinunter.

Da wird hinter ihr auf der Diele eine Bewegung. Die Frau fragt es: „Monsieur Urville, wo ist Monsieur Urville?" Marc Thibâ steht, seine Augen sind vollmetallischen Glanzes. Weithin hallt seine Stimme: „Monsieur Urville schießt im Innenhof auf Spatzen!"

Da sind alle still wie niedergehauen. Und wenn die Leute aus den Augen der Frau sind, werden sie loslachen mit prallernden Stimmen. Aber stehen nun

steif und sehen das Fräulein den Krug wuchtig auf den Tisch vor Marc Thibâ niedersetzen und davongehen. Sie kredenzt den Ehrentrunk nicht! Ein Oberknecht sagt, das sei nie erhört worden.

Auf der Diele geht sie erregt und hastig Beau Urville entgegen, der mit der Armbrust zurückkommt, nimmt seinen Arm, und hin zu der Frau. Auffordernd flammt ihr Gesicht. Die Beamten machen Platz, so daß man die Frau weit vom Hof aus sehen kann. Dann spricht diese, und die Hinterstehenden sagen, daß sie ihre Stimme nicht gehört haben, und daß es gewiß nicht die Stimme der Frau gewesen sei. Aber es sei die Stimme der Frau gewesen, sagen die vordersten. Aber sie wollen nicht glauben, was sie sagt. Daß die Tochter den Monsieur Urville aus Lüttich auf die Farm holen wolle, daß sie ihn lieb habe und am Wucherblumenfeste sich verlobe. Und daß sie, die Frau, die Verlobung hiermit kundgebe.

Danach wird's so still auf dem Herrenhofe, daß man die Vögel auf den Dachrinnen trippeln hört. Und dann tritt der Stallmeister vor, schwenkt seinen Hut und ruft: „Unsrem Fräulein, gesegn's Gott, sein Verlobungsfest!"

Da lüften alle die Hüte und sprechen's ihm nach und sind wieder still. Sie sehen, daß Marc Thibâ aus ihrer Mitte ist. Sein metallener Blick war noch hinüber zu ihr, die neben Beau Urville bleich und erschreckt und sehr erregt steht. Dann sieht sie ihn langsam davongehen, zwischen der Menge durch, die ihm eine Gasse macht, zwischen den uralten Linden des Hofes hin, dessen knochige Äste über ihn recken, in den schmalen Durchbruch zu den Remisen und fort durch die Höfe. Die Sonne blitzt noch auf das Feuer seiner Bluse. Die stieren Blicke Isidorens hängen daran, und es gleißt noch auf seiner Schulter weithin, weithin, und noch als er längst verschwunden ist, flimmernd in der Luft, wie eine geheime schreckende Warnung und fest und unerbittlich: Ich warte noch!

Von ihrer Seite fort ist Beau Urville, in den Eingang, steht da und will diese steifen Menschenbilder

zum Leben bringen. Eh, kennt er nicht die Masse? Das große schleckernde Kind. Redet ein kunterbuntes Wortgewürfel, winkt ihnen, lächelt ihnen zu, wirft ihnen Witze, hei, so erquickt man die großen Kinder, redet, er gehöre zu ihnen, sie zu ihm. Freunde, Brüder! — Pah, morgen ist's vergessen, morgen faltet man das Gesicht exklusive. Was stehen sie, so steif steinern? Ha, das ist nicht sein Lüttticher Völkchen, lieben und weinen nicht, und sind nicht berauscht von blinkenden Worten. Starren ihn an, ei, was ein Elastischer! Ei, ein Schwadroneur! Ei, ein Scharlatan! Wie im Theaterchen, das im Winter auf einer Karre dahergeschleift wird. Über die derben Gesichter zerrt ein Grinsen, um die stierenden Augen kringelt ein pfiffiges, täppisch-schlaues Lächeln. Jetzt werden sie loslachen, daß ein Gelächter wird und die Türme einstürzen. Isidore sieht das Entsetzliche kommen. Sie werden's, hart und unerbittlich, in grausamer Naivität und in ihrer monumentalen Ursprünglichkeit.

Schnell tritt sie zu ihm, und mit erstickter Stimme: „Sprich nicht zu ihnen, sie verstehen dich nicht."

Ach, und was sie in Lüttich begeisterte, fällt hier wie Zunder von ihm. Der Stallmeister ist schon hinunter, spricht mit Zéphirin, der den Wettlauf an zweiter Stelle schlug. Alter Pferdelümmel, was denn nun sei? Ob er die Königin wähle? Im Namen meines Pferdes! flucht Zéphirin, nein, kein Zeit, nein! denkt an Mareie, die jedermann Gefällige, die in der Küche beim Kartoffelschälen heult. Er tritt dem verfluchten Jules — daß ihm Heuschrecken in die Nase fahren! — seinen Vorrang ab. Aber den Vortanz mit unsrem Fräulein, nein, nein, den läßt sich der Alte nicht abknipsen. Wiedersehen auf der Königswiese! Man sucht den Jules. Versteckt auf dem Heuboden findet man ihn, und in Heudunst und drückender Scham ist er — eingeschlafen.

Von der Diele herab kommt die Frau, um den Trunk, auf den sie noch warten, zu kredenzen; durch den Kreis ihrer Beamten hindurch geht sie, und sie denken heute zum erstenmal, daß die Frau schwer und müde

geht und ihre Jahre trägt. Als sie aber unter ihren Leuten steht, den Krug hebt, den ersten Trunk tut und ihre klugen ruhigen Blicke über alle hingehen, da fühlen sie die feste Sicherheit dieser Frau, ihre königliche Milde und Strenge, und daß sie zu ihnen gehört. Ihre rauhen Stimmen prallen um sie. Die vierschrötigen Gestalten ordnen sich vor ihr wie eine Mauer. Und sie unter ihnen ihres Blutes! Bauernfürstin!

An den Tischen unter den uralten Bäumen ordnet man sich zum Mittagsmahl, das im Herrenhof stattfindet. Von der Galerie des Turmes Sankt Nikolai aus rauscht das bäurische Orchester; die zwölf Zimmerleute mit den Apostelnamen blasen prustend ihre Backen auf. Die Frau sitzt am Kopf des Tisches wie aus Marmor. Und wer Zeit hat, sich mit der Frau zu beschäftigen, sieht, daß ihre Blicke einer Spur nachgehen, die zwischen uralten Linden hindurchführt, in den schmalen Gang durch die Remisen und fort durch die Höfe und fort aus der Farm Kindlein Jesu. Lang fließt ihr Atem aus. Marc Thibâ ist gegangen und kommt nicht wieder.

Aber noch hallen hinter ihm her die Festklänge von „Kindlein Jesu". An weißen hochaufragenden Stangen sieht er in der Königswiese die Fahnen flattern, die Landesfahne Schwarz-Gelb-Rot, die Fahne der Roßfarm, den goldenen Pferdekopf auf tiefviolettem Grunde. Dann schaut er nicht mehr zurück, und in seinen Wegen wird's stiller und zuletzt wie ausgestorben. Da bemerkt er, daß die schneeweiß schimmernden Felder der Wildnis immer näher in seinen Gesichtskreis kommen. Was will er in der Wildnis? Will er verschmachten? Marc Thibâ, was bist du für einer? Marc Thibâ, willst du in die Wildnis gehen und bleiben, wo so viele geblieben sind, die ihren Kummer oder ihre Schmach in die Wildnis trugen? Man findet dann ihre Leichen nicht, und man kann nie sagen, ob sie nicht dennoch wiederkommen. Man kann es in Ewigkeit nicht sagen. So werden diejenigen, die in die Wildnis gehen, wie gestorben sein. Und man wird sie immer erwarten müssen.

Dann steht er still und ist vor dem Häuschen der fast erblindeten Petronella. Sieben Katzen sitzen auf der Schwelle. Als sie Marc Thibâs ansichtig werden, kommen sie, sieben an der Zahl, auf ihn zu, die schwere weiße Katze an der Spitze, hinter ihr die schwarzweiße, hinter ihr die graugeringelte Pantherkatze, hinter ihr das possierliche Jungvolk. Sie gehen hinter Marc Thibâ her in die Stube, in die man gleich von draußen her eintritt, eine immer hinter der andern, nur das Jungvolk purzelt aus der Reihe. Als Marc Thibâ sich an den Tisch gesetzt und gesagt hat: „Gib mir zu trinken, Petronella!" und die Alte ihm aus dem Schrank den Krug mit Buttermilch herholt und wieder zu ihrem Sessel zurückschurft, nehmen auch sie in gewohnter Weise Platz: Je auf einer Schulter Petronellens die Pantherkatze und die weiße, auf ihrem Schoß die gefleckte, die übrigen im gewandten Klettern die Sessellehne hinauf, auf die Seitenklappen und auf das Kopfkissen aus Sägespänen.

„Hörst du sie schießen auf der Königswiese?" fragt heiser und wie jemand, der lange im Schweigen gehockt hat, Petronella.

„Ich höre sie schießen, Petronella." Er stützt seinen Kopf in die Hand und bricht mit seinen reckenhaften Gliedern ein und denkt, so brauche er sich nicht Gewalt anzutun, weil die Alte ihn nicht sieht.

Da kreischt die Altenstimme auf: „Hais! Marc Thibâ, hast dein Wucherblum gefunden, hais?"

Er gibt keine Antwort; sie schlorrt auf, tastet nach seiner Hand auf dem Knie, tastet in seine breite Handfläche. Die Petronella sagt von den Leuten der Farm „Kindlein Jesu", daß sie die Wurzel der Wucherblume in ihren Handlinien haben, die alte Petronella hat manch einem schon vorhergesagt, ob er seine Wucherblume finden wird. Als sie nun mit dem tastenden knöchernen Finger Marc Thibâs Handballen befühlt und die Gabel, die bis zur Fingerbasis leitet, flackern ihre eingesunkenen Augen auf wie in hellem Horchen, aus den buschig umrahmten Höhlen schimmert verloren im häutigen Gerunzel die verblaßte Bläue

ihrer Augen, um die einst die Burschen sich die Köpfe wundschlugen.

Ihre Stimme wird tief und heiser; „Marc Thibâ, du wirst noch gehen müssen und dein Wucherblum suchen, du wirst lang suchen müssen, guter Gott! Aber du wirst mal heimkommen und hast dein Wucherblum gefunden."

Nun faßt Marc Thiba den Krug und trinkt ihn leer, steht auf und schiebt den Schemelstuhl zurück.

„Marc Thibâ, wohin gehst du?"

„Mein Wucherblum suchen, Petronella!"

Da er das über die Schulter zurück zu ihr sagt, kann er nicht aufrecht stehen in der niedern Stube.

„Wohin gehst du?" fragt aber wieder die Alte. Da hört sie ihn über die Bodendielen gehen, daß sie knacken. „Fünf Stunden weit, auf mein Farm."

Guter Gott, wenn die alte Petronella doch nur klare Augen hätte, um dem Marc Thibâ ins Gesicht zu sehen.

Nun ist er hinaus, und hinter ihm her sind wieder die Katzen, sieben an der Zahl, eine immer hinter der andern, folgen dem Manne bis zur Wildnis und sitzen dann und sehen mit pitschenden Augen ihm nach. Wie er dahergeht immer am schimmernden Rand der Wildnis fünf Stunden weit, wo eine verlassene arme Farm liegt. Und wo Marc Thibâ bleiben muß, bis er seine Wucherblume gefunden hat.

Hochauf gellen die Klänge auf der Königswiese. Der Neunzigjährige steht und schnauft nach Atem. Das Fräulein springt ihm wie ein Fohlen.

„In meines Pferds Namen! Genau so hat mich vor dreißig Jahren die Frau geworfen, da war auch sie noch das arg wilde Cumère" (Mädel), schurft davon und überläßt sie dem Feinen aus Lüttich. Schrumdideldei-Bebelle mit einem Pferdejunker, der sich bei Beau Urville die Adresse für seine weißen Leinenschuhe erfragt hat, und hinter ihnen — schrumdideldei — der Willi, ehemals Wellemchen, der Aussicht hat, „Groom" bei Beau Urville zu werden und der auf diese Zukunft hin ein Verhältnis mit der Wäschevor-

steherin angeknüpft hat. Zusammengerechnet zählt dieses Paar einundfünfzig Jahre, wovon sechzehn auf Willi entfallen. Aber Willi lügt sich auf achtzehn hinauf. Und dann stellt ihn die Wäschevorsteherin in die Ecke, weil er ihr den Kleidersaum abgetreten hat. Der Willi schleicht zu Bebelle hin. Sie soll mal beiseite kommen, sie soll ihn Walzer tanzen lehren. Oho, er soll seine Urgroßmutter von ihr grüßen. Da bringt er sein Gesicht dicht an ihres.

„Willst du mich nicht walzen lehren, dann verrat ich unsrem Fräulein, daß du dem Herrn Lütticher Liedchen vorsingst — und wer nachts mal auf der Terrasse gewesen ist."

„Und dann verlasse dich drauf, daß du mit mir 'rausgeschmissen wirst. Also dessentwegen und aus Angst lehre ich dich nicht die valse blonde, sondern weil du mit deinen Bärlatschen den Tanzboden unsicher machst." Schürzt graziös den Rock und dreht sich eins, zwei, drei, schrummdidelbei, süßer Fratz, sei mein Schatz, aus ist die Hatz — zerrt Wellemchen an beiden Armen, stößt dem Ungelenken in den Rücken und so, wie man sich für einen geheimen Ärger entschädigt.

Der Vollmond steigt, da lärmt's noch auf der Königswiese. Ein Ernte- und Schlußfest vor Winters Anfang.

Und hinter der schimmernden Wildnis tritt einer verstaubt und müde über die Schwelle. Ein Singsang zieht ihm nach durch die Lüfte: Schrummdidelbei.

Fünftes Kapitel

Wo die gelben Berge wie ungeheure Sandhügel sich wölben und wo heute die Minengerüste ragen, lag die einsame Thibâsche Farm. Ein Haus, halb in einen Sandberg eingebaut. Aber auf den Weideplätzen der Abhänge war üppige Fruchtbarkeit.

Nicht Mauern und Zäune waren da zur Abgrenzung oder zum Schutze, denn wo nicht die gelben Bergwände steil standen, lagen die drohenden Abgründe. In wilder Einsamkeit stark und zähe wuchsen die Rosse der Thibâ-Farm. Es gab Leute, die jene Zucht der öden Thibâ-Farm der Pferdekultur der Farm „Kindlein Jesu“ vorzogen. Aber was bedeutete die einsame wilde Farm in den schwer zugänglichen gelben Bergen gegen die Königsmacht der beherrschenden Nachbarin jenseit der Wildnis?

Auf den gelben Bergen zwischen den Abgründen steht einer, der noch den metallischen Glanz in den Augen hat und so hoch steigt, daß er über die Wildnis hinausschauen kann. Marc Thibâ wird auf die höchsten Gipfel seiner Berge steigen. Und so hoch wird er steigen, bis die Königsfarm jenseit zu seinen Füßen liegt wie ein ausgestreutes Puppenspielzeug.

Ja, so hoch wird Marc Thibâ steigen. Er geht dem Lauf des Gießbaches nach, dessen Quelle in seinem Gebiete liegt. Er rauscht an der Wildnis vorbei und treibt die Maschinen der Königsfarm. Warum treibt sein Bach die Maschinen der Königsfarm? Also nahm er dem Bache das Wasser weg für seine Tränken und die Mühle und fing damit an, Maschinen aufzustellen. Die Wildnis entlang ließ er dann die dürftige Wasserader rinnen, die noch vor ihrer Ankunft in „Kindlein Jesu“ versandete.

Er lockte Ansiedler in die gelben Berge, denen er Parzellen zur Bewirtschaftung überwies und als stille

Teilhaber für die Farm gewann. Er kaufte die Marställe aus fürstlichen Häusern an, die durch Tod oder Zusammenbruch unter Taxe abgegeben wurden. Er nahm unter seinem Pferdematerial die kühnsten Kreuzungen vor und kam zu überraschenden Erfolgen. Er erzielte Tiere mit den eigentümlichsten Deckhaaren und lieferte den reichsten Zirkussen in- und ausländischen Rufes. Aber er mußte, um zu diesen Erfolgen zu kommen, Rosse zu niedrigsten Marktpreisen ausschlagen, und er mußte Schwarzbrot mit Specktunke essen und er mußte auf seinen Rossen ins Land hinausreiten, damit man wie in Märchen und Sagen erzählen konnte von dem kühnen Reiter und den wilden Rossen der Thibâ-Farm.

Indessen konnte es nicht genug damit sein, Marc Thibâ mußte auch Leute haben, die gleich ihm in der weltverlorenen Einsamkeit unter wilden Rossen kühne und verwegene Reiter wurden. Diese Männer fanden sich unter den Ansiedlern, die in der Wildnis der Berge gelernt hatten, blind und vertrauend dem Manne zu folgen, in dessen Weg keine Unmöglichkeiten lagen.

Und diese Männer klettern den Bergpfad herauf, als Marc Thibâ zwischen den Abgründen steht, und denkt, daß er auf den höchsten Gipfel steigen müsse, um die Königsfarm zu seinen Füßen zu sehen. Sie melden, daß ein Reisewagen die Fahrstraße daherrolle und die Richtung nach „Kindlein Jesu“ nehme.

„Wer sind sie?“ fragt Marc Thibâ auf seine Flinte gestützt.

„Händler der britischen Pferdezuchtkommission. Wir meinen, daß sie auf „Kindlein Jesu“ den Bedarf der Armee an Remonten decken wollen.“

Marc Thibâ wirft die Flinte über die Schulter. Seine Gestalt strafft sich. Ein kühner Entschluß ist schon in ihm fertig.

„Wie oft kreuzt der Weg unser Gebiet?“

„Einmal an den drei Eichen, einmal am Bach, einmal an der Wildnis.“

„An den drei Eichen mögen sie vorüber sein. Sperrt darum an der Wildnis den Weg und sagt,

daß ihr keinen über unser Gebiet lassen dürft. Und wenn sie dann mit mir reden wollen, bringt sie hier herauf."

„Wir werden sie dir bringen, Marc."

„Behandelt sie höflich," sagte er ihnen noch und wartet.

Nach einer halben Stunde denkt er, daß seine Reiter die Fremden an der Wildnis abfangen. Nach einer weiteren halben Stunde ist er überzeugt, daß die Herren drunten an seinem Hause absteigen. Und dann hört er schon Stimmen hinter der nächsten Sandwand. Er hört seine Reiter sagen: „Dort steht Marc Thibâ."

Aber Marc Thibâ geht, als habe er nichts vernommen, hinter der Sandwand heraus und sieht, daß zwischen sich und den Fremden eine breite und tiefe Sandkuhle liegt. Da tritt er in eine Roßherde hinein, greift in eine Pferdemähne, schwingt sich auf, nimmt mit dem fauchenden Roß einen Anlauf und setzt über die Kuhle zu den Fremden hinüber, springt wieder ab und fort saust das langschweifige Roß.

„Salut!" tritt zu den Herren. Was sie von ihm wollten? Die Erlaubnis, über sein Gebiet setzen zu dürfen, und jetzt auch die Erlaubnis, diese höchst eigenartige Roßzüchterei in Augenschein nehmen zu dürfen. Sie seien auch „vom Bau", Händler der britischen Remontenkommission.

„Kann England seine Kavallerie nicht mehr selber stellen?" fragt Marc Thibâ ohne ersichtliches Interesse.

„320 000 gesunde Pferde, die zu beschaffen sind, ist viel, wenn man bedenkt, daß die Remontenkommission nur Vierjährige ankauft."

„Tonnerre! der Kontinent kauft ihnen das beste Material weg, die fixen Dreijährigen."

„Das ist das Elend, so bleiben den Briten nur fehlerhafte Vierjährige."

„Wieviel kann England zu den 320 000 stellen?"

„Etwa ein Viertel."

Da spannen sich in dem kräftigen Körper die Sehnen wie zu kühnem Anlauf. Doch spricht Marc Thibâ gelassen: „So blieben noch 240 000 Pferde zu beschaffen."

„Welchen Bedarf wir in Belgien, Frankreich und Deutschland zu decken haben werden.“

„Die Remonten Ihrer Armee müssen kräftig sein, zähe.“

„All right.“

„In jeder Witterung ausdauernd, in jeder, denk' ich, — wie etwa die Pferde der Thibâ-Farm, die auch im Winter auskampieren.“

„All right.“

„Urwüchsig, das heißt in ihren Naturinstinkten bis zur höchsten Intelligenz entwickelt. Ich würde das bei einem Menschen Mutterwitz nennen. Der Mutterwitz des Pferdes ist seine Geistesgegenwart bei allen Zufälligkeiten — wie etwa die Pferde der Thibâ-Farm, auf die der Reiter unter allen Umständen, unter a l l e n, meine Herren, rechnen kann.“

„All right“ sagen wieder die Herren und schütteln Marc Thibâs Hand und gehen mit ihm in die gelben Berge. —

Man kann nicht sagen, daß auf dem Fahrwege am schimmernden Rande der Wildnis viele Leute sich Guten Tag wünschen, denn viele Leute begegnen sich nicht, wo die weiße Wildnis in die Unendlichkeit hineinläuft und der Sturmwind den Kalkstaub zu gigantischen Wolken auffegt. Es hat noch keiner sich wieder heimgefunden, hinter dem die weiße Windhose hertrieb, schnaubend wie der wilde graue Mann, der mit leichenweiß flatternden Gewändern die schimmernde Wildnis durchrast. Der graue Mann, der ein Roßdieb war, und dessen arme Seele irgendwo in einer tückischen Kalkgrube sich von dem verfluchten Körper trennen mußte und nun ruhelos irrt.

Eine weiße Windhose war dahergefegt und hatte Fahrstraße mit Mehlstaub überschüttet. Eine Hufspur führt hinein, ein Reiter hält an, beschattet die Augen. An seinem Hut flattert das grüne Band der Pferdeknechte von Kindlein Jesu. Reitet zurück und meldet, daß kein Wagen in Sicht.

Als die Tagschatten länger werden, liegen wieder im Mehlstaub der überschütteten Straße die Schatten

von Roß und Reiter. Unbeweglich, wartend, auslugend.

Ein Hund schnuppert am Boden, ein englisches Windspiel. An seinem Halsband die Medaille der Urvilles: die ausgestreckte Hand. Nimmt kurze Wendung und läuft zurück. In dem Wege zur Eliashütte schlägt er plötzlich laut an und rast mit langgestreckten Läufen einem Phaethon nach. Beau Urville ist der Lenker, Wellem das Dienerchen. Ehe das Gefährt die Wendung um die mächtigen Holzbarren nimmt, dreht sich Urville noch nach dem Herrenhause um, grüßt mit gesenkter Peitsche zurück. Da meint auch Wellem, er müsse sich umdrehen, und da sagt Urville, daß er ihn hinunterwerfen wird. Im übrigen hat nun Wellem auf den Sportnamen „Lump“ zu hören, das Windspiel aber auf „Lord“.

Mit dieser und jener veränderten Sachlage sind freilich keine Umwälzungen auf Kindlein Jesu hervorgerufen worden. Zum Unterschied von „unser Frau“ nennt man Isidore „die Frau“. Die höheren Beamten sagen „Madame“.

Man erzählt sich jetzt auf Kindlein Jesu ungeheuer viel von Madame, die zur Haustoilette in gewählten Kimonos erscheint, lange schläft und sich furchtbar verwöhnen läßt. Man sagt, die Jungherrschaft werde nach Paris reisen und „Trousseau“ kaufen. Man sagt, sie wollten Gesellschaften geben.

Ja, und das alles sagt man hinter dem Sportwagen her, als man Madame vom Fenster aus dem Gatten nachwinken sieht. Dann geht Madame zu ihrer Mutter, und da sie sie auf der Diele trifft, denkt sie, daß wieder die leidigen Geschäfte abzuwickeln sind. Und sie ist doch so glückselig oberflächlich in ihrer jungen Ehe geworden.

Aber die Frau ist nicht beschäftigt, sie scheint die Tochter zu erwarten. „Ich bin für den Nachmittag frei, Mutter,“ sagt Isidore, „weißt du etwas mit mir anzufangen?“

„Er macht also wieder seine unsinnigen Touren. Abgesehen von Hühnern und Kindern hat er auch letzthin eine schwerhörige Frau angefahren.“

„Was soll er denn sonst machen?“ fragt Isidore fast gekränkt. Die Frau sieht ihr gelassen zu, wie sie noch das Fenster hochklappt, um am Horizont vielleicht ein Zipfelchen seines Schattens zu sehen. „Er wird sich einmal den Hals brechen,“ sagt die Frau trocken.

Da hört sie eine tiefe inbrünstige Antwort: „Gebe Gott, daß ich dann mit ihm bin.“ Sie starrt noch in die Weite, da streicht die Frau sich heimlich über Stirn und Augen, als schüttle ihr das gestoßene Mutterherz ein paar Tropfen herauf. Isidore kommt und setzt sich auf das Brunnenbecken neben sie. „Warst du auf der Rennbahn, Mutter?“ fragt sie mit stolzem Lächeln. „Maurice hat sie nach der Anlage von Yorkshire umbauen lassen.“

„Mit einem Kostenaufwand von zehntausend Franken. Dein Mann gedenkt nun die Handicaps auf dieser Bahn zu veranstalten. Hat sich schon aus Sportkreisen beschicken lassen.“

„Sein Privatvergnügen.“

„Das Privatvergnügen operiert mit unsrem besten Pferdematerial, verschlingt obendrein für die jedesmaligen Turf-secrets achttausend Franken. Turfgeld wird ja nicht erhoben.“

Isidore steht auf, tritt wieder ans Fenster. „Aber was soll er denn machen? Du hältst ihn aus der Farm fern. Du zeigst ihm deutlich genug, daß er der bezahlte Gatte deiner Tochter ist, nichts weiter. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als seine Betätigung so einzurichten, daß sie nicht in deine Befugnisse eingreifen und er deine Wünsche respektieren kann.“ Sie geht erregt einige Schritte. „Nehmt ihm doch nicht alles aus der Hand.“ Hält inne, da auf der Treppe der Stallmeister auftaucht. Er macht keine seiner derben Anspielungen auf die Madame, kommt eiligst auf die Frau zu und sagt: „Die Engländer kommen nicht.“

„Hat man nach ihnen geschickt?“

„Auf der Fahrstraße nichts bemerkbar. Jim aber kommt mit der gottverdammten Nachricht, daß sie an der Wegkrümmung von Reitern der Thibâ-Farm abgefangen wurden.“

„Und?"

„Sie stiegen in die Berge."

Da verliert die Frau zum ersten Male ihre Selbstbeherrschung: „Lieber Nikolai, ich weiß noch immer nicht, ob sie zurück- oder weitergefahren sind."

Der Stallmeister eilt an die Treppe zurück. „Der Pferdejunker wird den Bescheid bringen." Er winkt den soeben eintrabenden Reiter her. Der ruft schon von weitem: „Zurückgefahren. Pferdebedarf auf Thibâ-Farm gedeckt."

Der Stallmeister wendet sich zur Frau zurück. Er hört sie langsam sagen: „Marc Thibâ sorgt, daß wir ihn nicht vergessen." Und nichts weiter. Die Angelegenheit ist für sie erledigt.

Nicht so fürs Personal. Unversöhnlicher Groll flackert auf gegen die einsame Farm in den wilden Bergen, ein tiefer, grimmer Groll.

Die Frau sitzt mit Nikolai und arbeitet mit ihm, bis die Abendschatten fallen. Dann stäubt an der Eliashütte wieder das Phaethon auf, rasselt in die Remise ein. Knechte nehmen das dampfende Pferd in Empfang. Schnell, so daß der Staubmantel um seine eiligen Schritte raschelt, kommt Urville auf die Diele.

„Wenn ihr für die Engländer Wimpel gehißt habt, dann stoppt nur wieder. Die Schnapphähne des Herrn Banditen aus den Bergen haben sie aufgegabelt. Sause auf der Fahrstraße ihn, bien, und wer steht da? Der Herr Bandit in der Räuberbluse auf dem Katzenbuckel seines Sandberges, der bei ihm die Halluzination erweckt, der Erdglobus zu sein. Enfin, er sperrte mir die Passage, es sei sein Gebiet."

Mit halblautem Fluch wendet sich der Stallmeister zur Frau. „Sperrt er uns die Fahrstraße, müssen wir auf einer andern Seite durchkommen, sonst seun wir ummauert. Ich bitt' dich, Frau, laß die Feldbahn weuterführen, dann haben wir Durchfahrt durch die Wälder."

Die Frau sagt hart: „Auch in dieser Richtung wird der Herr der gelben Berge uns die Passage sperren können. Die Sandhügel ziehen um unsere Wälder."

„Ist sein Land so groß?“ fragt Isidore.

„Es sind Ödländereien, die seinen Vorfahren aus Vasallendiensten zufielen.“

Der Stallmeister reckt sich, als müsse ihm der runde Rücken zerbrechen. „Dunnerschlag, was vermag der gegen die Königsfarm?“

„Nein, noch nicht,“ sagt ruhig die Frau. Urville stößt heftig seine Hände in die Rocktaschen.

„Bien, also wird's ein Wettrennen. Aber wenn dieser Fürst über Sand und Stroh ein nennenswerter Gegner der Königsfarm wird, so muß man nun die Zeichen der Zeit verstehen, und aus Altem und Übernommenem heraus sich weiter entwickeln, moderne Errungenschaften sich zunutze machen. Wenn Viktor Hugo schrieb: „Im zwanzigsten Jahrhundert werden tot sein der Krieg, das Schafott, der Haß, die Grenze‘, so hat er gewiß an diese letzten Möglichkeiten höchst entwickelter Kultur unsre Mitarbeit geknüpft. Überlassen wir also diesem Sandkrämer, was keine Zukunft mehr hat: das Pferd.“

Die Frau ist, während er spricht, an das Brunnenbecken getreten. Von dort aus fragt sie, ohne sich umzudrehen: „Und welches sind die letzten Möglichkeiten der Königsfarm?“

Eine Frage, die Urville hätte zur Vorsicht mahnen sollen. Doch beginnt er nun lebhaft seine Pläne zu spinnen. Man soll die Felder der Wildnis auskalken, großartiger technischer Betrieb. Und dann: Rennbahn nach berühmten Mustern einrichten. Millionen zu verdienen.

Da sagt in kaltem Hohn die Frau: „Die Farm ‚Kindlein Jesu‘ ein Sammelplatz für Turfspekulanten und Kalkbrenner.“ Urville bleibt sehr höflich.

„Man muß die Zeichen der Zeit verstehen. Die Roßfarm hat ihre Glanzheit g e h a b t.“

Aber die Frau in düsterem Groll: „So will ich die nicht sein, unter der sie diese Glanzzeit verliert. Die Cornélys haben ihre Tradition, Herr Urville.“

„Bon, so bleibe den Cornélys die Vergangenheit, den Urvilles die Zukunft Madame. Geben Sie mir

freie Hand, meine Pläne nach dieser Richtung hin auf das Renommee der Urville auszubauen."

„Ich billige Ihnen keine andern Pläne zu, als das Erbe der Königsfarm zu respektieren."

„Er bittet dich darum," fleht Isidore, „gib ihm eine Tat in sein Leben."

„Sage deinem Manne, wo er seine Taten zu vollbringen hat."

„Gibst du ihm Raum, Mutter?"

Die Frau richtet sich auf: „Den Raum hat er, den er verdient. Rechte verschenke ich nicht, sie müssen erworben werden. Dein Mann ist gewiß klug und hat vieles gelernt, aber," und nun kringelt das seltsame Lächeln um ihre Augen, „Pferdeknecht sein, hat er nicht gelernt, und das muß eben der Herr von Kindlein Jesu lernen."

Dann ist sie mit unvermindert freundlichem Kopfnicken an ihnen vorüber.

Der Oberstallmeister zwingt sich in sein derbes Lachen: „Donnerluderlappen, so verhaßt mir der Marc Thibâ ist, aber eunes möchte ich ihm für dich stehlen, die Miststiefel." Und stapft die Treppe hinunter.

Urville drückt seine Sportmütze in den Kopf. „Du siehst, ich muß der Firlefanz bleiben, der an der Fahnenstange der Cornélys baumelt."

„Oder —?"

„Oder den Pferden den Wanst bürsten und ihre Exkremente auf der Schippe entgegennehmen. Ich habe wirklich keine Neigung dafür."

Da tritt sie dicht vor ihn, legt die Arme um seinen Hals. „Wenn du das aber für deine kleine Frau tun wolltest?"

„Müßte ich der kleinen Frau sagen: Unmöglich!"

„Unmöglichkeiten bestehen nicht bei Cornély!" ändert sie den Ausspruch Napoleons ab.

„Umsomehr bei Urville!"

„Das ist feige!"

„Das ist weise!"

„Adieu, mein Herr!"

„Adieu, Madame!"

Mit verschränkten Armen lehnt er am Treppenknauf und sieht ihr nach, ganz furchtbar ernsthaft, und sie geht langsam und sehr langsam, als sie der Tür sich nähert, steht dann in der Tür, dreht sich vorwurfsvoll um, ihre Kinderaugen voller Verwunderung: „Du kommst mich nicht holen?!"

Da ist sie süß, da ist sie hinreißend, da möchte der Beau Urville wahrhaftig Pferdeknecht werden, da fängt er sie in geöffneten Armen auf und möchte sie davontragen, aber autsch! sie hat die feste Schwere der Cornély. Lacht ihn aus. Und wieder todernst: „Auch nicht den Versuch willst du machen?"

„Nicht einmal den Wunsch dazu habe ich. Verstehe das doch, Isi. Du würdest das einem eurer Rosse nicht antun wollen, nicht wider seine Natur angehen. Sieh dir ein Rennpferd an, oder ein Militärpferd, das man einspannen will und zum Ziehen trainieren. Durch Peitschenhiebe angefeuert stößt es ins Geschirr und bäumt wieder zurück, es wird keinen Puppenwagen anständig fortbewegen können. Siehst du, solch ein Rennpferd bin ich, und ihr wollt mich zum Ackerschimmel machen. Man kann doch nicht aus seiner Haut."

„Dann müßte ich einsehen, daß ich dich nicht hätte aus deinem Lebenskreise zu uns herüberholen dürfen."

„Könntest du dir den Boden von ‚Kindlein Jesu' unter den Füßen wegziehen lassen?"

Sie sieht an ihm vorüber und in die uralten Lindenbäume und weiter und ganz weit. Und sagt leise: „Du hast recht, wir können nicht aus unsrer Haut."

Er umfaßt sie und sie gehen ins Haus zurück. Im Hausflur, wo die blauen glatten Steine ihr glückliches Bild widerspiegeln, steht Isidore plötzlich, fragt: „Du sagst, daß er in seiner roten Bluse dort stand?"

„Denkst du an Marc Thibâ?" — „Ja."

Sie zögert, geht dann weiter. Urville sieht sie an. „Du möchtest noch etwas sagen?"

Dann steht sie wieder. „Warst du ihm so nahe, daß du hättest Einzelheiten sehen können, daß du hättest zum Beispiel seine linke Schulter sehen können?"

„Nein, so nahe war ich nicht. Fürchtest du, daß er mich einmal niederschießen wird?“

„Ja, vielleicht fürchte ich das,“ geht ihm hastig voraus, gequält von der Heimlichkeit und der Lüge, die sie fürchtet preiszugeben. Sie möchte Urville jetzt lange nicht mehr sehen — einen ganzen Nachmittag, was sehr lange ist. Da sieht sie ihn einen ganzen Tag nicht, und zum ersten Male weint sie nicht darüber und wird von ihrem Manne brav gelobt, daß sie nun so vernünftig sei. Er hat das Rennen, er muß zum Turf, Ob er die Herren im Turftürmchen zum Frühschoppen nehmen soll? Er wird der Maman schon zeigen, was eine feudale Turfstation in der Welt bedeutet, die Maman soll einsehen lernen — und so weiter. Wiedersehn!

Mit ihm hinaus ist viel Lebensfreude aus dem alten Herrenhause. Isidore fühlt die große Einsamkeit und denkt, daß alle Stunden nicht mit der Liebe auszufüllen sind, und daß auch ihr einmal der Drang kommen wird, aus dem süßen Nichtstun der jungen Ehe heraus ihre Kraft zu zerteilen. Der Mann tut's von Anbeginn. Was also wird Isidore von „Kindlein Jesu“ tun, wenn einmal die Kraft der Cornély sie aus dem süßen Nichtstun herausdrängt? Wenn sie ihrer Mutter davon spricht, wird sie in kurzen einfachen Sätzen ihre Geschichte sagen: Als mein einziges Kind zur Welt kam ...

Da wird Isidore aufgestoßen von heftigem Herzklopfen. Ein Taumel erfaßt sie. Sie tastet sich hinaus, sie muß Luft haben zum Atmen. Eilt zur langen Terrasse des Innenhofes, über den die Brückchen führen zum unbewohnten Flügel des Hauses. Steht und ringt in langen Atemzügen. Steht still an der mit farbigen Scheibchen eingelegten Tür. Die ist nicht wie die übrigen eingerostet im Staub, sie ist sogar nicht einmal fest im Schloß. Mit energischem Ruck versuchte Isidore sie zu schließen, besinnt sich dann und drängt mit etwas Anstrengung die Tür auf. Ein quietschender Ton schwirrt in die Stille des Hofes. Im selben Augenblick geht jenseit des Brückchens an

den Wohnungen des Personals eine Tür auf, Wellemchen lugt heraus, lauert herüber, sieht auf der Terrasse die Tür um eine Spalte offen und kriecht auf allen vieren übers Brückchen. Seine Augen schielen scharf herüber, kriecht, schleicht, lauert — stutzt. In dem verwunschenen Zimmer wird ein Stuhl geschoben, ein Schrank zugeklappt, und so ganz und gar nicht heimlich. Gegen die massive Schranktür muß sich Isidore mit der ganzen Kraft ihres Körpers stemmen, um sie in den Verschluß zurückzudrängen. Auf dem stark ausladenden Gesimse klirren unter der Wucht des Stoßes die Zinnkrüge und altdeutschen Humpen. Sie begreift nicht, warum der Schrank offen steht. Da sie nicht imstande ist, die riesige Tür zu schließen, rückt sie zwei dunkel gebeizte Eichenstühle dagegen. Es fällt ihr auf, daß ihre Sitze nicht bestaubt sind, auf einem liegt ein Ebenholzspielbrett mit einer Perlmutterkante, die in zierlichen Figürchen um das Brett herum sich hinzieht und die Jahreszahl 1612 trägt. Das Brett ist benutzt, es ist sogar sauber gereinigt. Mehr neugierig als verwundert läßt Isidore ihre Blicke durch das alte von Jahrhunderten durchgeisterte Gemach hingleiten, und da entdeckt sie auf dem Spinett die Stelle, wo man das Spielbrett aufgelegt hatte. Der Staub ist fortgewischt, glatt glänzt das Mahagoniholz — mehr noch, sie bemerkt Fingerabdrücke, schmal und lang, sie wüßte im Hause und nicht in der Roßfarm eine Hand, die so schmal und lang ist. Aber doch: Jetzt beugt sie sich tief herab, jetzt ist sie interessiert. Beau Urvilles schlanke, schmale Hand. Und da und dort Fingerabdrücke nicht von Urvilles Hand, sind kurz und mager, an den Fingerspitzen breit schaufelnd. Diese Hand liegt so, daß jemand Urville gegenüber gesessen haben muß, zwischen ihnen das Spielbrett. Ihr Herz rast los. Ist das so? Was kombiniert sie denn? Hört sie etwas? Ein Schurfen gegen die Tür. „Wer ist da?"

Ein eilig sich entfernendes Schurpsen. Sie fliegt an die Tür. Steht und alle Schwere sinkt von ihr. Wellem kriecht, hüpft wie ein Frosch, um schleunigst davonzukommen. Da ist Isidore hinter ihm her, rafft ihn auf.

„O, Filou! komm mit mir." Faßt ihn an seinem roten Dienerröckchen und stellt ihn vors Spinett. Ein ganz unsinniger Gedanke steigt ihr. „Bien, also du spielst hier?"

Wellemchen schüttelt verneinend mit allem, was ihm in seinem langen Körper zur Verfügung steht, tatscht seine platte knochige Tatze auf die kurzen Fingerabdrücke.

„Is zu groot," beteuert er zum Überfluß und im hitzigen Eifer ihr Flämisch samt seinem Decher Platt als Hilfstruppen zu seinem jammervollen Französisch alarmierend.

„Aber hier?" und Isidore deutet auf den Abdruck der langen schmalen Hand.

„Is vom Herrn, Monsiö, Mynheer!" Da hat Isidore eine große Furcht, weiter zu fragen. Sagt da Wellem kurz und schnell und flüchtig auf die kurze schaufelnde Hand tippend, als könne er sich verbrennen: „Das da Bebelle. Is 'n Luder!"

Soll Isidore schreien, daß sie in der Farm zusammenlaufen, soll Isidore sich niedersetzen und sterben?

„Sie spielen, nicht wahr?" fragt sie ruhig, ihr Gesicht ist wie eine Totenmaske.

„Ja, und als emal singt et. Wie die Mädcheren van den Cramignon, f ö n n e f auf einmal hat et jesungen und der Herr, Monsiö, hat jelacht, daß er fast kollrig weäd, und das jeck Schwad hat immer jesungen." Er reißt den Mund breit, und sehr verwegen: „Ich hab gemeint, daß et wieder hier tät sein, dann hätt' ich ihm mal die Angs op e Liep jemacht. Das frech Zubbel maust auch in den ollen Kasten hie, jawoll!" Und steht mit geballten Fäusten und freut sich, wenn er einmal dreinschlagen kann, aber hinterrücks oder bei verschlossener Türe. Wellemche ist kein Held der Öffentlichkeit. Nun kommt's ihm aber sehr „korjüs" vor, daß die junge Madam sagt: „Du schleichst hier herum. Ich wünsche das nicht." Er steht mit langhängenden Armen und sehr geschlagen.

Fragt da noch die junge Madam: „Liegst also hier auf der Lauer?" Sein angegriffenes Ehrgefühl eifert dagegen.

„Brauch' ich nich, Madam; wenn hier nur wat wischpelet wird — schellt et drunten." Bückt sich pfiffig blinzelnd zu Boden. Er hat da etwas Großartiges gedeichselt, sie soll mal gucken, einen Draht unten an der Tür angebracht, wenn sie aufgedrückt wird, zerrt sie an dem Draht, der wiederum weitergeleitet ist durch die Terrasse hinunter an die alte Schelle zum verschütteten Keller, so daß die verrostete Schelle klirrt, wenn jemand die Terrassentür öffnet.

Nun übersteigt Isidorens Neugierde wieder augenblicks ihr Entsetzen. Der verschüttete Keller — die alte Schelle, aber davon weiß sie nichts.

Wellemchen erklärt wissend: Im Erdgeschoß unterm Mittelflügel, wo das Gerümpel untergebracht und noch der Ziehbrunnen sei für die Küche. Und wo die Herrschaft nie hinkomme, fügt er mit einer weiten, abweisenden Armbewegung bei. Dann wartet er demütig, was die Madam noch sagen oder tun wird, vielleicht schimpft sie ihn, er läßt sich gern von Madam schimpfen. Aber sie rückt an dem Spielbrett, als stände da nicht mehr mit hängenden Gliedmaßen der lange Wellem. Er schreckt ordentlich auf, als sie ihm auf die Schulter haut und ihn fortweist: „Geh, du dummer Troll! Laß sie spielen!"

Er schlappt hinaus, er äugt nach ihr zurück, er wird trotzdem — Da ruft sie wieder an.

„Unterm Mittelflügel sagst du? Also, wo wir wohnen? Und dann klirrt die Schelle? Ach, geh, dummer Mensch!" Doch steht er noch und äugt nach ihr.

„Willst du gehen!" zürnt sie. Da geht er wie ein geschlagener Hund.

In dem feinaufwirbelnden Staub und der Moderstille steht Isidore. Ihr Blut wallt nicht mehr. Ihre Hand ruht noch auf dem Spielbrett. „Sie spielen," sagt sie ohne Beben. Warum soll es sie umwerfen? Entchenspäße! Warum hat sie sich gequält um i h r Geheimes? Es hat jeder seinen heimlichen Winkel in sich. Auch er, auch sie. O, ist das möglich? Tritt hinaus und schließt, drückt auch die Tür wieder auf, horcht.

Es klingt die alte Schelle. Dumpf drunten. Nun weiß sie, wie die alte Schelle klingt. —

Beau Urville kommt mit Siegermiene, denn beim Turf war's tipp topp. Mit glänzendem Erfolg abgeschnitten. Prima Wetten. Die Sache macht sich. Weiter ausbauen. Internationale Rennbahn Belgiens. Turf Urville. Klingt feudal. Maman wird noch Augen machen, hein? Ochsenäugig wie die Juno, hein?

Wieviel Flaschen „geworfen" wurden, möchte Isidore wissen. Sein Gesicht glüht. Und dann gähnt er müde. Streckt sich aus, legt den Kopf in ihren Schoß, schläft.

Sie denkt, daß er einen leichten Rausch hat. Pläne, die er im Dusel spinnt — was weiter! Aber als er nüchtern ist, hängen seine Pläne noch im Dusel. Von der Wildnis redet er, von der schimmernden Wildnis und den Kalkfeldern. Man habe ihn angegangen, warum man sie nicht ausnutze. Bien, er will sie ausnutzen. Neben der Roßfarm das weltberühmte Unternehmen Urville! Wird die Maman mal mit ihrer Starrköpfigkeit übertrumpft. Ein Haus gebaut — was, ein Haus? Ein Palast! Ein Schloß! Palais Urville! Wenn Maman nicht so knauserig wäre, weißer Marmor. Ein Schloß mit zwei Türmen, hoch genug, daß es dem Herrn Banditen in die gelben Berge hineindunkle. Famose Idee. Was Frauchen dazu sage?

„Du willst also ein Schloß bauen von weißem Marmor," stellt sie fest.

„Ein Lütticher Baumeister soll herüber und die Pläne anfertigen."

„Ein L ü t t i c h e r Baumeister soll es sein."

„Ah, Chérie!" sagt er innig, „ein L ü t t i c h e r Schloß will ich mir bauen lassen. Aber das Grandiose, ja, denke dir das Grandiose. Keine Versailler Gärten, keine englischen Anlagen. Rücke näher, Chérie — so! und dann schließe die Augen. Das mußt du mit geschlossenen Augen hören. Das muß dir feenhafte Illusionen geben. Hörst du auch?"

Und sie leise in seinem Arm: „Ja, ich höre."

„Die Kalkfelder, die da wie eine schimmernde Schnee-

ebene sich ausbreiten, werde ich aufarbeiten lassen zu Riesengrotten und imitierten Gletscherpartien. Ich werde einen entsprechenden Pflanzenwuchs eingarten lassen, der die wunderlichsten Lichteffekte auf den weißen Feldern hervorbringen wird. Es wird ein Weltwunder, ein Rubensscher Liebesgarten. Ist das Werk einmal soweit gediehen, wird Maman mich nicht im Stich lassen. — Jetzt öffne die Augen und sage etwas, chou."

„Ich höre noch immer."

„Worauf hörst du noch?"

„Auf die Kalkgruben, die du ausnutzen willst."

„Das läßt man zwischendurch besorgen. Erst das Dekorative, der Pomp, die Visitenkarte. Morgen schreibe ich nach Lüttich. Was gibt's? Du zuckst."

„Hörst du unter uns — die alte Schelle?"

„Die alte Schelle! Du gehst ja jetzt wohl zu deiner Mutter."

„Und du?"

„Deinen Altvordern die geheimen Taschen säubern. Weißt du, drüben in dem alten Nest ist köstlich viel Wissenswertes."

„So nimm mich mit."

Da steht er auf, zupft seine Weste herunter. „Gehe du nur zu deiner Mutter, meine Süße. Ich werde dir überwältigende Dokumente deiner Ahnen vorlegen können."

Sie hält die Tür in der Hand und sieht ihm nach. „Ich hoffe, daß du über den Dokumenten auch ein bißchen Vergnügen findest."

„Ohne Zweifel."

Um die Ecke des Korridors fällt ein fahler Schein von dem Glasbau her und spiegelt die blauen Steine blank. In diesem Glanz steht Urville und nickt noch zurück und verschwindet um die Ecke und auf die Terrasse zu. Geht leise pfeifend. In die halbgeöffnete Tür steckt er den Kopf. „Eh, Entchen, Laut geben!"

„Pst!" macht sie hinter der Schranktür. „Lump schleicht hinter mir her wie Othello, er ist eifersüchtig."

„Ah, auf mich, Kanaille? Ich denke, daß er der Vierbeinige meiner Frau ist."

„Monsieur Beau, ich werde nicht weinen, wenn ich seine Gunst mit Madame teilen muß.“

„Entchen!“ Er stößt einen drohenden Pfiff aus. „Finger ab von meiner Frau!“

Ihre Mundwinkel hängen herab. „Ich bin untröstlich, es an der untertänigsten Unterwürfigkeit mangeln gelassen zu haben.“

Er stäubt das gewirkte Kissen aus, wirft es auf einen Stuhl und setzt sich darauf. „Höre mal, du Rackerchen, du zupfst wohl meiner Frau das Haar aus, wenn du es bürstest? Mache mir keine Dinge. Du hast verteufelt Glück, hier zu sein. Wenn die teure Maman einmal ein schielendes Auge auf dich wirft, dann kannst du Retourkutsche nehmen, du verdammtes Entchen.“

„Beau Urville wird mich mit Zangen halten.“

„Beau Urville wird nicht dumm sein.“

„Bin ich Ihnen nicht ergeben?“

„Famos sogar.“

„Eh bien?“

„Eh bien?“

„Sie können doch hier in dieser Lavendelkiste wahrhaftig eine brave Lütticher Freundin brauchen.“

„Selbstverständlich! und was hat die brave Freundin mir weiteres aufgeschnüffelt?“

„Hier!“ Sie wirft ihm ein Päckchen Papiere zu, daß der Staub aufquirlt. Ungehalten springt er auf, stäubt seine Rockärmel ab.

„Willst du wohl achtgeben!“

„Pardon!“

„Gelesen?“

„Der Herr schreibt eine sonderbare Klaue, statt ‚ais‘ schreibt er ‚ois‘.“

„Altfranzösisch. Was schreibt er?“

„Liebesbriefe so derb wie Galgenzettel.“

„An seine Frau Marianne?“

„Hat der Mann vielleicht zwei Frauen verbraucht?“

„Das müßten wir nachsehen, Entchen.“

Eilt an den Schrank. Das Buch mit dem Geburtsregister der Cornélys liegt aufgeschlagen. Urville sieht das Mädchen an. „Schon geschnüffelt?“

Da fallen ihre Mundwinkel in tiefen Linien herab. „Der edle Herr Céleste Godefreind hat sein zweiseitiges Verhältnis so eingerichtet, daß die Frau Marianne den mittleren Flügel bewohnte und die Geliebte, genannt Jeannetta, die er in den Briefen mit Pferdsnamen kost, in dem Flügel drüben überm Innenhof."

„Entchen, das ist eine Entdeckung, die der Amerikas nicht nachsteht. Der hochgemute Céleste Godefreind, ausgerechnet dieser Edelknochen, als arger Don Juan! Entchen, das wird die lustigste Komödie, die ein verrücktes Hirn sich ausdenken kann." Setzt sich und faltet das Bündel auseinander. Bebelle tritt nun völlig hinter der Schranktür heraus. Ihr Gesicht zeigt verächtliche Gleichgültigkeit. Was geht sie die Herzschwäche des vermoderten Céleste Godefreind an? Was gehen sie die Menschen an? Sie ist auf der Welt, um ihre Vorteile abzuwägen, weiter nichts.

Der helle Tag bricht durch das Orangeglas der Tür herein und fließt über Urvilles gebeugten Kopf hin. Wenn der sie geheiratet hätte, würde sie ihn jetzt erwürgen. Also, Madame la reine, gönnt sie ihn dir. Und lächelt mißgünstig. Sie hatte in dem steinalten Hause an der Maas keinen Anlaß gefunden, anders zu sein.

Hinter Urville tretend, sagt sie mit dünner verhaltener Stimme: „Lesen Sie den Brief mit den gemalten Initialen. Céleste Godefreind mußte doch wohl irgendeine geheime Verbindung mit seiner Jeannetta herstellen."

„Aber ganz recht!" Springt auf und an die Tür. „Dieses Brückchen, die Liebesbrücke!"

„Nein, nicht die Brücke," sagt die dünne Stimme.

„Nein, nicht die Brücke," sagt auch Urville, „sie sind neuerer Bauart."

„Und ich wüßte auch nicht, ob der gestrenge Herr seine Liebeswege jedermann vor die Nase baut."

„Verdammt logisch."

„Im Brief mit den Initialen finden sich Andeutungen."

Er setzt sich lachend, glättet das Blatt auf den

Knieen. „Céleste Godefreind, wie danke ich dir, daß du eine so große Schmach wirst für eine gewisse Frau, die für einen gewissen Mann zur Schwiegermutter wurde!“

„In dem Brief ist von einer Glocke am Keller die Rede.“

„Die Glocke, die mir in die Stube tönt, wenn jemand in die Zimmer der alten Terrasse geht. Hast du bemerkt, daß diese Verbindung durch einen neuen Draht wieder hergestellt worden ist?“

„Das hat der Affe, der Lump, gemacht. Ich sagte Ihnen doch, er ist eifersüchtig wie Othello. Für Jeannetta war damit das Zeichen gegeben, daß der Gestrenge nahte, wer weiß, ob sie nicht durch dieses Signal sich vor Überraschungen schützen wollte. Wäre entzückend, nicht wahr? Und wissen Sie, der Gestrenge benutzte dann einen unterirdischen Gang —“

„Du hast Phantasie, Entchen, du könntest dichten.“

Jetzt ist sie an der Tür, winkt ihm. „Sehen Sie, sehen Sie, drunten im Hof die Rinne. Man hat den Keller und den Gang zugeschüttet, aber im Lauf der Zeit hat sich die Erde ‚gesetzt‘ — enfin — und so wurde die Rinne, die uns nun die genaue Richtung des früheren Ganges verrät. So, jetzt wissen Sie es, nun machen Sie ein Indianergeheul, ich schlage Takt dazu.“ Sie rafft den Federkiel auf und ritzt über die Saiten des Spinetts hin. Ein Klingklang, Simsum, das Lachen Urvilles dazwischen und die raschelnden Schläge mit dem verräterischen Brief aufs Knie. Da wird ein unverhoffter Beifall von der Terrasse aus.

„Bravo! Bravo!“ ruft jemand und klatscht in die Hände. In das Orangelicht der Türe tritt Isidore, im roten türkischen Morgenrock, um so auffallender ihr todbleiches Gesicht. Und da beide vor Überraschung kein Wort sagen können, nickt sie lächelnd.

„Aber weiter, weiter! Es ist doch gewiß die Musik, die ihr in Lüttich gewohnt seid.“ Dann kann auch sie kein Wort mehr hervorbringen. Er sieht ihre bebenden Lippen und hat seine Fassung wieder. Rafft die Blätter zusammen.

„Allerdings, aber nur Lieder ohne Worte. Den Text, meine Liebe, den Text,“ er steckt die Briefe in die Brusttasche, „wollen wir beide unter die Melodie setzen.“ Er reicht ihr den Arm, um sie hinauszuführen, „darf ich bitten?“

Sie setzt sich auf den Stuhl, von dem er aufgestanden. „Warum denn? Bleib doch, Lieber. Spielt mir eure Komödie vor, ihr werdet eine aufmerksame Zuschauerin haben.“ Und dann bricht ihre Selbstbeherrschung zusammen. Sie könnte in einer Komödie wirklich bloß Zuschauer und nicht Spieler sein. Wirft sich über die Stuhllehne und weint, weint — jetzt wird sie sich totweinen.

„Monsieur Urville!“ sagt Bebelle, „Sie werden erklären müssen, warum ich hier bin.“

Ei, da schnellt Isidore auf. Hoch steht sie, als müsse sie über diesen beiden um Kopflänge hinausragen. Mit ausgestrecktem Arm weist sie zur Türe, stumm, mit flammenden Blicken nach Bebelle. Diese hält den Blick aus, aber sie geht.

„Na, na,“ sagt Urville in schlecht verhehltem Unwillen, „du machst eine Dummheit tragisch.“

Sie bauscht sich trostlos den breiten Ärmel ins Gesicht, schluchzt: „Ich möchte sterben.“

„Kind, wenn du stirbst, bist du wahrhaftig tot.“ Da trocknet sie ihr Gesicht.

„Ich kann auch ruhig sein, wie du siehst. Wir können nun mitsammen Witze machen.“ Aber als er lächelnd nahen will, stößt sie ihn in wilder Armbewegung zurück: „Treuloser!!“

Er steht erst und muß die Sachlage erfassen. Und dann lacht er los, lacht, lacht, wirft sich auf die dickverstaubten Kissen der Dielenbank, springt in unbändigem Vergnügen über Schemel und Plüschblöcke und — kurz und gut, macht das unsterbliche Gelächter, von dem Homer berichtet. Als er dann mit nassen Augen wieder in den Gesichtskreis Isidorens tritt, mit Staub überschüttet, Spinnweb am Rock, am Schnurrbart sogar, da kann eine jungvermählte und ein bißchen eifersüchtige Frau wirklich nicht anders, als zu den geweinten Tränen

ein paar gelachte zu befördern. Um ihre Sache indes nicht ganz verloren zu geben, sagt sie: „Du wirst zugeben müssen, daß sie eine zierliche Figur hat — eine graziöse Büste."

„Öde wie die Lüneburger Heide," was schon Heine von irgendeiner festgestellt habe. Und dann kann er es wagen, sich abstäuben und danach küssen zu lassen, wobei sie hinzufügt, daß sie Bebelle ihre Uhr schenken wird. Die Briefe werden sie mitsammen lesen. Es ist ja so ungeheuer interessant, daß der wilde Céleste Godefreind überhaupt ein Herz hatte. Urville aber geht nur in dem einen Gedanken auf: Das muß der Maman vorgelegt werden.

Isidore meint zwar, daß es geraten erscheine, einer späteren Generation diese Entdeckung zu überlassen. Doch versichert der besorgte Mann, daß es im Interesse des Hauses liege, den verräterischen Gang, der geradezu eine mißächtliche Grabschrift für den gestrengen Edeln vor aller Augen zu werden drohe, nicht noch deutlicher zutage treten zu lassen.

Aber Isidore weiß trotzdem noch die fürsorgende Absicht ihres Mannes zu verhindern. Da kommt die Frau selbst auf die Sache zu sprechen. Sie sagt, das Spinett sei von der Truhe gerückt worden.

„Der Schuldige bin ich," sagt Urville mit Wonne.

„Zu welchem Zweck?"

„Alte Sachen interessieren mich."

Und nach einer Pause die Frau: „Ich wünsche nicht, daß man die Terrassenzimmer betritt."

„Dann allerdings," greift in seine Brusttasche, „muß ich Ihnen das zurückgeben." Er legt das Päckchen vor sie hin.

„Was ist das?"

Er nimmt sich umständlich eine Zigarette. „Briefe des Herrn Céleste Godefreind."

„Die Sie in der Rocktasche nachtragen?"

„Feine Lektüre, Maman." Er flammt die Zigarette an.

„Es sind F a m i l i e n briefe, die achtet man."

„Meine Frau ist doch auch — Familie."

„Meine Tochter hat nicht den Wunsch, Indiskretion zu begehen.“

„Liebe Maman, niemand hat mehr bedauert als wir, daß der gestrenge Herr so unvorsichtig war, sich nach zwei Jahrhunderten noch selbst zu blamieren.“

„Was heißt das?“

„Lassen wir doch den guten Herrn selber reden,“ greift den betreffenden Brief heraus, beginnt zu lesen. Da liegt die Hand der Frau auf dem Päckchen. „Ich wünsche, daß diese Briefe ungelesen in die Truhe zurückgelegt werden.“

„Sie sind gelesen, Maman.“

„Man kann sich leider nicht gegen — Dreistigkeit schützen.“

„Sie wollen sich gegen die Wahrheit schützen, Maman.“

„Mein Gott, warum diese Feindseligkeit!“ ruft Isidore.

Da steht schon die Frau in ihrer vollen Größe und sieht auf ihn herab. „Monsieur Urville, rauchen Sie Zigaretten, und fahren Sie spazieren. Mehr verlangt man nicht von Ihnen.“

„Aber gewiß, ich werde sogar die Güte haben, mich ganz aus Ihrem Anblick zu entfernen.“

„Sie werden sich nach wie vor der Ordnung des Hauses fügen.“

„Soll es mir verwehrt sein, Herr im eigenen Hause zu werden?“

„Sie wissen die Statuten und haben sie bei Ihrer Verheiratung anerkannt.“

„Ich ignoriere sie, ich werde mir ein Haus an die Wildnis bauen, liebe Maman!“

„Sie werden ja allerdings noch vieles tun — wollen.“

Ein Hausdiener steigt die Treppe herauf und meldet: „Ein Baumeister aus Lüttich.“

Unbeweglich steht die Frau, ihr Blick drängt den Diener zurück. „Ich kenne keinen Baumeister aus Lüttich.“

„Pardon, Maman —,“ will Urville vor. Doch nach-

drücklichst die Frau: „Ich kenne keinen Baumeister aus Lüttich!" und eiligst verschwindet der Diener.

„So werde ich mir das Recht nehmen, ihn außer dem Hause zu empfangen," sagt Urville und stürzt davon. Ihm will Isidore folgen.

„Kind, bleibe!" hält die Frau sie zurück. „Wir müssen uns Rechenschaft geben, wir beide."

„Ich gehöre zu meinem Manne, Mutter," bebt ihre Stimme, und sie folgt ihm. Sie sucht ihn im Hause. Da sagt man ihr, daß er Hut und Überrock vom Ständer genommen und das Haus verlassen habe. Dann sitzt Isidore in der Einsamkeit und wartet, geht nicht zu den Mahlzeiten und wartet, verschließt ihre Zimmer und wartet und weint die Nächte und ist krank. Als der Spätnachmittag sein schwermütiges Licht hereinwirft, sitzt sie am Fenster und starrt. Da tastet jemand nach der Klinke, leise geht die Tür auf, Urville steht in der Spalte, den Mantelkragen aufgeschlagen, den Hut in der Stirn. Sie hätte gemeint, daß sie aufschreien müßte, wenn er zurückkommt, nun aber spürt sie, daß — plötzlich die Angst um ihn aus ihr heraus — sie ganz ruhig ist.

„Das hättest du mir nicht antun sollen," sagt sie gebrochen. Er legt aufklatschend den Stock auf den Tisch.

„Es wird gebaut, Frau Urville! Es wird wie verrückt gebaut, jawohl!"

„Willst du nicht ablegen?"

„Es wird gebaut, hörst du?" reißt den Hut ab und wirft ihn zwischen die Statuetten auf dem Kaminsims. „Wo ist Lump? Lump soll mir die Stiefel ausziehen. Ich verlange jetzt zwei Diener für meinen persönlichen Bedarf. Sage das der Maman."

„Geh schlafen, Maurice, du hast getrunken."

„Und werde der Maman noch sagen, welches Schaf der Céleste Godefreind war. Hat der Venus von Milo Arme ansetzen lassen! Ich werde das in die Zeitung einrücken lassen: In der Hasbaye wohnen Bauern, die der Venus von Milo Arme ansetzen lassen! — Dann seid ihr erledigt, ihr Cornély, geb. Urville! So! und jetzt gib mir einen Kuß."

„Ich küsse keinen Trunkenen."

„Keine Beleidigung! Ich habe mir bloß etwas Stimmung gemacht, um mein Menuett mit Maman zu Ende zu tanzen."

„Du brauchst Alkohol, um dir Mut zu machen."

„Ungeheuren Mut. Der Kostenplan ist auf achthundertvierzigtausend Franken veranschlagt. Das muß sie doch kreditieren." Er öffnet die Tür und ruft: „Lump! Lump! Blödsinnige Maske!" Nimmt ein Schriftstück aus seiner Rocktasche, wirft es Wellem zu, „Das zu unserer Frau tragen zur sofortigen Erledigung, so—for—tigen!" Wirft die Tür zu. „Schatz! hilf deinem Mann den Paletot ausziehen, ich bitte! Wenn er dich nicht lieb hätte, wäre er nach Lüttich gefahren, nach Lüttich, verstehst du?"

„Ich glaube fast, du hättest in Lüttich bleiben sollen." Sie hilft ihm aus dem Überrock. Da streichelt seine weiche Hand über ihr Haar und das leidvolle Gesicht.

„Nein, meine Süße, bei dir bleibe ich, und wenn die Maman mich frikassiert."

Ihre Blicke wehen ganz unglücklich. „Sprich nicht so! Es erniedrigt dich."

„Na, na, Schatz, der Maman traue ich zu, daß sie wie der Céleste Godefreind drei Hengste bändigt."

„Geh schlafen!" fleht sie.

„Warum soll ich denn absolut schlafen?" rückt sich einen Sessel zurecht. „Ich habe dich zwei Tage entbehrt, jetzt will ich entschädigt sein," zieht sie auf seinen Schoß. Da klopft Lump, sie will auf, er hält sie.

„Soll ich noch was tun?" fragt Wellem.

„Wein holen! Ab!" Er nimmt sie fest in die Arme. „Spinnt man mit Maman gegen mich?"

„O, du!" sie nimmt in plötzlicher Aufwallung sein Gesicht und küßt ihn heiß. „Ich bin krank um dich geworden und — fürchte so — daß du es nicht verdienst."

„Verdamme mich, Gott! ich bin dir treu wie Enzian."

„Es ist das nicht," ihre Hände sinken in den Schoß. „Ich habe so große Furcht — ach Gott!, — daß ich dich zu hoch gestellt haben könnte."

„Bitte, nicht zu hoch. Die Frau stellt den Mann immer ungemütlich hoch. Wenn er dann mal abspringt, zerknittert ihre Illusion, und weil die Liebe zum großen Teil auf starker Illusion beruht, auch ihre Liebe. Ich bin durchaus kein überirdischer Mensch, ma chère.“

Da sagt sie leise vor sich hin: „Ich habe Beau Urville geliebt, weil er nicht wie alle andern war.“

„Sein Gestell war nicht nach euern Knochen, erinnere dich dessen.“

Leidenschaftlich erregt preßt sie seinen Kopf gegen ihre Brust.

„Beau Urville, du darfst nicht sein wie alle andern!“

Die Tür geht auf, Wellem stellt Flaschen und Gläser auf. Urville greift eine Flasche auf, sieht die Etikette.

„Schatz, sieh, was dieser Lump uns für Zwiebelbrühe vorsetzt. Ich denke, Schatz, wir müssen ihm die Flasche an den Kopf werfen,“ schwenkt sie und Wellem flüchtet in die Ofennische. „Lump! zur Frau gehen, Schlüssel zur Weinloge! Ab!“ Und Wellem schlüpft hinaus. „Siehst du, Schatz, die Maman hat zur Hochzeit ein Weinchen spendiert — sapristi! Fünfzigjährig, dick wie Öl. Zur Hochzeit, und nie wieder, nie wieder. Ordinär von Maman.“ Er schenkt die Gläser voll. „Trink, Chérie, sei nicht so monumental!“ Sie stoßen an, trinken. Schwer fällt sie gegen seine Brust. Er flüstert, er raunt, sein Hauch schlägt ihr ins Gesicht.

„Habe dich zwei Tage entbehrt — zwei Tage, parbleu!“ In seiner Umarmung tastet sie nach dem Glase, trinkt, trinkt. Die weinfeuchten Lippen küßt er, in seinen Augen glimmt ein Flimmern, es ist kein Wetterleuchten einer großen Leidenschaft. Sie ruhen stumm und fieberhaft in einem Taumel. Herrgott! sie lieben sich ja. — Im Korridor Schritte auf den Steinen. Keines hört sie. Der Rausch ist über ihnen . . .

. . . Da steht die Frau in der Tür. So wie sie von der Besichtigung kommt, Stiefel, Seide, die Reitpeitsche in der herabhängenden Hand. Urvilles Arme fallen von seiner Frau. Sie eilt von ihm fort in die

Vorhänge des Fensters, steht im heftigen Atmen. Er ist aufgesprungen, das Haar in der Stirne, die Krawatte verschoben. Die Frau legt den Schlüssel auf den Tisch.

„Sie fragen um den Schlüssel zur Weinloge — hier ist er.“ Er streicht sich nervös das Haar zurück, macht eine einladende Handbewegung.

„Will Maman nicht Platz nehmen — Gläschen mittrinken?“

Sie legt nun auch den Kostenanschlag auf den Tisch, wirft einen bezeichnenden Blick auf die Flaschen, das Lächeln kräuselt sich um ihre Augen.

„Sie haben mich ein bißchen anulken wollen, lieber Urville. Hier haben Sie das Schriftstück zurück.“

„Absolut nicht, Maman, Sie sehen, der Baumeister hat seine Unterschrift gegeben.“

„Sie haben doch gewiß stark dem Wein zugesprochen.“

Jetzt hat er seine Fassung wieder, füllt sich sein Glas: „Maman, der Herr hat Auftrag, mit dem Bau zu beginnen.“

„Auf welche Garantien hin?“

„Aber bitte: auf den Kredit als Ihr Schwiegersohn.“

„Machen also Schulden auf den Namen Cornély!“

Jetzt nimmt er sein Glas zur Hand, die andre wühlt er in die Tasche, steht gespreizt. „Verbietet das Statut Ihres Hauses mir auch die Schulden?“

Ein langsamer Schritt auf ihn zu. „Man setzte eben voraus, daß wir es mit Ehrenmännern zu tun haben würden.“

„Wofür der Herr Céleste Godefreind ein leuchtendes Vorbild ist. Auf Ihre Gesundheit, liebe Maman!“ Er führt das Glas zu den Lippen, setzt aber wieder ab, und mit einer entsprechenden Bewegung: „Mit Eurem Familienbonzentum ist das nun ein für allemal ex, meine Herrschaften!“ Er trinkt das Glas auf einen Zug leer und hört die Frau in verhaltenem Zorn sprechen. „Armseliger! Du kannst nicht einmal begreifen, was diese Männer waren — und willst sie erreichen!“

„Humbug, Madame, eure Köpfe sind nicht so hoch, daß man nicht über sie hinwegpfeifen kann.“

Er wirft das Glas über ihren Kopf weg gegen die Büste des Restors Cornély, geb. d'Aiwe, der eigentlich ein verstorbener Schwiegervater ist. — Und dann sieht er etwas Entsetzliches. Herrgott! wird sie das tun? — Da knattert schon die erhobene Reitpeitsche auf ihn nieder, heftig, beißend bis auf die Haut — — und dann schnelle, wuchtige Schritte, die Tür geht zu, draußen Seidenrauschen, klappende Schritte auf den Steinen, und ganz fern, und die Treppe hinunter. In dem Zimmer klinkern noch ein paar Scherben von der Konsole ab.

Gegen die hochgeschnitzte Lehne des Sessels geworfen, steht Urville, bleich vor maßlosem Entsetzen, stiert der Frau nach, seine um die Lehne krampfenden Hände zittern, daß der Sessel bebt. Und in den Atemzug furchtbarer Stille ein stöhnender Schrei vom Fenster her. Mit gelähmten Knieen, die gerungenen Hände vor dem zuckenden Mund, schwankt Isidore zu ihm, die Augen weit und starr nach ihm. Ihre Stimme wie im Wahnsinn: „Du hast dich schlagen lassen?!“ Guter Gott, ihre Zähne klappern, ihre wirrstarren Augen sehen sein Jammerbild. In heißer Scham schlägt sie die Hände vors Gesicht. „Du hast dich schlagen lassen!“ Verharrt so, stumm, unbeweglich, sie weiß nicht, was sie im nächsten Augenblick beginnen muß ... Da splittert etwas an ihr Ohr, es fällt auf sie wie Nadelstiche, peinlich und als müßte sie nun alle Türen schließen. Er schluchzt.

Ihre Hände fallen vom Gesicht. Sie geht langsam zu ihm, sagt kein Wort, drückt ihn in den Sessel. Er knäuelt sein Batisttaschentuch, legt sein Gesicht hinein, schluchzt noch. Sie ist ruhig und still neben ihm, drückt seinen Kopf an sich, ruhig und still, sie ist seine Frau, sie will ihn beruhigen. Guter Gott, so ruhig und still wie sie ist! Legt ihm die Hand auf die Stirn, und er faßt sich. Sein Kopf liegt gegen die Lehne zurück, seine Augen sind geschlossen. Sie wartet neben ihm, sie ersehnt, daß er schlafen möchte. Ob er schläft?

Vielleicht hat auch er den Wunsch, ihr jetzt nicht in die Augen zu sehen. Da geht sie leise von ihm. Steht wieder. Sieht nach ihm. Schön und bleich und schlank wie er liegt! Sie will zurück zu ihm, sie stößt sich ihm zu. O Gott! Warum steht sie und küßt ihn nicht? Schön und bleich und schlank wie er liegt! Liegt ein fremder Mann da, schön und bleich und schlank?

Da schleicht sie von ihm hinweg. Wie eine Verbrecherin schleicht sie. Wie in wahnsinniger Angst, daß er nach ihr verlangen könnte. Ihr leiser Fuß streift die Glasscherben. Klingting! Ihr Glück in Scherben! Schleicht in die Tür des Schlafzimmers. O, und die Angst! Ruft er ihr schluchzend? — Sie kann ihn doch nicht küssen — Klingting! Scherben ... Sie tastet um sich ... kommt jetzt der Tod? ... — — — —

Auf Kindlein Jesu wehen die Fahnen, der goldene Pferdekopf auf violettem Grund.

Ein Erstgeborener auf der Königsfarm. Er hat kläglich in die Welt hinausgeschrieen.

Bis zur Taufe werden die Fahnen auf Kindlein Jesu wehen. Boniface schnallt von der schwerfälligen Taufkutsche die Schutztücher. Auf daß alles in Bereitschaft sei. Aus der Küche aber rufen sie ihn, mit der Frau sei es noch nicht soweit, und weisen nach den verhangenen Fenstern. Dann kommt der Stallmeister und sagt auch, die Kutsche müsse noch verdeckt bleiben, mit der offiziellen Tauffeier habe es noch gute Weile. Dann kommt noch der Zéphirin, der nun noch eine neue Generation erlebt, und stellt sich vor das Herrenhaus.

„Wenn sie mir ihn bloß mal zeigen wollten!" Er stellt sich nach dem Mittagsmahl auf die Diele. Nun muß unsere Frau kommen, nun muß er mal reden.

„Alter, was gibt's denn?" fragt die Frau.

Soundso, er möcht' die fünfte Generation sehen.

Da legt ihm die Frau die Hand auf die Schulter und so fest, als müsse sie sich auf die alten Treuen von Kindlein Jesu stützen.

„Alter, wir dürfen dich nicht zu ihr lassen. Und ihr das Kind nehmen, dürfen wir auch nicht."

Meint da der Alte, so möchte er bloß wissen, wie es geheißen würde. Da sagt die Frau: Hans Lothar.

Und da geht der Alte kopfschüttelnd; er zählt die lange Liste der Namen aller Herren der Farm. Es ist kein Hans Lothar darunter, obschon ein Gerard I. und II. ist. Und wo ihm die Leute in den Wegen begegnen, sagt er ihnen: „Die fünfte Generation — meiner Treu — ich will sie nicht mehr erleben." Da spricht sich vieles rund von der fünften Generation, deren Schicksal der alte Zéphirin nicht mehr erleben will. Man spricht auch davon, daß an der Wildnis bei der Hütte der alten Petronella eine Standarte aufgerichtet wurde, und man sagt, daß man sie wohl von der Thibâ-Farm aus sehen könnte. Und es sagen auch die Reiter in der wilden einsamen Thibâ-Farm: Auf Kindlein Jesu wehen die Fahnen.

Da steigt Marc Thibâ auf die äußersten Höhen und sieht sie nicht. Da reitet er bis zur Wildnis und sieht sie nicht. Da reitet er in die Wildnis hinein und wird reiten, bis er sie sieht. Reitet, reitet, den Blick geradeaus, ein erzerner Mann auf trabendem Gaul. Und dann sieht er das goldviolette Geflatter in der Himmelsbläue, so, als wäre es freudig. Reitet, reitet, bis Petronellas Haus auf hundert Schritte vor ihm steht. Hält an. So freudig weht's am Horizont. Was will der erzerne Reiter auf schnaubendem Gaul? Und wendet und reitet zurück, lange, öde, schimmernde Strecken.

Es sagen die Reiter der wilden, einsamen Farm: Es wehen noch die Fahnen auf Kindlein Jesu!

Nach vielen Tagen sagen sie es hart und düster: Es wehen noch die Fahnen auf Kindlein Jesu!

Dann reitet Marc Thibâ wieder in die Wildnis, reitet, bis er das goldviolette Geflatter am Horizont sieht, reitet, reitet, hält an bei Petronellas Hütte. Und immer am sinkenden Tag der erzerne Mann auf trabendem Gaul aus der schimmernden Wildnis.

Und einmal bindet er den Gaul an die Hütte der alten Petronella. Da ruft Petronella von innen heraus: „Bist du es, Marc Thibâ?"

Da steht Marc Thibâ in der Tür: „Ist sie gestorben, Petronella?"

Die Alte sitzt in hellem Horchen: „Kannst du die Fahne am Herrenhaus sehen?"

„Ich kann sie sehen."

„Dann mußt du sehen, ob sie Gold auf Schwarz trägt."

„Sie trägt Gold auf Violett."

„Gut — mehr weiß ich auch nicht," brummt die Alte.

Dann geht Marc Thibâ bis an die Häuschen der Landarbeiter, beugt sich über den Zaun und fragt die Frauen: „Ist sie gestorben?"

Die beschatten ihre Augen, sehen nach dem Herrenhaus: „Die Fahne ist noch Gold auf Violett, mehr wissen wir auch nicht."

Dann hebt sich Marc Thibâ vom Zaun hinweg, geht durch die Wege „zu Nikodemus" und „nach Emaus", geht weiter, durch die Gänge zwischen den Höfen, durch den Überbau der Remisen, unter den Linden. Und er steht auf den Fliesen vor der Tür. „Ist sie gestorben?" fragt er hinauf.

Da fahren alle erschrocken auf. Aber die Frau unter den Männern sitzt unbeweglich. „Sie ist gesund geworden. Morgen ist die Taufe."

Die Männer, die mit strengen, unversöhnlichen Gesichtern stehen, sehen, daß Marc Thibâ noch unbeweglich bleibt. Aber sie sehen, daß sein erzernes Gesicht lebendig wird und seine Blicke blank sind. Da folgen sie der Richtung seiner Blicke und sehen zwischen den Fenstergehängen des Mittelflügels die junge Frau, die wie er unbeweglich steht. Aus ihrem Gesicht ist die rosige Frische. Aber die weiten Augen, die dunklen, suchenden, wirren noch darin.

Als die Männer dann Marc Thibâ ein Wort und zwei sagen wollen, geht er schon unter den Linden dahin, durch den Wagenschuppen, über die Höhe, in den Wegen. In der Farm hallt ein Name. Marc Thibâ ist da!

Da sperren die Pferdeknechte mit Peitschenknallen

die Wege ab. Als sie dann noch drohend stehen, sucht man Marc Thibâ am schimmernden Rand der Wildnis. Vor ihm fällt die rote Sonnenkugel in die gelben Berge nieder. Und in dem leuchtenden Purpur der Reiter auf trabendem Gaul.

Da stehen die Pferdeknechte und senken ihre Peitschen. Sie sagen einander: „Mag der Marc Thibâ sein, wie er will, und mag er sich hüten vor unsern Peitschen — einen Reiter wie diesen aber haben wir nicht mehr auf Kindlein Jesu."

Und als die Pferdeknechte so sprechen, sind ihre Gesichter braun und hart und drohend. Sie sehen dann den Stallmeister daherkommen, der sagt, die Frau wolle nicht, daß Marc Thibâ auf ihrem Gebiete unsicher sei.

So geht jeder der Männer von der Diele an seine Arbeit. Nur der Hausmeister, dessen schlohweißes Haar an den Schläfen herausgebürstet ist, daß es wie Büchel zu Seiten des schmalen, harten Kopfes ist, denkt, er müsse bei der Frau bleiben. Aber er öffnet den festen, bartlosen Mund nicht. Man muß die Augen der Frau haben, um trotzdem die treue, hartschalige Bauernseele zu erkennen. Wenn man der Frau jetzt ins Gesicht sieht, weiß man nicht, ob ein Ausdruck hineingekommen ist, der nicht immer war. Man wird aufmerksam hinsehen müssen, um zu bemerken, wie scharf die Linien werden.

Sie stützt den Arm auf, ihre Blicke fallen in den Schoß. „Matthias," sagt sie halblaut, „es ist doch nicht gut, daß dem Menschen freigestellt wird, nach seinem Willen zu tun. Man legt dann eine zu große Verantwortung auf ihn — und man kann den Menschen nicht allzeit nach dem größten Maßstab messen."

Der Alte nickt kurz. Er weiß, was die Frau andeuten will.

Doch spricht sie noch: „Die Cornélys legen diesen großen Maßstab an, sie sind auf dem unbedingten freien Willen groß geworden, fünf Jahrhunderte lang." Sie steht schwer und müde auf. „Es wird ihr letztes Jahrhundert sein."

Der Hausmeister rückt den Stuhl zurück, seine breite,

starkknochige Hand ist auf den Tisch gestützt. „Was weißt du denn, Frau, was aus dem Kinde wird?"

Die Frau packt ihn bei der Schulter. „Das Blut, Matthias, es ist kein Bauernblut mehr!"

Da steht auch er stumm, und sein bartloses, von der Luft rotzerblasenes Gesicht wird steinhart. Um den herben, verschobenen Mund zuckt der Bauernkummer. Er hat noch das Schwere auf der Seele. Er sagt, man habe Marc Thibâ Angebote gemacht, seine Farm in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, auf daß sie groß und mächtig werde wie die Königsfarm.

Als die Frau gegangen ist, stapft der Hausmeister mit steifen Gliedern die Diele hinunter. Er sieht, daß die junge Frau noch zwischen den Vorhängen steht, wendet sich aber ins Zimmer zurück, als sei jemand eingetreten. Bebelle steht an der Tür.

„Ist die Amme noch da?" fragt Isidore schnell.

„Sie badet ihn noch."

„Was sagt sie denn?" In ihrer Stimme zitterts bang.

„Daß er aus jedem Bad kräftiger hervorkommt, daß er die Knochen habe, um ein Cornély zu werden, und so derlei Schnurren von Ammen."

„Sie muß mir gleich nach dem Bad das Kind bringen."

„Erst muß er noch seinen Spätschoppen nehmen."

„Was wolltest du?"

„Unsre Frau möchte zu dir kommen —"

„Sie kann kommen," sagt sie schnell.

Bebellens Blicke gehen bezeichnend durchs Gemach.

„Ich bin allein," sagt Isidore, sie sagt es peinvoll, sie ist von diesen Blicken gequält.

„Gut, dann will ich sie rufen." Zögert. „Man ist sehr in Aufregung auf der Farm. Weißt du warum?"

„Marc Thibâ war da," sagt Isidore, und tritt wieder in die Vorhänge, „was wollte er?"

Bebelle lächelte zurückhaltend. „Man kann so etwas nicht wie aus der Knallbüchse herausschießen." Da wendet sich Isidore schnell nach ihr. „Du brauchst wirklich nicht rücksichtsvoll zu sein."

„Wirklich nicht?“ Ihre Blicke lauern zu ihr hin. „Marc Thibâ kam durch die Wildnis geritten und stellte sich vor die Diele und fragt“ — hält einen Augenblick inne: „‚Ist sie tot?‘ Und die ihm begegneten, sagten, er sei wie ein Schlafender gekommen, der wirr ist und nicht weiß, was er tut. Ich habe Marc Thibâ auch gesehen und ich kann sagen, daß — wenn er hier ungünstige Nachricht gehört hätte — er sich widerstandslos von den Pferdeknechten hätte peitschen lassen.“

Da raschelt es in den Gardinen, da steht Isidore groß und mit blitzenden Augen. „Das hätte Marc Thibâ nicht getan!“ Und wendet sich um, dem Fenster zu. Die Vorhänge schlagen hinter ihr zusammen.

Bebelle steht noch lächelnd. Sie weiß, daß diese Frau jetzt ihre Gegenwart unerträglich empfindet. Und darum weiß sie, daß sie sich festbohren muß wie ein Reptil. Leise geht sie hinaus.

Sobald hinter ihr die Tür sich schließt, tritt Isidore vom Fenster weg, geht hastig, steht an dem geschnitzten Servierschrank, dessen schmiedeeiserne Arbeiten mit purpurnem Tuch unterlegt sind, still. Auf dem purpurnen Tuch hebt sich die schlanker gewordene Gestalt in dem weißen Spitzenbehang des Morgenrocks licht hervor. Um sie webt der Dämmer, den die massigen Möbel ins Gemach werfen. So steht Isidore, die der Königsfarm den Erben geboren, und erwartet ihre Mutter.

In den Fiebernächten, als ihre Worte wirr waren, hat sie auf ihre Mutter gewartet. Sie *mußte* ja kommen. Der Erstgeborene lag in der Wiege und gab seiner Mutter Rechte. Und nun mußte die Frau kommen.

Und die Frau kommt. Vor der Tür rauscht ihr Kleid. Sie hält einen Atemzug lang lauschend inne und tritt dann ein. In dem Halbdunkel des Gemaches suchen ihre Blicke nach der Tochter.

„Ich bin hier, Mutter.“ Isidore rückte ihr den Sessel etwas vom Tische.

Die Frau setzt sich nicht, legt die Hand auf die Sessellehne. „Ich komme, weil ich notwendig muß,

Isidore, sonst würde ich dich heute ruhig lassen, denn morgen ist dein anstrengender Tag."

„Ich habe dich ja erwartet, Mutter."

Da läßt diese ihre Hand von der Sessellehne gleiten, steht aufrecht.

„Nun, wenn du mich erwartet hast, können wir ja schnell zu Ende kommen. Willst du mir auch sagen, ob dir die Bestimmung betreffs der veränderten Verhältnisse nach dem erstgeborenen Kinde genau bekannt ist?"

„Ich kenne sie, Mutter."

Die Frau richtete in leisem Erstaunen den Blick auf sie. Da hat einmal dieses Mädchen verschüchtert und fröstelnd in ihrem Arm gehangen und im Anblick der Männer, deren Augen aus den dunklen Bildern herausstachen, ihr verliebtes Herz begehren lassen. Heute steht die Frau vor ihr, die ihr Mutterrecht kennt und die fordern wird.

Die Frau beginnt: „Du wirst demnach auf der Farm die Rechte deines Sohnes wahrnehmen, du wirst dich mit den Verwaltungsgeschäften vertraut machen, wirst dich in die tägliche Abwicklung deines Arbeitspensums einleben, und —," ihre Stimme gewinnt an Nachdruck, „wirst deine Kraft, deine Zukunft, deine — Jugend dem Aufblühen der Farm unterordnen."

„Ich werde es tun, wie du es tun mußtest, Mutter. Und ich habe ja noch dich."

„Nach den Bestimmungen habe ich die Geschäfte noch mitzuführen bis zum Jahrestag der Geburt deines Sohnes. Dann liegt die Königsfarm allein in deiner Hand. Nach drei Jahren hast du alsdann mir und einem Konsortium aus der Beamtenschaft über deine Verwaltung Rechenschaft abzulegen, wovon dann dein weiteres Regime abhängt."

„Ja, so sind die Bestimmungen."

Die Frau hält inne. Ihre Augen scheinen eingesunken in tiefer Nachdenklichkeit. „Du wirst mit einer weiteren Sorge zu kämpfen haben, von der die Bestimmungen nichts wissen." Und jedem Wort gleichsam seine schwere Bedeutung zulegend: „Die Farm hat

durch die Jahrhunderte hindurch sich ohne direkte Konkurrenz entwickeln können. Die Konkurrenz ist jetzt da. Aber das ist nicht das Schwere. Das Schwere ist: daß wir sie fürchten müssen!"

Da sagt Isidore leise und mit demselben Nachdruck: „Marc Thibâ."

Lange bleibt die Frau stumm, dann hebt sie den Kopf. In den dichter fallenden Schatten des Gemaches hört man sie sprechen: „Nun weißt du, was gesagt werden mußte. Nun wirst du auch wissen, was du tun mußt."

Von der purpurnen Wand des Schrankes weg gleitet die lichtweiße Gestalt, ist am Sessel bei der Frau, neigt das Gesicht vor — die dunkelflammenden Augen darin — ihre heftig wogende Brust, und der Hauch ihrer Worte wie Erdkraft und Walddurft. „Was Marc Thibâ kann, muß auch ich können! Siehst du, Mutter das ist mein Ansporn!"

Die Frau steht auf und saugt den Hauch, der von ihr ausgeht, auf, und sieht sie wachsen. Und, guter Gott! sie ist ja eine Cornély! Nun beginnt's auch in ihr zu schäumen, das Bauern-Fürstenblut! Nun erst ist Isidore von Kindlein Jesu heimgekehrt zu ihrem Stamm!

Der Frau wirrt ein Zucken übers Gesicht. Von innen stößt's ihr herauf, daß sie nicht sprechen kann, nicht sprechen will. Faßt Isidorens beide Hände, fest, fast schmerzhaft, zieht sie mit einem hastigen Ruck an sich, so in jähem Entschluß, als müsse sie sich ihrer Weichheit schämen. Sprechen beide kein Wort, aber ihre Atemzüge gehen schwer und schnell. Und Bauern-Fürstenstolz hat wieder den Weg zueinander gefunden. Und der Dritte wird nicht genannt.

Als die Frau wieder die Stimme klar gerungen hat, klingt es in feierlicher Freudigkeit: „Nun wirst du dein Bravourstück zeigen müssen, Isidore Cornély!"

Da sieht sie, wie in deren Gesicht ein Strahl aufgeht, der sie mit leidenschaftlicher Innigkeit überflutet. Ihr Blick hängt an der Verbindungstüre, wo die Wartefrau mit dem lichten Bündel wartet. „Hier ist mein

Bravourstück!“ ruft sie, fliegt auf das Kind zu, trägt es auf erhobenen Armen zu der Frau.

Die Wartefrau zieht schnell die Vorhänge zurück, und fern von der Wildnis her, wo in den schneeigen Spreiten der funkelnde Sonnenball untergetaucht ist, schimmert noch der purpurne Widerschein her und erfüllt das hohe Gemach mit roter Glut. Zwei Frauengestalten inmitten, die starken Frauen von Kindlein Jesu, zwischen ihnen das Kind, sein leises Stimmchen zittert aus dem lichten Bündel.

Nun muß Hans Lothar groß wachsen zwischen den starken Frauen von Kindlein Jesu. Und nun muß Hans Lothar in den Maßstab jener Menschen hinein, deren Wille ihr Königszepter ist.

Pferdegetrappel und Wagenrollen auf den Fliesen. Die Frau küßt das Kind und geht schnell davon. Die schwere Seide ihres Kleides rauscht.

„Schelle Bedienung, Amme!“ sagt Isidore, setzt sich und wiegt das Kind im Schoße.

Bebelle kommt und zündet den Leuchter an. Rundum blitzen die Lichter auf. Die Amme legt dem Kinde die Hand über die Augen. „Das helle Licht —“ Da muß Bebelle eiligst die Gashüllen herunterziehen.

Beau Urville tritt ein. „Ah, Monsieur in den Windeln befiehlt! Ist Bebelle behilflich.“

„Er hat sich heute nicht gegen das Bad gesträubt, nicht wahr, Amme?“ sagt Isidore.

„Daß er uns morgen keine Affären macht!“ beginnt Urville eifrig, „grandiose Vorbereitungen getroffen. Weißt du, chou, außer den Bonivards haben sämtliche akzeptiert. Meine Freunde, famose Gamins, treten morgen mittag an. Abends sechse Taufe. Du, Würmling!“, bläst ihm den Zigarettendampf in das Säuglingsgesicht, „bleib nur standesgemäß!“

„Monsieur, ich verbitt' mir das!“ zürnt die Amme.

„Recht, Amme,“ sagt Isidore, „Monsieur soll seinen Sohn küssen, Monsieur denkt aber nicht daran.“

„Ah! Ob das nun gerade ein Vergnügen ist, solch eine rotgeschälte Visage abzuküssen. Weißt du, ich habe mir diese Windelphänomene doch etwas anders

vorgestellt, so eine Art Murillo-Fleisch.“ Er tritt dicht neben sie: „Höre du! hast du eine Erleuchtung dafür, daß Bonivards sich absolut fernhalten?“ Und durch die Zähne: „Aus demselben Grunde, warum man sich in Rhodos genierte, nach dem Tempelchen zu wallen. Schiller hat das überschrieben: ‚Der Kampf mit dem Drachen.‘“

Isidorens Blick fängt Bebellens unverhohlenes Lächeln auf, über ihr Gesicht zuckt eine Falte tiefen Widerwillens. „Nimm das Kind, Amme!“ küßt es, „hier das von der Mutter,“ küßt es wieder, „das vom Vater.“ Drückt in inniger Wonne ihre Wange an das weiche Gesichtchen, legt das Bündel auf die Arme der Amme.

Urville wirft ihm ein paar Kußhändchen nach, auf die eine richtige Amme nicht reagiert. Sie ignoriert „diesen“ Vater.

„Bebelle, der Leuchter ist jetzt in Ordnung, nicht wahr?“ sagt Isidore unzweideutig.

„Sehr wohl, Madame, aber noch sind die Vorhänge verschoben.“

„Also abgemacht, du erscheinst morgen in Tracht?“ sagt Urville.

„Es gehört zur Zeremonie, und so tue ich's.“

„Die Perlenschnur im Haar, vierreihig, wie?“

„Ja, am Diadem, die Fortflechtung ins Haar ist einreihig.“

„Riesig feudal. Kann ich den Schmuck sehen?“

„Mutter verwahrt ihn in der Schatzkammer.“

„Pardon,“ mischt sich Bebelle ein, „die Perlenschmucksachen habe ich in die Truhe mit den Ebenholzeinlagen: ‚Liebe, Gerechtigkeit, Tapferkeit‘, einräumen helfen, wissen Sie, in dem alten Zimmer, mit den gewundenen Säulen.“

„Ich glaube, Bebelle, die Vorhänge sind jetzt in Ordnung,“ sagt Isidore.

„Aber sicher!“ erwidert Bebelle, geht hinaus, an der Türe dreht sie sich noch um, lächelt spöttisch Urville an. Als dessen Blick dann auf seine Frau fällt, sieht er, daß sie im Spiegel die Vorgänge hinter ihrem Rücken bemerkt hat. „Kanaille!“ flucht er leise.

„Ich möchte sie von der Farm fortschicken,“ sagt sie bestimmt.

Es macht ihn sichtlich verstört. „Du mußt das nicht tragisch nehmen. Sie ist doch ein Entchen, — ja, siehst du, mit ihr färbt noch etwas Lütticher Art hier ab.“

Da ist sie still. Wenn dieser Mann jetzt von seiner Lütticher Sehnsucht spricht, hat sie tiefes, weiches Mitleid. Und sie ist getrieben, ihm vieles zu tun. So voll großen Mitleids. Dann freut sie sich, daß sie Beau Urville noch immer — liebt.

In dieser Nacht schläft das Personal nicht auf Kindlein Jesu. Man wechselt sich ab in Küche und Höfen. Die Vorbereitungen sind unendlich, obschon man seit der Vortaufe gearbeitet hatte. Soll doch nun auch Madame la reine in ihre neuen Mutter- und Königinnenrechte eingesetzt werden. Da hatten die Stände zu huldigen, da hatten die Ältesten im Namen aller Farmleute den Eid zu leisten, da hatten die Pferdeknechte ihr Privilegium, den Taufwagen zu eskortieren, da erhielt das Haus- und Küchenpersonal den Königskuchen, in dem Geschenke eingebacken waren, da durften die vier Frauen, die die meisten Dienstjahre auf der Farm hatten, bei der Zeremonie die Alençonspitzen des Taufkleides halten, die einen Wert von zwanzigtausend Franken hatten, da war es der Wäschemeisterin vorbehalten, die gestickte Windel zu waschen, und da hatte jeder seine Vorrechte, die er mit starrer Rechtlichkeit forderte.

Bis spät in die Nacht ließ Beau Urville im Scheine der Fackeln arbeiten. Bei seiner Hochzeit geschah dies alles noch unter Aufsicht der Frau, heute steht er nicht mehr mit gebundenen Händen. Die Rechte seiner Frau lösen auch ihm ein paar seiner Fesseln, wenigstens die schlimmsten, die Handschellen. Mit chou wird er fertig, chou ist nach der Geburt und der Krankheit und dem Vorfall mit der Frau — ah bah! Asche drauf! Chou ist derzeit ein Engel ohne Flügel. Keine Szenen, keine queren Liebesansprüche — en effet, er kann jetzt nach seinem Geschmacke leben. Morgen kommen die Freunde, die müssen natürlich einen „Bluff“ haben,

denen muß man die Millionen nur so um die Ohren hauen. Feldbahn ist ausgeräumt, zum Salonwagen herausstaffiert. Feine Sache. Extrazug. Hat die römische Uhr hineinstellen lassen, wie sie Kaiser Commodus in seinem Reisewagen mit sich führte. Nach jeder zurückgelegten Meile (jetzt jede halbe Stunde) fällt ein Kieselstein in ein kupfernes Becken. Und dann die altertümlichen Ecklaternen, die während der drei Tage dauernden Festlichkeit Tag und Nacht brennen werden, besonders die Riesenlaterne an dem mittelalterlichen Fenster des Mittelflügels, just unter dem Geburtszimmer des Erben. Sapristi! seine Pläne steigen gigantisch.

In den frischklaren Morgen hinein liegt er und schläft. Man soll auf ihn mindestens soviel Rücksicht nehmen wie auf den Herrn in den Windeln, der schließlich nichts weiter Anstrengendes zu tun hat, als sich taufen zu lassen.

Kurz vor den Feierlichkeiten erst überreicht die Frau den Schmuck. Eine diskrete Sache, die zwischen ihr und Isidore vor sich geht. Doch erinnert Isidore daran, daß Bebelle um den Aufbewahrungsort des Schmuckes wisse.

Da lächelt die Frau, führt die Tochter in das entlegene Terrassenzimmer, das in den plumpen Mittelturm mit den Strickleitern von Stock zu Stock einläuft. Man fröstelt in seinen mit Binsengeflecht gegen Feuchtigkeit geschützten Wänden. Die Truhe ist mit Eisenbeschlag und gotischem Dekor versehen, diente in unruhigen Zeiten zum Verschluß von Kostbarkeiten, für friedliche Zeiten war sie räumlich genug, um zum Bett zu dienen. Tagsüber aber mochte wohl der Céleste Godefreind oder schon Gérard I. mit seinen mächtigen Gliedern darauf gesessen und die Fraue ihm das breite Kissen als Rückwand eingeschoben haben. Man erzählt aber, daß noch die Witwe Gérard II. von dieser Truhe aus die Huldigung als Madame la reine entgegengenommen habe.

Da die Truhe einen einfachen Verschluß hat, fragt Isidore: „Wie ist es möglich, für einen solchen Schmuck so wenig Vorsicht zu gebrauchen?“

„Damit wollte ich dich eben bekannt machen, mit der Vorsicht, die wir gebrauchen,“ sagt die Frau. „Und darum hast du dich jetzt verpflichten, keinen andern Menschen wissen zu lassen, was ich dir nun enthüllen muß. Das muß zwischen zwei Menschen bleiben, Isidore! Zwischen mir und dir!“ Sie holt die Kassette mit dem Perlenschmuck aus der Truhe, läßt die Schnüre durch ihre Hand gleiten. „Sieh ihn dir an, sieh ihn genau an. — Fällt dir etwas auf?“

Isidore prüft eingehend. Sie hat für Schmucksachen den Blick der Cornély, der an echten Wertsachen geschult ist. „Ich finde nichts.“

Die Frau sagt gelassen: „Er ist unecht. Aber du konntest die Imitation nicht bemerken. Sie ist allerdings vorzüglich, denn jedes Stück kostet schon fünfhundert Franken.“

„Und diesen Schmuck soll ich tragen, obwohl ich jetzt weiß, daß er unecht ist?“

„Gewiß nicht, du wirst den echten tragen, den zum ersten Male jene — Jeannetta trug, nachdem sie Céleste Godefreind den Sohn gebar, den ihm seine Frau Marianne nicht schenken konnte.“

„Das wußtest du? Und Maurice —“

Die Frau spricht unsicher: „Ich mußte sorgen, daß er nicht weiterforschte.“

In leiser Befremdung sieht Isidore auf, ist aber von einem ungewissen Gefühl zurückgehalten, weiter zu fragen.

Da spricht die Frau noch: „Diesem Sohn wurde ein entlegener Teil der Roßfarm abgetreten.“

Sie hält inne, denn Isidore preßt ihren Arm, sagt laut und bestimmt: „Die Thibâ-Farm.“

Die Frau nickt: „Ja, die Thibâ-Farm.“ Und nach einer Pause: „Nun wirst du begreifen, warum ich die zwei abgetrennten Teile der Farm wieder zusammenbringen wollte.“

„Und warum du an dem Erben der armen wilden Thibâ-Farm ein Verschulden gutmachen wolltest,“ spricht Isidore langsam.

Die Frau antwortet nicht, legt Schmuck und

Kästchen in die Truhe zurück. Dann steht sie und scheint jede Erinnerung abgeschüttelt zu haben. „Diese Vorrichtung des imitierten Perlenschmuckes wurde für den Fall eines Diebstahls vorgesehen. Es gab Zeiten, daß für die Wachen, die wir vor dem Verwahr unsrer Wertsachen aufstellten, die Versuchung zu groß wurde. Darum diese List imitierter Schmuckstücke in den verschiedenen Truhen. Über den Verbleib der echten wissen nur jedesmal zwei Personen unsres Hauses. Du kannst dir denken, daß ein Schmuck im Werte von 750 000 Franken nicht unter einem leichten Eisenbeschlag liegt." Und ihr vorangehend: „Nun komm!"

Der echte Schmuck ist in der Schatzkammer unter einer Tischplatte. Es ist die alte Zusammensetzung der Kühltische. Unter der Platte ist ein mit Zink ausgelegter Kühlbehälter für Speisen. Dieser Kühlbehälter ist abschraubbar und enthält in einer eigens konstruierten Bodeneinlage den wertvollsten Schmuck, auch den Stein „Nahur".

„Den du Maurice zeigtest?"

„Auch dieser war unecht," sagt die Frau trocken.

„Mutter — mißtraust du ihm?"

„Es ist Vorsicht, die ich jedem — Fremden gegenüber beobachte."

⊕ ⊕ ⊕

„Lump!" schallt es in diesem Augenblick über den Korridor, „die Glocken am Tore läuten!"

Beau Urville läßt die Tür zuklappen, eilt wieder vor den Spiegel, bindet die weiße Frackschleife zu einem kunstvollen Knoten. Um die schlanke Figur schmiegt sich der tadellos zugeschnittene Frack.

„Meine Süße, man wird die Feier auf Mitternacht verschieben müssen, wenn Madame dir durchaus noch ein paar Familienvorlesungen halten muß," sagt er zu der hinter ihm eintretenden Isidore, bürstet seinen nach englischer Art gestutzten Schnurrbart. „Ich werde also in dem Zivillappen figurieren müssen. Irgendwelche Abzeichen sind für Subjekte meiner Gattung ja nicht vorgesehen. Wir Prinzgemahle gehören zu

den frei herumlaufenden Zweibeinern. Nicht mal 'ne Rettungsmedaille oder 'ne Nummer für Zöglinge der Fürsorgeanstalt."

Da fühlt er den Nacken herauf und über sein dünnseidenes Haar hin die warme Hand seiner Frau. Sie sagt: „Jetzt wird er frei, der arme Gefangene."

Er entschlüpft ihr. „Keine Unordnung an meiner Fassade!" Klopft mit seiner gepflegten schmalen Hand ein Stäubchen vom Ärmel. „Und jetzt vorwärts, meine Liebe. Hat Bebelle dir schon das Haar arrangiert?"

„Es bleibt so."

Er streicht über ihr lose herabhängendes dunkles Haar, lang und glänzend. Er drückt sein Gesicht hinein und murmelt zärtliche Worte. Dann ordnet er das Diadem, vierreihig um eine Flechtkrone, und die Schnüre in das lose Haar eingeflochten. Aber die übliche Schärpe aus indischer Seide muß die Wirtschafterin schürzen, sie kennt's noch aus der Überlieferung, sie hat den Handgriff dazu. Sie schlingt's gekreuzt über die Büste, doch so, daß es geschickt gerafft auf die bloßen Arme fällt, an der Seite herab fallen die langen Enden mit den Fransen.

Urville hört ein Geräusch und tritt ans Fenster. „Hallo! Der Taufwagen. Boniface sitzt in seinem betreßten Schnürkittel wie ein niesender Pavian. Die Leute sammeln sich an, die Junker in Wichs. Sapristi!, unsre Küchenamazonen in den kurzen steifen Röcken — so was muß ins Varieté, parbleu! Leckere Möpschen!"

In sein Geplauder schrillt die Glocke am Tor. Diesem Signal folgt eine dröhnende Salve Böllerschüsse, dann ein Geknatter von Flintenschüssen aus der Pferdekolonie, dann das Glockenläuten der Taufkapelle, dann das Anreiten der Begleitmannschaft, dann der Tusch der drei Orchester, die in den Büschen versteckt untergebracht sind — und ein so furchtbar feierlicher Skandal.

Unter erschrecktem Loskreischen rückt Hans Lothar auf dem Arme seiner Amme an. Die langen vielfarbigen Bänder ihrer Haube flattern hinter ihr her. Fort rollt sie in der Taufkutsche. Neben ihr, hinter ihr, vor ihr die trappelnden, bändergeschmückten Reiter.

Hans Lothar schreit noch mit der ganzen Kraft seiner kaum in die Welt gesetzten Lungen.

Ihm nach folgt der Galawagen unsrer Frau mit Isidore. Und da kein Mitglied der Cornélys auf dem Rücksitz fahren darf, Beau Maurice Urville in seinem Landauer. Ihm nach die ersten Beamten zu Pferd, und dann in großem Schwarm die Leute.

Als der langsam fahrende Taufwagen an den Wirtschaftshöfen vorüberrollt, lassen sie langwallende Bettlaken aus den Fenstern, von den Dächern herabflattern, schwenken sie. Gesegn's Gott, Hans Lothar!

Als er an den Magazinen vorüberrollt, knallen Petarden unter den Hufen der Wallachen. Bénisse, Hans Lothar!

Als er auf den Platz der Feuerwehr rollt, spielen hüben und drüben die Wasserstrahlen hoch über ihn hinweg — glitzernde Bogen, schimmernde Bogen. Ruhig darunter hin traben die Wallachen, an straffer Leine von Bonifaces knochiger Hand gelenkt. Eingesunken und leblos verschrumpft sitzt er, aber sein eiserner Wille lebt in den Augen, in der lenkenden abgewelkten Hand. Hais-là! Wallachen, brav!

Da springt und tost in dem Kapellenturm der Klöppel, und da öffnet sich der weite, dichte Halbkreis der Landarbeiter, hochgereckte Arme, geschwenkte Hüte und die braunen flatternden Bänder. Bénisse! Bénisse! Gesegn's, Hans Lothar!

Und Hans Lothar ist still geworden und nutscht ergeben an dem kleinen Finger der Amme. Mag nun noch kommen, was will — für ihn gibt's keine Überraschungen mehr. Nur als nach vollzogener Taufe die starken Griffe der Frau ihn nehmen und auf erhobenen Armen der Menge zeigen, macht er einen schwachen Säuglingsversuch, seine Laufbahn aus diesen Händen zu retten, stößt sein Körperchen aus den Alençonspitzen auf. Da steht Beau Urville schmunzelnd und baut schadenfrohe Hoffnungen auf ihn, und da murmeln die Muskelmenschen vom Kindlein Jesu, daß darin der Heldenmut des Céleste Godefreind hineinwachse, und da sagt die Amme, daß Hans Lothar Leibweh hat.

Die Menge aber reckt mit verlangenden Händen. Hausdiener verteilen Medaillen mit dem Bildnis des Täuflings, ein paar tausend Medaillen, auch für Freunde, Nachbarn und Schaulustige.

Beau Urville sitzt wieder allein in seinem Landauer. Er möchte sich jetzt steil in den Wagen stellen, Hut im Nacken, Hände in den Taschen, und seine blauen, tänzelnden Zigarettenwölkchen über den Ozean der Bauernköpfe hinwegblasen, irgend etwas tun, um in der Weltgeschichte von Kindlein Jesu festzustellen, daß er noch auf dem Globus ist, daß zu einem Hans Lothar nicht nur eine Mutter und eine Schwiegermutter notwendig waren. Pah, Haltung, Beau Urville! Den Kronsimpel markieren! Eh, man ist angelangt. Amme abtreten. Des Königsdramas zweiter Teil. Auf der Diele ragen die Gestalten, die starken Frauen und die Recken von Kindlein Jesu, zwischen denen der zierliche Beau wie ein heruntergerutschtes Glied hängt. War er schon als Vater ein Einsiedler im Landauer, als Mann dieser Frau wirft er nicht einmal Schatten. Pfff! bläst er seine Epigramme über sie hinweg.

Aber sie huldigen seinem Weibe, und er liebt dieses Weib, das ihm nicht mehr seine jauchzende Liebe nachträgt, das jetzt stille, tiefe Augen und eine glatte Seele hat. Wenn er darüber denkt, daß ihre Liebe ihm nicht mehr jauchzt, muß er Sekt trinken. Nun, heute muß er Sekt trinken. Grüß euch, Marcel, Armand! Ça, ça! Zwinkert ihnen zu. Hat er nicht ein Weib wie eine lebendig gewordene Plastik? Aber lebend, lebend, ah, wie lebend sie sein konnte! Sacrebleu, Sekt, Sekt!

Und sie huldigen. Schon traben die Bäcker an, schwenken ihre weißen Brotschieber. Blühweiße Ballonkappen. Sagen ihren Königsspruch:

Für Teurung und Not
Wollst uns schaffen Korn und Brot.
Brot und Korn
Und Wein im Born.
Für dich aller Freuden Gewinn
Allzeit Frau Königin!

Die Landarbeiter, an ihren Stäben die Ähren-büschel, die blauen, die roten, die grünen Sträuße.

> Das Feld bestellt
> Wie's dem Himmel gefällt.
> Gott und dir,
> Frau Königin, gehören wir!

Die Pferdeknechte, die ihr Meisterstück, eine aus weichen Binsen in verschiedenem Grün abgetönte und kunstvoll geflochtene Satteldecke zur Diele hinaufreichen. „Frau Königin in Treuen!"

Das Klappfenster der Diele ist an der ganzen Länge der Wand heraufgeschlagen, so daß die Diele fast freiliegt und Isidore über die Brüstung hinweg die heraufgereckten Hände schütteln kann, die derben, die schwieligen, die knochigen. Sie fürchten, die weiche Mädchenhand zu zerdrücken. Und sie fürchten auch, daß es ihr nicht so ganz lieb sein könnte, der feinen Frau, die den feinen Mann hat, den ganz feinen. Sie ist's doch nicht mehr, die frühere, die wilde Isi, die sich rittlings in den Sattel warf. Aber sie streckt ihnen doch beide Hände herunter, sie lacht und nickt, sie ruft kräftige Worte, und in der derben Sprache ihrer rauhrollenden Zunge. Ha! ist sie nicht ihres Stammes? Ha, sie muß ihres Stammes bleiben! Sie geben ihr Herzblut, ihren Arbeitsschweiß, ihre Treue, ihr Trauern und Freuen. So können sie auch fordern das Herzblut, die Treue, die Liebe, das Trauern und Freuen. Und ihre Rufe prallen: Frau Königin! Bénisse, Frau Königin! Daß der gute Gott sie segne! Daß er sie stark und treu mache! Daß ihre Augen sich freuen immerdar! Daß keinem Menschen ein Unrecht geschehe unter ihren Augen! — Hais-là! was gibt's? Hört man Reiter? Sie stampfen in den Wegen — schnaubende Rosse, klirrendes Geschirr — Ah sapristi! Die Reiter der Thibâ-Farm. Sprengen an. Die Menge weicht. Die Hufe prallen auf die Fliesen, Funken stieben, die Menge wogt, Murmeln, drohendes Fragen. An der Diele zügeln die Reiter, ein Kranz fliegt hoch, ein Kranz aus der armen Vegetation der gelben Berge,

harte, dürre Kelche, strohige Blüte, stachelig und rauh, und ohne Welken. Aber jede Blume ein Wagnis. Jede ein Zeugnis des verwegenen Mutes, gepflückt in den Abgründen, in welche Sandlawinen hinabdonnern. Aus Tod und Verderben ein Blumengruß, ein Königsspruch. Isidore fängt den raschelnden Kranz auf. — Und schon davongesprengt die wilden Reiter der Thibâ-Farm. Ihr rauher Ruf noch in den Wellen der Luft: Frau Königin!

Sie faßt in den Kranz, in seine Stacheln und Blattkanten. Schmerzen und Stechen in ihren Händen. Und nun meint sie fast, daß sie den Kranz fieberhaft wider sich drückt, das Schmerzen und Stechen in ihrer Brust spürt, und daß sie den Kranz hinwegschleudern müsse, den Reitern nach, zertreten lassen unter den stampfenden Pferdehufen. Herrgott! was tut sie? Der Kranz fliegt über die Brüstung. „Bringt den Kranz zurück zur Thibâ-Farm!"

Da sieht sie, daß alle Köpfe noch den Reitern nachgerichtet sind. In den Augen des jungen Volkes glimmt ein Leuchten. Ha! Das war ein Ritt! Ha, wilde Reiter der Thibâ-Farm!

Und hören Frau Königins Ruf und sind noch stumm. Da stapft der Stallmeister von der Diele, nimmt den Kranz auf.

„Madame la reine hat gesprochen! Wir tragen den Kranz zurück!"

Schwingt sich auf ein Pferd der Begleitmannschaft. Ihm nach die Junker. Ehe der Atemzug der Menge ausfließen kann, sprengen sie in den Wegen dahin. Hoch über den Hecken der Kranz aus den Abgründen der gelben Berge.

An den Türmen des Herrenhauses lodern in die Festnacht die Flammen auf den Pechpfannen. Und Lärm und Jauchzen: Frau Königin.

Da steht die Frau still in den tiefen Schatten der uralten Linden. Neben ihr das schlohweiße Haupt des Hausmeisters. „— aber die Leute sahen sehnsüchtig den Reitern nach, Matthias, daran müssen wir denken." Und da die Rufe hallen, fallen sie wie Steine auf sie.

Grell fällt das Licht der Ecklaterne auf das Bisorafenster. Seine Behänge sind dicht und fest, abschließend von Lärm und Licht. Aber noch sickert das Licht und der Lärm durch, brennt auf die seidenen Gehänge, pocht in die verborgene Stille. Die lautlosen Schatten drinnen klettern an den geschmückten Wänden hinauf. Da fliegt die Tür auf — ein flatterndes Gewand, heftiges Atmen und eine Wolke von verklungenen Festtönen, erstícktem Lachen, geschütteltem Weh. Die Perlen klirren. Wie eine Suchende stürzt Isidore durch die Räume. Über die Wiege fällt sie hin, saugt den Duft des weichen, schlafenden Gesichtchens auf. Das wilde Atmen verhaucht, das Glühen ihres Gesichtes zerrinnt. Ihr wirres Haar flutet über das Kind. Die Händchen kneifen zu, fest, unauflöslich. Eine Perle in dem Fäustchen, fest, unauflöslich.

Fern verhallende Rufe in der Nacht: Frau Königin!

Drei Tage bäuerische Lustbarkeit, und wieder das strenge Gesicht der Arbeit. Huh! wie grämlich die Arbeit aussieht nach drei Tagen Lustbarkeit! Beau Urville kann nicht einmal ihr Gesicht an seinem sehen. Der Erdgeruch verdirbt seinen Sektatem. Doch sagen die Männer von Kindlein Jesu, daß sie froh sind, ihre Tage wieder im alten Gleise zu sehen. In der Lustbarkeit sind sie geworfene Menschen.

Es sagen's nicht die Frauen. Sie schleichen noch an die Türen, wenn die lustigen Herren von Lüttich vorüberziehen. Und Bebelle träumt noch von sektfrohen Stunden. Lauert, wenn die lustigen Herren von Lüttich vorüberziehen. Es weht ein Hauch durch die Farm, der fremd und nicht heimisch ist. Da wünscht die Frau, daß die lustigen Herren nach Lüttich heimziehen möchten. Aber Beau Urville braucht noch die Freude.

„Ah, ma belle, jetzt lebe ich wieder. Ich habe sie geküßt wie Bräute, meine Lütticher Buben.“ Und da kann Isidore nicht anders, sie muß ihm die Freude, die er noch braucht, lassen.

Er führt aber seine Buben fort aus dem kühlen Hause der Arbeit. Fort zum Turf. Im Türmchen

hausen sie. Speisen auch dort. Die verscheuchte Lustbarkeit hat sich in das Türmchen am Turf geflüchtet. Da klagen die Männer von Kindlein Jesu. Da werfen die Burschen böse Blicke und reden nicht, wie die Alten es wollen. Sie reden davon, daß sie nicht mehr auf die Farm Kindlein Jesu heiraten wollen. Und sie gehen mit Knurren und Murren davon, wenn Beau Urville auf seinem Dogcart dahersaust. Eiligst nach dem Herrenhause zurück, Frauchen mal guten Tag sagen.

Sie sieht, daß er glücklich ist. Aber in ihrem Ohr sind noch die Klagen der Männer und die Vorwürfe der Frau. „Wenn deine Sehnsucht nach Lüttich so groß ist — ich gebe dich für eine Woche frei."

Sein schneller mißtrauischer Seitenblick: „Aha! Hat Maman Feuer gelegt?"

„Lieber, wenn du das meinst, dann — bleibe eben hier."

Er ist bei ihr und schlingt beide Arme um sie. „Komm du mit!" Sein Mund flüstert an ihrem Ohr: „Wir beide freie Menschen in unsrem süperben Lütticher Kreis! Einmal wieder untertauchen — ganz vergessen — mit dir wie einst — ein Rausch von schönen Wochen ..." Er erdrückt sie fast. „Wie ich dich noch liebe! Du ... Frau Königin ... mir gehörst du! Siehst du, wie die Blicke der andern dich wollen! — Komm mit! Komm mit! Daß ich zeigen kann, was ich besitze! ..."

Sie liegt wie eine Statue in seinen Armen, dürstend nach dem Rausch aus seinen gestammelten Worten und wird nicht warm und wird nicht heiß und ist so unglückselig leer und ist so erschrocken.

„Ich kann nicht," flüstert sie und denkt an alle Pflichten. Da hört und sieht er, daß er sie nicht warm gemacht hat. Der Rausch der Freude fliegt aus ihm. Eine entsetzte Angst jagt ihn, ihre fliehende Liebe einzuholen. Er will wieder diese quälende, fordernde, weinende Liebe, die sie ihm einst jauchzend nachgetragen!

„Dann bleibe auch ich!" sagt er. Er wird die Buben fortschicken. Er wird's! Wiedersehen. Saust in seinem Wägelchen davon.

Am folgenden Tage erhält sie eine Depesche von ihm, daß er in Lüttich ist. Er gibt auch einen Grund an: mit dem Baumeister sprechen.

In derselben Woche rücken Arbeiter an und graben an der Wildnis die Fundamente. Ende der Woche langt ein feuriger Liebesbrief an. Dann ein Gruppenbild mit den Freunden und Madame Bonivard und Erzengelchen. Für Bebelle den Vater Guérisson, der jetzt auf Ansichtspostkarten zu haben ist.

Bei Anbruch der zweiten Woche empfindet Isidore plötzlich eine tödliche Einsamkeit. Und am Abend sitzt sie am alten Biforafenster, stützt die Arme auf den Mauervorsprung und vergißt, zu ihrem Kinde zu gehen. Sie möchte weinen vor Sehnsucht, aber weiß nicht, wie ihre Sehnsucht ist. Sie liest seinen glühenden Brief und denkt, daß ihre Sehnsucht nach ihm ist. Und denkt, daß ihre Sehnsucht so unaussprechlich ist. Und für die unaussprechliche Sehnsucht ... sucht sie ... Beau Urville ... Wenn Beau Urville ihr jetzt hereinkäme, würde ein verliebtes Tändelspiel beginnen. Für ihr Verliebtsein hat Beau Urville immer ausgereicht. Aber nun wallt ihre große unsagbare Sehnsucht über ihn hinweg, so riesengroß, so gewaltig und stürmend — ach Gott! nun müßte der Mann heraufwachsen zu dieser Sehnsucht! Ihre Arme recken an dem Säulchen des Fensters herauf, ihr Körper streckt und dehnt sich dieser stürmenden Sehnsucht nach.

Im Korridor eine tönende Stimme: „Lump!“ Da schreit sie auf, klammert sich an das Säulchen, meint, sie müßte niederfallen. — Und wieder ein Aufschrei und mit flatterndem Gewand hinaus, ihm zu, seinen Hals umklammernd, wortlos mit stoßendem Atem.

An den Korridorecken taucht das Personal auf. Da nimmt er sie mit sich hinein. Hinter ihnen fällt die Tür zu. Da werden die Tage rot wie Rauschgold. Und der Taumel wirrt durch die Gemächer. Und Hans Lothar muß Not leiden. O, in der süßen Einsamkeit wiederholter Flitterwochen! Sie lächeln sich an wie Betäubte. Herrgott! wie sie sich lieben!

Dann flüchtet Isidore zu ihrem Kind, stampft mit

dem Fuß und hat einen Haß — o, einen Haß gegen sich! Und als Urville durchs Haus geht und pfeift, steht sie mit leerem, kaltem Widerwillen. Und als ihre Hand bei Tisch an seine streift, zuckt es unangenehm über ihr Gesicht.

Er sagt: „Repetierte Flitterwochen sind wie ein zweiter Aufguß von Tee, hain?"

„Ja," sagt sie, „wir wollen vernünftig sein."

Jetzt muß er seine Zeit zwischen dem Bau und dem Turf verbringen. Jetzt ist er ein Mensch, der große Pläne baut. Jetzt hat ihm die Maman nicht mehr dreinzureden. Er baut sein Haus mit wuchtigen Sandsteinblöcken, mit dem Schmuck klassischer Fruchtkränze, tanzender Putten, Sirenen und Masken. Er lädt Künstler und Kunstsinnige zum Beschauen. Auf Kindlein Jesu mehren sich die Fremden und Gäste. Aber die Frauen, die auf Kindlein Jesu herrschen, sieht man nicht. Wenn hier und da in den Wegen eine Reiterin auftaucht, wird ein Flüstern: „Das ist sie, Frau Königin!"

Urville begehrt auf: „Man soll meine Frau an meiner Seite sehen!"

„Beau Urville," erwidert sie, „jetzt ist das Spiel an deiner Seite aus. Jetzt sind wir wach geworden — ganz wach. Und nun stehen so viele Pflichten um mich."

„Auch gegen deinen Mann?"

„Lasse ich es fehlen?"

„Der Bau kann nicht voran, wenn du die erforderlichen sechzigtausend Franken nicht flüssig machst."

„Schon dreimal soviel ist dir bewilligt worden, und noch stehen die Wände nicht."

„Mißtraust du?"

„Ich sage nur Tatsachen."

„Ich muß das Geld haben!"

„Ich werde mit meiner Mutter sprechen."

„Frau Königin, so wenig Zepter?"

„Meine Mutter muß gegenzeichnen."

„Dann sehe ich schon den Teufel hinter ihr lachen." Er geht, schlägt die Tür hinter sich zu, öffnet aber

gleich wieder, „pardon, ein Rüpel bin ich nicht, trotz der zwei Jahre unter euch. Siehst du, Schatz, das war mal verkehrt daß wir beide uns heirateten, hein?“

„Ja, Beau Urville, du konntest blenden,“ preßt es sich aus ihr heraus.

„Ein Glück, daß nicht ich dich, sondern du mich geheiratet hast!“

Sie horcht auf. „Warum das?“

„Weil ich mich nun frei weiß davon, daß ich Unglück gemacht habe.“

„Dein Unglück erträgst du gut.“

„Ich denke nicht an mein Unglück.“

„An meines auch nicht.“

„An das d r i t t e!“

Da fällt's ihr wie ein Stoß gegen die Brust. Das Kind! Es wallt ihr auf in Verzweiflung und Zorn: „Geh! Dieses Kindes wegen ist meine Reue so grenzenlos!“

„Der Vater dieses Kindes bittet um Vorschuß. Erhält er ihn?“

„Nein!“

„Dann fahrt zur Hölle!“ Hinaus und wirft die Tür zu. Er geht im Korridor auf und ab, summt, flucht. Dann eilt er um die Ecke zum Glasrundbau. Isidore hört seine Schritte nicht mehr. Dann eine Weile und unter ihr klirrt die Schelle. Dann eilt sie zur Tür und hinunter zu ihrer Mutter in den Turmerker. Sie wirft sich in heftiger Erregung vor ihr nieder und den Kopf in den Schoß. „Mutter, erlöse mich von ihm! Wenn ich ihn nicht mehr liebe, kann ich nicht mehr bei ihm sein!“

Ihre wehen Schreie zittern durchs Gemach, und danach ist die Stille um so furchtbarer. Die Frau antwortet lange nicht. Das erstickte Schluchzen in ihrem Schoß: „Mutter, hilf mir!“

Da atmet die Frau tief. Die Last, die diese Tochter nun auf ihre Brust wälzt, drückt ihr die stolzen Schultern zusammen. Wenn sie nun antwortet: Du hast es gewollt, es gibt kein Entrinnen. — Aber sagt man das einer Verzweifelten? Sie hält der Schluchzenden

Kopf mit beiden Händen, so zart sie es vermag, und als dann Isidore in ihr Gesicht sieht, sieht sie es blutleer und fast greisenhaft.

Dann sagt die Frau still: „Ich will nachdenken."

Isidore steht auf, lehnt hinter ihrem Sessel, preßt ihre fiebernde Stirn. „Wie ich verblendet war!"

„Ihr habt euch beide unrecht getan. In seinem Kreise wäre Beau Urville der Blender geblieben. Nun darfst du auf dein erstes Unrecht kein zweites tun, Isidore. — Nun — darfst du nicht von ihm —"

Da bebt ihr Entsetzen in die Sessellehne. „Mutter, ich kann nicht!"

„Dein Kind ist da —"

„Ich kann nicht, Mutter!"

Jetzt steht die Frau in heißem, tiefem Groll auf: „Als ich dich vor die Bilder deiner Ahnen führte und von dir das Opfer deiner Pflicht, deine kleine, schale Verliebtheit forderte, da riefst du auch: Ich kann nicht! Ich habe deinen Willen respektieren müssen. Jetzt sei in der Kraft deines Willens wenigstens so weit eine Cornély, daß du konsequent bleibst! Jetzt ertrage!"

Sie will an ihr vorüber. Isidore aber wirft sich ihr entgegen. Ihre Verzweiflung gellt: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!"

Da drückt die Frau sie in den Sessel nieder. Erschüttert bebt ihre Stimme: „Nein, du kannst nicht."

Was liegt in ihrer Stimme? Ach, dieses schwache Geschlecht, das am eigenen Willen zerbricht!

Von der Kapelle läutet der Abendsegen. Von der Arbeit kehren sie heim, des Schweißes froh; froh der geopferten Kraft.

Als Beau Urville nach Isidore fragt, sagt ihm die Frau, er soll ihr Zeit lassen. Und bringt das Kind hinunter zu ihr.

Beau Urville wartet in den leeren Räumen. Wartet und trinkt. Er kommt nicht, nach ihr zu fragen. Wartet und trinkt. Und wenn ihm die Laune kommt, spaziert er auf den Korridor, summt und flucht. Er sagt dem Entchen, daß er sich verdammt langweilt.

Da geschieht es, daß man im Erkerzimmer des Turmes laut und schrill die alte Schelle vom Keller her tönen hören kann.

Als Urville in den Glasbau tritt, rispelt der Federkiel über das Spinett und die Saiten springen. Er pfeift leise ein Zwitschern dazu, tritt in die Tür: „Salut, Entchen!“ wirft ihr seine Kappe gegen den bauschig frisierten Kopf. Sie duckt ein, sagt die derbe Lütticher Redensart: „Pfui dä! Sind Sie einer, der einem die Füße in die Schüssel legt?“

Er schiebt sich mit dem Fuße einen sogenannten Savonarolastuhl mit drehbarem Sitz und gerader Rückenlehne her. „Wenn ich ein Maasschiffer wäre, würde ich mich erhängen, wenn ich ein Militär wäre, mich erschießen, und wenn mir daran läge, nach meinem Tode interessant zu erscheinen, mich in Kohlengasen ersticken.“

Bebelle ritzt noch mit dem Federkiel, wirft ihn dann weg. „Der sentimentale Beau! Das ist, um auf einem Besenstiel zu reiten!“

„Bitte, Hexe, lasse dich einmal vor eine Wand setzen, mit dem Bescheid, du sollst ihr Zeit lassen, bis sie eine Rosenhecke wird, oder man setzt dir eine Zervelatwurst vor, du sollst ihr Zeit lassen, bis sie zum Lohengrin wird. Das sind Entwicklungen, die auf der As-moll-Sonate meines Lebens die Quinte zum Springen bringen.“

„Gott! wer sich auf As-moll setzt und Trübsal bläst! Schweben Sie doch 'raus aus dem Hungerturm.“

„Wohin soll ich denn schweben? Weißt du ein Asyl für abgelegte Ehemänner bei freier Station und etwas Taschengeld?“

Bebelle steht vor ihm, schnalzt kritisch mit der Zunge. „Also das ist's! Der Beau hat kein Metall. Ja, das ist wahrhaftig, um sentimental zu werden.“

„Ich dachte schon daran, die Bonivards anzupumpen.“

„Dann wird man in Lüttich sagen, daß Beau Urville unter Vormundschaft gesetzt ist.“

„Wenn meine zwei Finanzfrauen hier heraus-

bringen, eine wie — starke Nachfrage nach — meinem Autogramm besteht — hein, Entchen? dann ist das Kuratel mir bombensicher!"

Sie lächelt ihn verschwiegen an. „Wer das dem Beau Urville vor zwei Jahren gesagt hätte!"

„Hätte Beau Urville eher das Haus der Madame Hippipp in Brand gesteckt, als einen gefährlichen Blick hinüber zu werfen."

„Beau Urville durfte nicht über die Maas hinaus."

Da ist aus seinem Gesicht die schöne Oberflächlichkeit. Er duckt ein, daß die Rückenlehne hoch über ihm ragt. „Maas-Entchen . . . ich hätte bei euch bleiben müssen."

Bebelle steht und horcht. „Glauben Sie, daß hier Ratten sind?"

Er antwortet nicht. Bebelle steigt in den massigen Schrank und drückt seine Hinterwand, die als Tür zum Nebenraum führt, auf.

Als sie zurückkommt, geht Urville nervös auf und ab. „Ich sage dir's, Entchen, wenn die mich noch lange hier auf Wasser und Brot setzen, werde ich verrückt. Gestern schickte ich der chère maman in einer Pillenschachtel meine Börse hinunter. Und nun warte ich, warte, warte — und fürchte doch, die Frau kommen zu sehen. Sie macht mir unangenehme Empfindungen, als marschiere plötzlich der Glockenturm von St. Martin hinter ihr her. Ah, Entchen, Entchen, singe! Die süßen Lieder des Cramignon — Ah nein, nein, — unser Chansonettchen vom Boulevard! Weißt du, Entchen, unter den Laternen. Ah, ein Pläsir! Singe, Entchen:

Hast du meine kleine, kleine,
wunderfeine
süße Meine
nicht gesehn par hasard
auf dem Boulevard."

Sie schüttelt winkend und nickend die Hände:

„kleine, kleine,
zuckerfeine —
Ei, wie sehr apart
auf dem Boulevard."

Sie hält inne: „Es sind Ratten da!"
„Gewiß sind Ratten da — was stört es uns?"
„Ich will doch nachsehen."
Sie bleibt lange. Als sie zurückkommt, steht Urville vor dem Gobelin des Alkovens. „Könnte man wenigstens die Sache zu Geld machen. Entchen, weißt du, du reisest nach Lüttich und gibst, eins nach dem andern, den Unrat hier ins Leihhaus."
„Bitte, ich bleib' stubenrein. Aber ich kann trotzdem Beau Urville helfen."
Er schnellt herum, sieht ihr wissendes Lächeln, reckt die Arme wie ein Geretteter und ruft: „Thalatta!"
Und Bebelle schnell: „Wenn ich den Deckel des Spinetts aufklappte und siebenhundertfünfzigtausend Franken lägen aufgezählt dort — würden Sie sie nehmen?"
„Aber gern!"
„Ich meine, würden Sie es, auch wenn es Ihnen nicht ausdrücklich zugesprochen ist, — nehmen?"
„Von Herzen gern!"
Mit einem schnellen Griff nimmt sie ihm aus der Brusttasche das Ziertüchlein. „Ich werde Ihnen die Augen verbinden und Sie führen."
„Was geschieht?"
„Einen Schatz heben."
„Ohne Lebensgefahr?"
„Komm, Beau Urville!" Sie nimmt seine Hand und durch den Schrank. „Vorsicht! Wir dürfen das Haus nicht alarmieren." Über verschlissene Arminsterteppiche, die den Schritt dämpfen, unter dickverstaubten Vorhängen hindurch, zwischen zerbrochenen übereinandergehäuften Möbeln hin in das feuchtmodrige Zimmer zum Turmaufstieg, dessen Tür zur Terrasse fest verrammelt ist. Hier löst Bebelle die Binde. Sie stehen vor der Truhe. Bebelle bückt sich, schiebt die anscheinend starken Eisenbänder zurück, drückt mit einem Nagel gegen einen tief im Holz steckenden Knopf und kann den schweren Truhendeckel heben. Mit großer Spannung folgt Urville jeder ihrer Bewegungen, sieht, wie sie das Kästchen hebt, ebenso geschickt öffnet und —

„Parbleu!“ ruft Beau Urville.
„Der Königsschmuck Ihrer Frau!“ sie reicht ihm das Kästchen.
Er steht hilflos. „Verdammt! Was soll ich?“
„Ist Beau Urville naiv?“
„Versetzen soll ich das?“
„Das ist Ihre Sache. Ich habe Ihnen bloß gezeigt, wo siebenhundertfünfzigtausend Franken aufgezählt liegen — weiter nichts.“
„Fällt auf solche Dingsda kein Zuchthaus?“
„Es ist der Schmuck Ihrer Frau.“
„Aber selbstverständlich!“
„Sie versetzen ihn — aus Mangel an Lebensmitteln.“
„Ei, wie vernünftig du sprichst, Entchen!“
„Also?“
Er setzt das Kästchen in die Truhe zurück, stößt die Hände in die Taschen, philosophiert. „Nehme ich die Sache, dann schwimme ich auf Oberwasser für einige Zeit, nämlich für die Zeit, daß ich Zeit lassen soll. Wünscht mich meine Frau zurück, gut, dann stelle ich meine Bedingungen. Bleibt sie starrköpfig, gut, so brauche ich wenigstens nicht an meinem Daumen zu lecken. In Summa: Beau, bist trotzdem ein Schuft, wenn du mit dem Schmuck deiner Frau durchgehst.“ Er stößt mit dem Fuß den Truhendeckel zu. „Entchen, komm und singe!“
„Ja, vom kleinen Bonhomme, der sein Hirn in der Pillenschachtel verwahrt,“ lacht sie auf und folgt ihm.
Inmitten des Zimmers wendet er sich zurück. „Du hast das raffiniert gemacht“ — sein Blick geht scharf nach der Truhe — „zuerst die Eisenbänder schieben, dann mit dem Nagel den Knopf. Sapristi! Sehr einfach für ein kindlich Gemüt.“ Er geht weiter. Steht dann lauschend am Durchgang zum Schrank, winkt zurück. Auf der Brücke hallen Schritte, schwer und wuchtig wie diejenigen des Stallmeisters, verhallen in dem Glasbau. Urville schlüpft davon.
Leise, zögernd folgt Bebelle, horcht noch am Schranke. Da rascheln hinter ihr gar sehr die Ratten, sie fährt auf und sieht Wellem zwischen den Wandteppichen

und der Mauer herausschurfen. In seinem mageren Gesicht wirren die Linien und machen es verwegen und gewalttätig, seine Blicke fallen auf sie wie Tigerkrallen. Erschreckt will sie flüchten, da schlägt er ihr die Schranktür zu. Sie springt beiseite, als er täppisch nach ihr fassen will, flüchtet zurück durch die Räume, Wellem ihr nach, stolpert über die Teppiche, rafft sich auf, sie wirft ihm Möbelstücke in den Weg, er springt darüber, dann rasselt sie an der Terrassentür — ist verschlossen; in grenzenlosem Schrecken irrt sie durch das Zimmer, da recken schon seine Arme nach ihr — o sein Gesicht! er wird sie morden, er lacht roh. Sie stößt einen hochlehnigen Sessel gegen ihn, läuft, läuft, nun ist sie in den Turmspalten, eine Strickleiter schlenkert herab, sie hängt sich daran, sie springt auf, sie klettert, da lacht er im Triumph, jetzt ist die Maus in der Falle, ist schon hinter ihr auf der Strickleiter, hinauf, hinauf! Sie springt ab in das enge Turmgemäuer, kein Ausweg mehr. Auf schreit sie entsetzt, denn da taucht Wellems drohendes Gesicht auf.

Sie kauert in der Mauerecke, nimmt ihren Mut zusammen. „Was willst du?"

Er hat sie schon gepackt, drückt sie nieder, sie wehrt sich, tritt gegen ihn, kratzt ihn. Er lacht still und verwegen. „Jetzt wirst du tot gemacht! Verstehst du — tuer! kaputt! Sie windet sich unter seinem Druck. „Du bist eifersüchtig, du Bettler von den Hügeln! Du Grasfresser vom Maaskai!"

„Was? Ich schaluß? O, du freche Katze! Ich möchte dich wollen?! O, ich habe eine ehrliche Mutter, ich bin kein solch schlechter Kerl und möchte dich wollen!"

Und wuchtig prallen seine Schläge auf sie nieder. Sie jammert, sie wälzt sich, und unerbittlich drischt er weiter.

„Wellemchen!" fleht sie. „Wellemchen, was hast du denn gegen mich? Ich bin doch unschuldig, ich bin so gewiß unschuldig, als der gute Gott mich leben lassen will!"

„Du bist so schlecht, daß ich dich gar nicht genug klopfen kann! Und wenn ich dich genug geklopft habe, wirst du tot gemacht."

„Hör doch auf und laß mich ein Wort sagen!"

Er drischt weiter. „Bist du schlecht oder nicht?"
„Ja, ich bin schlecht," sagt sie matt.
Da macht er eine Pause, hält sie aber noch am Boden. „Du ißt hier das feine Brot und machst so schlechte Geschichten und betrügst die Madame. Sag, betrügst du nicht die Madame?"
„Ach ja, Wellemche."
Da rinnt aus seiner Stimme das Gewalttätige. „Die arme Madame, die nu doch schon das Leid hat! Ich weäß nich, wie man so schlecht sein kann."
Sie sieht in sein Gesicht, das keine Wut mehr verzerrt, das traurig und gut ist. Und da auch er sie ansieht, so in ehrlichem, hilflosem Kummer und in seinem kindhaften Erstaunen, daß so viel Schlechtigkeit in einem Menschen sein kann, da brennt ein heißes Schämen in ihr, daß dieser Bettler von den Hügeln, dieser Grasfresser vom Maaskai sich besser dünken darf. Scham und niedergeschlagener Hochmut und peinvoller Ärger.
„Laß mich aufstehen," bittet sie leise.
Er hält sie noch. „Willst du dich bessern — oder ich drücke dir den Hals zu."
„Ich will mich bessern."
„Nu, dann kannst du noch auf Probe weiterleben. Nimm dich in acht, ich bin überall hinter dir her, und wenn ich dich erwische, dann drücke ich dir ohne Gnade die Gurgel zu."
Er läßt sie, steht auf und stapft mit langen Schritten davon. Als er die Strickleiter hinuntersteigt, sieht er, daß sie noch wie gelähmt in der Ecke liegt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen ist Beau Urville — verreist.
Am Abend wiegt Isidore ihr Kind auf dem Schoß, sagt in leiser Not: „Mutter, er hat kein Geld."
Da steht die Frau auf und geht hinaus. Eine geheime Stimme folgt ihr und spricht hinter ihr: Beau Urville ging nicht ohne Geld.
Und sie findet die Truhe leer.

Sechstes Kapitel

Ein gekörnter Frühjahrsschnee fliegt über die Felder. Die Saatkrähen stoßen in die pulvernde Wolke, machen ein freches Gelächter. Und so vergraben still ist's überall auf der Flur. Ausgeräumt wie ein leerer Saal.

Weit in der stillen Luft ein verlorener Peitschenknall. Ein Komödiantenwagen schwankt in den holperigen Wegen. Ein magerer Gaul und ein Esel als Gespann. Hupp! steckt der Wagen fest.

„Also gut, werde ich Vorspann holen von der Farm," sagt der Herr Direktor. Der Herr Direktor gibt Schauspiele. Vor Beginn der Frühjahrsarbeiten „zieht" das noch auf der Farm. Man wird ihm gleich zwei Gäule schicken.

Stapft zwischen den ersten Häusern weiter. In der weißen Weite ein Schatten hochragend. Roß, Reiter. Der Herr Direktor beschattet die Augen. Pardon, pardon, nein. Roß, Reiterin. Pelzmütze und Jacke. Ein Gesicht, das lächeln müßte, aber keinen Anlaß dazu findet. Ein Gesicht, das man stolz nennt, weil es sich abgeschlossen hat gegen alle, die über die stolze Grenze hinaus ihm nahekamen.

Ein herkulischer Mann mit rundem Rücken, zu dem herab sie spricht. Da schwenkt der Direktor den Hut, steht mit entblößtem, buschig zerzaustem Haar, die eingebogene Sattelnase karfunkelrot. Havelock und abgetretene Reitstiefel. Der Stallmeister hat einmal die Gnade gehabt, ihm diese Trittlinge zu verehren. Ob der Herr Stallmeister sich noch erinnere: Direktor der Schauspielertruppe „Orphea", mit neuem Repertoire. Wagen stecken geblieben und so weiter.

„Ja dä, Direktor, kommst reun in die Farm, aber wennst noch mal das ‚Käthchen von Heulbronn' gibst, daß uns dann wieder 'n Schuppen abbrennt, laß ich dich in den Hengststall sperren."

„Gestatten?“ sagt der Herr Direktor und bedeckt sein Haupt. „Wie wollen Sie, daß mein neues Repertoire in einem — Schupfen gespielt wird! Sie haben, wie ich sehe, der Kunst einen Tempel gebaut und, meine Herrschaften, Thalia kann nicht würdiger einziehen.“

„W e r meunst, kann eunziehen? Und w o meunst, kannst eunziehen?“

Der Herr Direktor weist gegen Sonnenuntergang, wo aus blankweißen Feldern die glitzerweißen Sandsteinmauern des verödeten Baues ragen. Wie Trümmer eines Marmorschlosses, das in einem schönen Märchen gestanden hatte.

Über das Gesicht der Reiterin zuckt's wie Schwerthieb und zerschmettert die stolze Abgeschlossenheit. Und so wie dies Gesicht sein mag, wenn es in den Abendschatten über dem Bettchen ihres Kindes ist. „Schicken Sie dem Manne Vorspann,“ sagt sie kurz und reitet weiter. Der Stallmeister ruft einen Junker an, stapft der Reiterin nach.

„Ist noch etwas?“ fragt sie zurück.

„Botschaft von der Thibâ-Farm.“

Da strafft sie den Zügel, das Roß steht. Der Stallmeister stützt die Hände in die Hüften, sieht vor sich hin, nachdenklich.

„Marc Thibâ macht einen Vorschlag. Wir sollten mit ihm die Straße, die an der Wildnis entlangläuft und an seinem Gebiet vorbeu, ausbauen und fahrbar machen. Dafür gibt er seinen Anspruch auf die Straße frei.“

„Wo ist der Bote?“

„Wennst ihn nicht sehen willst, reut nicht weuter; in Petri Verrat hält er.“

Sie treibt ihr Pferd mit einem Zungenschlag an, reitet zwischen die hohen Hecken. Ein Reiter im groben Rock der Thibâ-Leute wartet. In Isidorens Gesicht wieder der abweisende Hochmut.

„Wo kreuzt euer Gebiet unsre Straße?“

„Viermal. Das letzte Mal an der Wildnis. Wenn Marc Thibâ seinen Anspruch aufgibt, dann ist die

Passage frei und von dorther der Verkehr zu Kindlein Jesu offen."

Da ist Isidorens Stimme, daß man nicht weiß, ob ihre Mutter redet. „Marc Thibâ will, daß wir ihm eine bequeme Straße bauen. Wie der Verkehr nach Kindlein Jesu passieren kann, haben wir ja erfahren."

„Marc Thibâ hat seine Rechte gewahrt."

„Und wird nun seinen Vorteil wahren."

„Marc Thibâ ist kein Krämer."

„Wollt Ihr, daß ich ihn Wegelagerer nenne?!" hallt ihre Stimme.

Der Stallmeister springt bei. „Der Vorschlag wär zu bedenken, meune ich —"

„Mit Marc Thibâ unterhandeln wir nicht!" Sie spornt ihr Roß und ist davon.

„Da ist nichts zu machen," sagt der Stallmeister dem Reiter hinüber, und der verläßt auf dem Waldweg die Farm.

Der Stallmeister stapft in die Kolonie ein, nachdenklich, sehr nachdenklich. Es ist auf Kindlein Jesu ein Fremdes geworden. Das lastet in der Luft. Man kann's nicht greifen. Aber wenn man das junge Weib sieht, das nun dahinsprengt mit seinem versteinerten Blick, als wenn es vor Lebensanfang schon abgeschlossen hätte mit dem Glück — Ja, wenn man das sieht, weiß man, was auf der Königsfarm lastet.

Auf dem weiten Plan der Roßweide hält das Jungvolk der Vierhufer seine Kirmes. In langen Reihen werden die Fohlen im Trab gejagt. Hinter ihnen peitschenknallend die Pferdeknechte. Weit drüben an den Pfählen üben die Pferdejünglinge unter Aufsicht der Junker auf den Sprungbrettern, über Böcke hinweg und dergleichen, was das Jungblut einige Stunden des Tages aus der Winterstalluft lockt und ergötzt und in Bewegung setzt. Als der Stallmeister zurückschaut, sieht er, daß die Reiterin an den weißen Ruinen des „Marmorschlosses" vorbeireitet.

Hat wer hinter ihr gelacht? Es kann doch kein solch fürchterliches Lachen in ihr sein. Da ragen jetzt

die weißen Wände und kühne Pläne scheinen aus ihnen gigantisch aufzusteigen. — Wie ein Tempel ist der Bau. Morgen steht ein Komödiantenwagen darin. Urville, wo immer du bist, ist auch hinter dir das fürchterliche Lachen her?

Sie beide haben ihr Schloß nicht weiterbauen können. Und dieser verlassene Bau steht nun da wie die Marmorruine ihres kurzen schalen Glückes.

Sie reitet dicht am Rande der Wildnis. Sie will die Kreuzung sehen, die ihre Straße sperrt. Wie bereist glitzern die Kalkfelder. Eine unendliche Weite. Geheimnisvoll und ohne Grenzen und weiß der Himmel auf der weißen Ebene. Die Spalte klaffen. Wenn die Sonne hineinbrennt, dampft der schleimige Kalkbrei darin.

Hart trabt das Roß auf dem gefrorenen Boden, schwenkt den Kopf, schlaff hängen die Zügel.

Hinter den zerstäubten Schneewolken macht sich eine fahle, kalte Sonne hervor, blitzt auf die gefrorenen Kalkspreiten wie auf blankes Metall. In dem glitzernden Wirbel ist da plötzlich ein Schatten, Isidore beschattet die geblendeten Augen. Da ist ein gestreckter Pferdekopf dicht vor ihr. Marc Thibâ.

Die Pferdeköpfe recken mit langen Hälsen zusammen. Isidore reißt den Zügel straff, sie ist nicht gewillt, mit Marc Thibâ zu reden. Da hört sie seine Stimme. Über zwei Jahre hat diese Stimme geschwiegen. Jetzt fällt sie auf sie wie eine plötzliche Freude, wie verirrte Menschen eine Stimme hören, die ihnen den Heimweg zeigt.

„Du hast den Boten zurückgeschickt mit absoluter Weigerung. Das war nicht klug."

„Du hast meine Antwort gehört. Damit genug."

„Du ließest sagen, daß du mit Marc Thibâ nicht verhandeln willst. — Das klingt feindselig."

Sie richtet sich auf, so daß ihr Roß mit leisem Zucken auf ihre Bewegung eingeht. „Wie glaubt Marc Thibâ, daß auf ‚Kindlein Jesu' die Meinung über ihn ist?"

„Ich bin kein Feind. Ich nutze nur meine Rechte

aus. — Sie waren mir arm genug zugemessen. Doch ich bitte nicht. Mag es denn so bleiben."

Ihr Blick streift über ihn hin. Nein, er bittet nicht, er trotzt auch nicht, er hat bloß sein ruhiges, starkes Selbstbewußtsein. Sie wirft ihr Pferd herum, sie will fort, sie will diesen Mann nicht sehen, der in dem schimmernden Wirbel wie ein Sieger über sie steht.

„Geben Sie acht!" hallt seine Stimme. „Die Kalkkuhle!" Er faßt ihr Pferd am Zügel und führt es an der Kuhle vorüber.

Ihr Gesicht nimmt einen eigenen Ausdruck an. Sie beugt sich aus dem Sattel, sieht in den weißen Schlammgrund hinunter. „Marc Thibâ — wie tief ist diese Kuhle?"

„Man nennt sie die Todeskuhle. Man erzählt, daß ein Roßdieb mit dem Pferde darin zu Tode gekommen ist."

Mit gewaltsamem Ruck setzt sich Isidore wieder im Sattel zurecht. Was war ihr denn? Wenn — der Schlamm über ihrem Kopf zusammenschlüge — — Da sieht sie Marc Thibâs Blicke auf sich. Ihre jähen Gedanken spiegeln darin.

Er reitet zu ihr her. „Isidore, in den gelben Bergen sind auch Abgründe." Er hält inne, seine Brust arbeitet unter einer furchtbaren Erregung. Dann sagt er kurz: „Aber man sieht nicht hinunter."

Sie beißt ihre Zähne zusammen, daß die Sehnen bis an die Schläfe hinauf zucken, daß ihre Augen wie dunkle Schlünde sich öffnen. Und herb und mit hingelachtem Weinen: „Sieh hinunter, Marc Thibâ, sieh hinunter! und bezahle die Hand, die dich hinabstößt!"

Da fällt seine Hand auf ihre, daß der Zügel ruckt und der Kopf des Pferdes aufbäumt. „Dann müßte ich diese Hand bezahlen!!" sprüht er ihr zu, sprengt fort. — Herr des Himmels! Der Kuhle zu — ein Anlauf, der Pferdeschweif schlägt hoch — ein Sprung — — Herr des Himmels! Er geht fehl — das Roß hängt halb in der Böschung, stampft wild, Kalkstaub spritzt.

„Marc Thibâ!“ Markerschütternd gellt ihre Stimme, ihre Hände wühlen im Haar.

Mit wildem, tobendem Stampfen arbeitet sich das Pferd auf — davon wie gejagt. Und zurück hallt Marc Thibâs Stimme: „Über den Abgrund, Isidore Cornély!“

Wie ein Windwirbel dahin, ein fliegendes Roß, das kaum noch die Erde berührt, ein Reiter, der über seinem Halse liegt und von seiner flatternden Mähne eingehüllt ist.

Und da hält sie noch hoch zu Pferde, starrt dem tanzenden Schatten nach. O Gott, was war das? Der Schrei hat ihre Seele aufgerissen — Jetzt flammt die Erkenntnis heraus, die entsetzliche! Die Erschütterung, die den Verrat verübt. Eine tödliche Furcht packt sie. Sie jagt dahin, als könne sie diesem Geschick entrinnen. Und so auf der Flucht vor einer fürchterlichen Erkenntnis.

Als sie die Wildnis hinter sich hat, ist die Erschütterung aus ihr. Langsam reitet sie in den Wegen. Das Herrenhaus ragt. Vielleicht weint ihr Kind nach ihr.

Der Schneewind schlägt um sie, streicht kalt ihr Gesicht. Herb und kalt wie die stolze Kraft, mit der sie nun ihre aufgerissene Seele wappnen muß. Die Kraft der Cornély, die immer einmal das Heldenstück der Seele abverlangt.

Als sie über die Diele kommt, erwartet sie die Frau. Ihr Blick ist unsicher. Sie nimmt einen Brief vom Tische auf. „Nachrichten von Lüttich.“ Dann geht sie und schließt die Tür des Treppeneingangs. Wartet.

Mit heiser erregter Stimme sagt Isidore: „Madame Bonivard schreibt.“

„Ist er dort?“

„Ja.“ In ihrer zitternden Hand knistert das Briefblatt. Madame Bonivards Schreiben lautet:

„Mon petit coeur!

Ohne Umstände und Einleitung: Er ist bei mir. Er kam herein und sagte: ‚Madame, Ihre Schildkrötensuppe, o Ihre gentile Schildkrötensuppe muß ich doch essen kommen.‘ Und so, als wäre er gestern noch

aus. — Sie waren mir arm genug zugemessen. Doch ich bitte nicht. Mag es denn so bleiben."

Ihr Blick streift über ihn hin. Nein, er bittet nicht, er trotzt auch nicht, er hat bloß sein ruhiges, starkes Selbstbewußtsein. Sie wirft ihr Pferd herum, sie will fort, sie will diesen Mann nicht sehen, der in dem schimmernden Wirbel wie ein Sieger über sie steht.

„Geben Sie acht!" hallt seine Stimme. „Die Kalkkuhle!" Er faßt ihr Pferd am Zügel und führt es an der Kuhle vorüber.

Ihr Gesicht nimmt einen eigenen Ausdruck an. Sie beugt sich aus dem Sattel, sieht in den weißen Schlammgrund hinunter. „Marc Thibâ — wie tief ist diese Kuhle?"

„Man nennt sie die Todeskuhle. Man erzählt, daß ein Roßdieb mit dem Pferde darin zu Tode gekommen ist."

Mit gewaltsamem Ruck setzt sich Isidore wieder im Sattel zurecht. Was war ihr denn? Wenn — der Schlamm über ihrem Kopf zusammenschlüge — — Da sieht sie Marc Thibâs Blicke auf sich. Ihre jähen Gedanken spiegeln darin.

Er reitet zu ihr her. „Isidore, in den gelben Bergen sind auch Abgründe." Er hält inne, seine Brust arbeitet unter einer furchtbaren Erregung. Dann sagt er kurz: „Aber man sieht nicht hinunter."

Sie beißt ihre Zähne zusammen, daß die Sehnen bis an die Schläfe hinauf zucken, daß ihre Augen wie dunkle Schlünde sich öffnen. Und herb und mit hingelachtem Weinen: „Sieh hinunter, Marc Thibâ, sieh hinunter! und bezahle die Hand, die dich hinabstößt!"

Da fällt seine Hand auf ihre, daß der Zügel ruckt und der Kopf des Pferdes aufbäumt. „Dann müßte ich diese Hand bezahlen!!" sprüht er ihr zu, sprengt fort. — Herr des Himmels! Der Kuhle zu — ein Anlauf, der Pferdeschweif schlägt hoch — ein Sprung — — Herr des Himmels! Er geht fehl — das Roß hängt halb in der Böschung, stampft wild, Kalkstaub spritzt.

„Marc Thibâ!“ Markerschütternd gellt ihre Stimme, ihre Hände wühlen im Haar.

Mit wildem, tobendem Stampfen arbeitet sich das Pferd auf — davon wie gejagt. Und zurück hallt Marc Thibâs Stimme: „Ü b e r den Abgrund, Isidore Cornély!“

Wie ein Windwirbel dahin, ein fliegendes Roß, das kaum noch die Erde berührt, ein Reiter, der über seinem Halse liegt und von seiner flatternden Mähne eingehüllt ist.

Und da hält sie noch hoch zu Pferde, starrt dem tanzenden Schatten nach. O Gott, was war das? Der Schrei hat ihre Seele aufgerissen — Jetzt flammt die Erkenntnis heraus, die entsetzliche! Die Erschütterung, die den Verrat verübt. Eine tödliche Furcht packt sie. Sie jagt dahin, als könne sie diesem Geschick entrinnen. Und so auf der Flucht vor einer fürchterlichen Erkenntnis.

Als sie die Wildnis hinter sich hat, ist die Erschütterung aus ihr. Langsam reitet sie in den Wegen. Das Herrenhaus ragt. Vielleicht weint ihr Kind nach ihr.

Der Schneewind schlägt um sie, streicht kalt ihr Gesicht. Herb und kalt wie die stolze Kraft, mit der sie nun ihre aufgerissene Seele wappnen muß. Die Kraft der Cornély, die immer einmal das Heldenstück der Seele abverlangt.

Als sie über die Diele kommt, erwartet sie die Frau. Ihr Blick ist unsicher. Sie nimmt einen Brief vom Tische auf. „Nachrichten von Lüttich.“ Dann geht sie und schließt die Tür des Treppeneingangs. Wartet.

Mit heiser erregter Stimme sagt Isidore: „Madame Bonivard schreibt.“

„Ist er dort?“

„Ja.“ In ihrer zitternden Hand knistert das Briefblatt. Madame Bonivards Schreiben lautet:

„Mon petit coeur!

Ohne Umstände und Einleitung: Er ist bei mir. Er kam herein und sagte: ‚Madame, Ihre Schildkrötensuppe, o Ihre gentile Schildkrötensuppe muß ich doch essen kommen.‘ Und so, als wäre er gestern noch

mein Gast gewesen. Da habe ich ihn mir einmal ordentlich angesehen, habe ihm seine Krawatte zurechtgerückt und habe ein bißchen geweint und ihn gleich zu Bette geschickt. Die Augen waren ihm verquollen, denn wahrhaftig, man verschläft die Nächte auf den Boulevards nicht. Und nun stehe ich mit gerungenen Händen vor Ihnen, meine süße, kleine Freundin, seien Sie weich und gut, nehmen Sie den armen, kleinen Sünder wieder auf. Wenn ich ihm auf die Schulter klopfe und sagen darf: ‚Sie wartet‘, dann wird er kommen. Meine Liebe, ich glaube, Sie müssen ihn nehmen! Es wird Ihnen nicht gleichgültig sein, daß man von dem Vater Ihres süßen Babys sagte, daß er von der Mildtätigkeit seiner Freunde lebt. Meine Liebe, ich weine mit Ihnen, aber das müssen Sie wissen! ...“

Das zerknitterte Blatt in der Hand, stützt sich Isidore auf die Tischkante. Leises, peinvolles Stöhnen entringt sich ihr. So schreibt nun diese Frau, als wäre nichts geschehen, als lägen keine dunklen Tiefen zwischen ihnen. Beau Urville sucht Zuflucht bei ihr. Aber selbstverständlich.

Die Frau geht ein paar Schritt von ihr fort, ihr starkes Gefühl sagt ihr, das wird ein Weib mit sich allein abmachen müssen.

Nur eine Weile des Zusammenbruchs, dann ist Isidore wieder aufgerichtet von der herben, starken Kraft. Ihre Hand flüchtig gegen die Augen drückend, sagte sie gepreßt: „Das muß nun ertragen sein!“

Sie läßt den Brief auf dem Tische zurück, geht. Die Frau sieht ihr nach. Gott Dank! sie *ist* eine Cornély!

Und nun ist das Fremde in der Luft von „Kindlein Jesu“ so sichtbar, daß es die Häuserfirste mit seinen Schattengewändern streift.

Der Herr Direktor hält mit Thalia seinen Einzug, der Herr Direktor besitzt das Kunstvertrauen seiner Farmleute. Am Mittag schmettert seine Trompete. Am Mittag ist ein wenig Wärme in der Luft und man kann, ohne festzufrieren, im Trikot gehen. Der Herr

Direktor geht im Trikot in den Wegen: Tärättätalittulit! Auch Frau Direktor, bloßarmig und mit gelber Schärpe, vielleicht „Carmen". Auch die Baronin vom russischen Hof, die mit einem Schusterjungen durchgebrannt ist und romantische Leiden hat und wie ein Türke flucht und sich noch dunkel erinnert, daß man sie mit vergoldeter Seife gewaschen hat. Auch der Herr Oberregisseur, mit der dicken Trommel: Bum! schrumm! Sie stapfen in den aufgeweichten Wegen. Der Schlamm spritzt. Tärättätalittulit! Herrschaften, heute abend acht Uhr ... grand théâtre international ... Uraufführung: „Käthchen von Heilbronn", aber ohne Feuerzauber. „Der achtfache Mörder". Der Direktor sagt: der achtbare Mörder, denn im Zaun seiner Zähne ist eine Lücke. — Eintritt auf allen Plätzen dreißig Cent. Bei Familienkarten einen „Zukunftsbrief" gratis.

Vom Abendtisch stehen die Farmleute auf und putzen sich den Mund ab, stecken den Kopf ins Regenfaß und bürsten die Haare. In dem Wege „nach Emaus" warten die Pferdeknechte, bis die Mädchen aus der Herrschaftsküche frei werden.

In dem blanken winterlichen Abend schwelen die Teerfackeln. Der dicke Rauch wallt an den weißen Wänden hinauf, quirlt aus den leeren Fensterhöhlen. Zéphirin hat die Pferdedecken zur Ausschmückung beschafft, die Säulen, die Bühne, die unfertige Decke im Tannengrün. Um vor einem kunstwidrigen Schneeregen geschützt zu sein, eine Strohlage auf der Stuckdecke. Auf dem Eingang, der noch die ungedeckte Kellertiefe unter sich hat, Balken und Bretter.

Auf den Balken und Brettern steht der Direktor im Überrock und mit Kürassierhelm. Unter dem Radmantel heraus hängen im Trikot die Beine.

„Du host deun Strümpf vergessen, Direkteur!" ruft der dicke Jules und knufft pfiffig Marcie in die Seite.

„Kann schon sein, mein Herr," macht mit edler Geste der Direktor: „Ich habe sie dir ja geschenkt." Weshalb denn nicht nur von Falstaff, sondern auch von dem dicken Jules zu sagen ist, daß er nicht nur

Witze macht, sondern auch Ursache ist, daß Witze gemacht werden.

„Kommst du denn nicht herein, Baron?“ fragt der Herr Direktor den Boniface.

Der Boniface steht wie ein zerbröckelter Felsen, raucht einen Tabak, na, einen Tabak, man sagt, es sei Heidekraut. „Ich will mir das noch überlegen.“

Aber nun rücken die Pferdeknechte an. Hais-là!

„Tärättätalittula! Der achtbare Mörder oder das Käthchen von Heilbronn!“

„Oh, ist die Mamsell och schön?“ fragen die Knechte.

„Schöner als deine Großmutter, als sie daran dachte, daß sie dich zum Enkel bekommen würde!“

Da stehen noch Buben an den Balkensteg des Eingangs gedrückt, lauern, um hineinzuschlüpfen. Der Herr Direktor schleudert das Trikotbein gegen sie. „Herrschaften, acht Menschenleben verbluten unter Mörderhand, darunter das Käthchen von Heilbronn.“

„Oh!“ sagen die Buben, „Direktor, wir haben auf unser drei dreißig Centimes. Laß uns gefälligst hinein.“

„Auf dreißig Centimes, dreie! Ist euch ein Holz aus dem Bündel gerutscht, Gamins? Her mit dem Geld! Seid ihr denn noch gescheit? Dreißig Centimes, merci!“ Wirft einen nach dem andern hinein hinter den Vorhang. „Kommst du jetzt herein, Baron?“

„Nein dä!“ Er überlegt's sich noch. Raucht starke Säulen.

Ah! nun kommen die feinen Herrschaften. Bebelle, von Wellem begleitet. Sie hat heute noch Beschwerlichkeiten von der Erwürgung her. Und wenn sie den Rücken abtupft, findet sie immer noch Stellen, die von Wellems Handschrift zeugen. Diese Keilschrift ist ihrem Gedächtnis so unvergeßlich eingeprägt, daß sie kaum einen Schritt wagt, ohne fürchten zu müssen, daß einer aus dem Hinterhalt ihr an den Hals springt und Rechenschaft fordert. Und als ein Junker sie zum Sonntagsspaziergang auffordert, ist sie so vorsichtig, Wellems Entscheid einzuholen. Auf diese Weise gewöhnt sie sich an die Annehmlichkeit, die Verantwortung für sich selbst in andre Hände zu legen, und kam im

Laufe der Zeit zu dem Ergebnis: erstens, daß in dem Wellem gar nicht so viel ehrliche Gutheit zu vermuten gewesen sei; zweitens, daß ein Mensch, der mit so inniger Entrüstung dreinschlagen kann, mit Hochachtung anzufassen sei; drittens, daß jener Wellem, wenn er sich des Sonntags den Haarscheitel kämmt, eine durchaus annehmbare Erscheinung sei. Wenn also die Junker nur schäkern wollen — wie Wellem behauptet — und wenn Wellem Aussicht hat, nach dem Heimgang des Boniface Herrschaftskutscher zu werden ... na, also!

Daher denn Wellem die Verpflichtung in sich fühlt, sechzig Centimes für sein aussichtsreiches Familienglück auszugeben, eine nicht unerhebliche Auslage, wenn man in Betracht zieht, daß die russische Baronin für jeden Spielabend bei freier Kost einen Franken Honorar bezieht. Jetzt sitzt sie und macht Zwischenaktsmusik auf der Gitarre. Und da sie als russische Baronin für die Farmleute von großem Interesse ist, zerkauen sie ihre Eintrittskarten zu Papierkügelchen und zielen teils auf ihren Halsausschnitt, teils auf den Resonanzkasten der Gitarre, wobei dem Instrument regelmäßig ein Ton wie aus einem kranken Brustkasten entspringt.

„Direkteur!" ruft die russische Baronin, „sie spucken mich!"

Der Direkteur schlüpft durch den Vorhang ein. „Bst!" sagt er, „meine Herren, nicht spucken — wenigstens nicht auf die Damen!"

Streckt noch einmal den Kopf durch den Vorhang. Es kommen keine Zuschauer mehr, nur Boniface überlegt noch, steht im trüb-schwelenden Schein einer ausglühenden Fackel.

„Wenn du nun noch weiter überlegst, Baron, blase ich dir das Licht aus."

Da macht Boniface kehrt. Hat sich überlegt, daß er für einen Abend genug erlebt hat. Vielleicht morgen — Hinter ihm verdampfen die Tabakswolken. In den Wegen stapft er, daß die schweren Schuhe in dem Schlamm quietschen. Steht und späht. Ha! Ist da

einer? Dort drückt sich ein Schatten an die Hecken. Boniface faßt sein Messer in der Tasche, stapft langsam näher. — Und dann nimmt er die Pfeife aus dem Munde, sieht geradeaus, stapft, stapft. In die Gesindestube tritt er und sagt: „Das Herrchen ist da."

Und die Marmorruine ragt im Scheine der schwelenden Fackeln. Ein düsteres Denkmal in der winterlichen Nacht. Der Mann in den Hecken drückt die geballten Hände gegen die Brust. Hohn! Hohn! Dreifach Hohn! Sein Marmorschloß —! Tärrättätula! Dreifach verdammt — Ach, die Bande! In der Hütte der alten Petronella hatte er gesessen und gedroht. Und fand den Mut nicht, im Tageslicht auf den Fliesen des Herrenhauses aufzutauchen. Jetzt hat er Mut, jawohl! Nieder mit der Bande! Er, der Herr von Kindlein Jesu. Madame, schenk ein. — Doch scheu in die Hecken, als die Schritte in den Wegen hallen.

Hinter den weißen Wänden vollzieht sich des achtbaren Mordes Tragödie. Der Direktor tritt in Szene mit dem Vermerk: „Der achtbare Mörder bin ich." — „Nein dä!" schreien sie, „du kannst keun Laus umbringen!" Da beginnt der Direktor zu schnaufen in einer wahnsinnigen Kunstbegeisterung. „Ich wittere Blut. Ein Durst nach Blut! Breche ich ihnen das Genick oder vergifte ich ihnen den Kaviar?" — „Das ist schon eher was!" rufen sie ihm lobend zu. „Jetzt kommt er in Wut!" Da schnaubt er noch fürchterlicher und: „Kss! kss!" ermuntern ihn die Knechte.

Der Direktor stülpt wie ein Rasender über die Bretter. Acht Personen, Vater, Mutter, Großeltern, Kinder nebst Vieh sind abzumurksen. Rechtzeitig erscheint noch Frau Direktor als unsichtbarer guter Engel, der aber schließlich doch von der Blutwut übertrumpft wird. Der Direktor stürzt mit hochgeschwungener Hacke hinter die Pferdedecke, macht einen eindrucksvollen Skandal, tritt wieder hervor mit zähnefletschender Genugtuung. „Fertig! Der Mann wälzt sich bereits in seinem Blute. Nun werde ich die Alte ermorden." Verschwindet. In atemlosem Grauen harren die Farmleute. Es ist schrecklich, es ist furchtbar schrecklich,

man hört die Schläge klatschen. Und immer wieder die schreckliche Meldung: „Jetzt ist der auch umgebracht!" Das stumme Entsetzen lähmt die klobigen Herzen. Zuletzt tritt der achtfache Schreckensmann hervor und meldet: „Jetzt ist nur noch die Katze übrig!" Macht Anstalten, auch dieser das Lebenslicht hinter der blutrünstigen Pferdedecke auszublasen. Hais, da rücken die Männer auf, da heben die Knechte drohend die Bänke. Eine Katze will er umbringen? Das liebe, kleine Vieh! Eine Katze meucheln! Solch ein gemeiner Schuft! Lumpenkerl! Roßdieb! Hais! schlagen sie drein, schlagen sie ihm die Bude zusammen! Stolpern und stülpen über Bänke, Kisten, Bretter, erklettern die Bühne, stampfen die Dielen ein. Fäuste recken sich. Bauernlärm. Frauen flüchten. Eine Fackel zischt über sie hin. Sakri! Wer steht im Eingang? Schwingt die Teerfackel. Die Tropfen klatschen auf die Bauernjacken. Hais, ist's ein Fremder? Schlagt den Fremden nieder!

Da steht der im Schein der Fackel. Im aufgeschlagenen Rockkragen ein fahles Gesicht mit hängendem Schnurrbart. „Bagage! Kanaille!" Eine dünne, heisere Stimme. „In meinen Marmorsälen grunzt das Bauernbiest! Hinaus!" Und mit drohend geschwungener Fackel, mit herausgeschrillter Stimme, daß es ihm fast die Brust zerreißt: „Hinaus! Menagerie von Dickhäuten und Plattfüßen!"

„Das Herrchen!" rufen die Junker.

„Vorsicht!" rufen die Knechte. „Die Fackel stößt in die Tannen!"

Sie springen herzu, packen seinen Arm, da schleudert er die Fackel zur Decke hinauf. Sie bleibt in dem Geäst hängen. Die Flamme züngelt in die Reiser. Teer tropft herab in die Gesichter. Da fliehen sie. Feuer!

Er lacht hinter ihnen her, springt in das Haus, hinter die weißen Wände. Um ihn das Knistern, über ihm, hinter ihm. Er springt in die leeren Fensterbrüstungen. Unter ihm die aufgemauerte Tiefe. Die lodernden Flammen zucken hinunter. Ha, ein Anblick!

Nun lodern die Zeichen, die seine Ankunft melden. Er ist da, Beau Urville! Salut! Aufsprühen die Flammen, die Funken springen, das Harz tropft. Gefräßig an den Decken hinauf die feurigen Zungen. Hilfe! Feuer! Die Pferdeknechte trampeln das lohende Zeug nieder. Da bricht schon die schwere Decke zusammen. Krachend in die Tiefe. Dampf zischt auf, brodelt. Schrill, gellend in den Feuerlärm die Glocke der Kapelle. Der Wagen der Feuerwehr — Und am dunklen Himmel der zuckende Widerschein, das Lohen und Glühen, und so ganz fürchterlich in der verstorbenen Winternacht.

Mit Stampfen und Schnaufen rasen die Wallachen an. Der Wagen der Frau! Ein Weib, bloßköpfig, mit Hausschuhen und schleppendem Gewand im Schneewasser. Man hält sie, man bittet und fleht. Da! Barmherziger! Droben in der Bogenöffnung steht er. Unter ihm der Flammenwirbel und die Tiefe. Steht an der weißen Wand im Leuchten des Feuers. Sieht herüber. Sie will aufschreien, sie ist erstarrt, reckt ihre Arme — er winkt ihr — —

Da brüllen die Männer auf — Leer ist die Fensterhöhle. Isidore steht noch. Als sie sie wegbringen wollen, sind ihre Glieder steif. Sie hört nicht, was sie sagen, sieht sie nicht, stöhnt leise, als sie sie anrühren. Nun sagt jemand neben ihr: „Er lebt; man hat ihn ins Herrenhaus gebracht.“ Und packt sie auf, trägt sie zum Wagen zurück.

„Geben Sie acht, daß sie nicht gegen das Fenster fällt,“ sagt Marc Thibâ zu Bebelle.

In der verstorbenen Nacht springen noch Funken auf. Dann ragt in trauriger Stille die weiße Ruine. Eine Schneewolke körnt nieder auf die verkohlte Tiefe.

Am mittlern Fenster zittert das traurige Krankenlicht. Die Nachtvögel stoßen um den Turm. Das Fremde in der Luft stiert mit Todesaugen herunter.

Nun muß Frau Königin das Zepter niederlegen und im Purpurmantel ihrer Leiden ihr Kalvaria gehen. Und nun muß Frau Königin die stolze Demut selbstgeschmiedeter Ketten tragen.

Beau Urville ist krank, aber er lebt! Beau Urville wird eine lange Krankheit leben und sehr untröstlich sein. Aber Beau Urville wird leben, leben! Herrgott, wie liebt er das Leben! Wie ein Hund will er in der Lebensecke kauern, aber nur leben! Aus der Hand seines Weibes will er seine Tage, seine Stunden, seine Atemzüge empfangen, aber nur leben! leben!

Weib nennt er sie, *sein* Weib. Mit Inbrunst. Seine Süße, Schöne, Täubchen — ach! all das vorüber, vorbei. Es war doch Schaum. Er hat jetzt in seinen Abgrund gesehen. Und da schimmert noch in seinen Augen die Tiefe. Jawohl, und so unerhört besser möchte er werden. Sie soll ihm die Hand ins Haar legen — und krauen, leicht und leise. Er kann dann schlafen. Gute Nacht, Isidore!

Da schreckt er wieder auf.

„Warum erschrickst du?" ist sie über ihm mit lieber Sorge.

Er sieht sie an, fest durchbohrend. „Ich möchte dein Gesicht sehen, wenn ich schlafe."

Sie drückt ihm ihre Hand an die Wange. „Wie soll mein Gesicht sein? Traurig und voll Sorge."

„Dann küsse mich, Isi." Er spürt sie über sich, den Duft ihres Haares, ihren Hauch, ihre weichen Lippen. Er verzieht weh den Mund. „Es ist dein Kuß nicht mehr. Gute Nacht. Weine nicht, wenn ich schlafe."

Sie weint nicht. Sie geht in das Nebenzimmer und öffnet das Fenster und läßt die Luft hereinströmen. Sie geht zum Servierschrank und sieht sein schönes, lebenstrahlendes Bildnis. Sie geht zum Rauchtisch und sieht seine Zigarrentasche, von der schönsten Dame Lüttichs verehrt. Sie sieht in den Lindenhof hinunter, wo ihr Kind zur Ausfahrt ins Wägelchen gebracht wird. Lump lenkt das gelbe Ponychen. Die Wärterin hebt den Buben empor. Er lächelt. Er lächelt wie Beau Urville.

Dann hört sie den Mann leise stöhnen und geht zu ihm.

„Die Schmerzen sind nicht stark," sagt er, „aber

ich habe das Bedürfnis, zu stöhnen. — Isi, sei lieb und bleibe noch etwas bei mir sitzen." Er streichelt ihre Hand. „Weißt du, als ich droben in dem brennenden Hause stand —"

„Lieber, das will ich nicht wissen."

„— und ich dich dann plötzlich sah . . . so todesstarr — da gab's mir den Knacks, und ich ließ mich ganz einfach fallen. Ich hätte mich in die Hölle fallen lassen, um deinen armen Augen zu entfliehen." Er befühlt seine Seite. „Habe keine Schmerzen mehr. Ich werde versuchen, aufzustehen."

„Ja, wenn der Arzt auch deiner Meinung ist."

Beau Urville steht auf. Wenn er am Arm seiner Frau durchs Zimmer marschiert ist, muß sie ihm den Schweiß von der Stirn wischen. Dann ruht er und marschiert wieder. „Es m u ß gehen! Isi, wohin reisen wir?"

„Hast du es vergessen? Nach der Riviera. — Wenn die Sonne an der Turmuhr steht, sagt der Arzt."

„Das wird hoch im Frühjahr sein. — Darf ich trinken?"

„Alles, wonach du verlangst."

„Alles?" Seine Stirn furcht sich. „Das klingt gar nicht gut. Man gestattet Kranken, die man verloren gibt, alles."

Sie nimmt ihm mit heiterem Lächeln beide Hände. „Lieber kleiner Bub, bist du abergläubisch?"

„Wie du sprichst! Wie mit einem Kinde. Hast du keine Leidenschaft mehr für mich?"

Da ist ihr Gesicht dicht an seinem. „Ich werde dich doch nicht aufregen, Lieber."

Er ist beruhigt. Er ist von Glück überflutet. Wenn er allein sitzt und sie mit dem Kinde beschäftigt ist, pfeift er leise vor sich hin. So glücklich wie er ist! Er möchte nicht mehr aus dem Krankenzimmer heraus. So ungeheures Glück wohnt darin!

Er zwingt sich auf, geht zum Fenster. Noch steht die Sonne nicht an der Turmuhr. Und die Dohlen schwirren ums Gemäuer.

Hinter ihn tritt Isidore mit dem lachenden Kind-

chen. Hans Lothar schleckt gesättigt mit dem Mäulchen. Hans Lothar plappert Kauderwelsch. Macht grelle Augen und fuchtelt täppisch mit den Fäustchen. Isidore setzt ihm das Kind auf die Schulter, Bübchen guckt verwundert, reckt heftig nach der Mutter.

„Siehst du, wie der Nutschquabben Widerwillen demonstriert," sagt Urville.

„Du sollst ihn nicht Nutschquabben nennen," sagt sie zwischen Lachen und Schmollen.

Da streicht ihm Urville übers Gesicht hin, spricht nachdenklich: „Er muß mich als Vater noch kennen lernen."

In seiner Stimme liegt eine kranke Zartheit, die Isidore ins Herz schneidet. Die Wurzel dieser verblendeten Liebe stak trotzdem so tief, daß noch das Erdreich wie eine offene Wunde klafft, als man sie ausgerodet. Auf dem einen Arm trägt sie ihr Kind, den andern schlingt sie um ihn. Vater ihres Kindes! An diesem Glück hat er noch teil.

Sie stehen in inniger Stille. Durch die uralten Linden weht der Wind. Wenn sie duften, wird die Sonne an der Turmuhr stehen.

Hinter ihnen geht langsam die Tür auf. Isidore tippt ihm auf die Schulter: „Meine Mutter ist da." Er gibt sich einen Ruck, geht ihr entgegen. Sie kommt mit ausgestreckter Hand, drückt sie ihm, ein markiger Druck, der ohne Worte ihre Empfindungen ausdrücken soll.

„Ihr werdet nun daran denken müssen, für die Riviera Vorbereitungen zu treffen." Beginnt, dies und das zu besprechen. Auch von Geschäften, die für Isidore noch zu erledigen sind.

Urville sitzt still, und als die Frau fragt, die Reise müsse ihm wie eine Erlösung sein, da schüttelt er den Kopf. „Ich möchte aus diesem Zimmer nicht wieder heraus. Es ist so viel Glück darin."

Isidore steht erschüttert. Fürchtet nicht auch sie, die Schwelle dieses Zimmers zu überschreiten? — So als wäre dieses Glück eben groß genug, ein einziges Zimmer zu füllen.

„Laßt erst die Sonne kommen," sagt die Frau lächelnd, steckt Bübchen einen Briefumschlag in den Gürtel und ist hinaus.

„Auf wieviel berechnest du das?" fragt Urville und zwinkert nach dem Briefchen.

Isidore öffnet, hält ihm einen Scheck von dreißigtausend Franken hin.

„Eine nette Anzahlung. Damit läßt sich eine kranke Brust zusammenflicken," schnalzt Urville. Und da Isidore froh das Kind auf ihrem Arm jauchzen läßt, hört sie nicht das in bitterer Ironie der Frau nachgeschleuderte Wort: „Schmerzensgeld!"

In den Tagen, als in den Lindenbäumen der Saft steigt, muß Beau Urville große Mengen Sekt trinken. Da glüht sein Gesicht noch einmal in der Frische seiner Stutzerschönheit.

Er stößt sich frohe Worte aus der Brust: „Eh bien, also reisen wir. Sieh doch, ob die Sonne an der Turmuhr steht, Isi."

Da geht sie langsam ans Fenster. Seine starren Blicke folgen ihr.

Da spricht sie's wie ein Schrei: „Die Sonne steht an der Turmuhr!"

Aber Beau Urville gibt keine Antwort mehr.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unterm Fenster, wo das Totenlicht herauswirrt, steht mit gefalteten Händen Bebelle. — Er hat Wort gehalten. Von den fünf Menschen, die wissen, was dem tragischen Tode des Prinzen voranging, wird keiner die Lippen öffnen.

⊕ ⊕ ⊕

Da war nun das Fremde aus der Luft von Kindlein Jesu, und die starre stille Freudigkeit duftete wie Erdsegen.

Sie zogen in die Felder aus, zogen heim, froh des geopferten Schweißes, der geopferten Kraft. Weit dehnen sich die Grenzen und stützen den Horizont.

Aber in ihrem Dunst flimmern die zerschlagenen weißen Wände und das schimmernde Marmorschloß

und seine versunkenen Märchenbilder. Der durchweichte Kalkboden lockert die Fundamente. Da soll kein Stein auf dem andern bleiben...

Nun ist die Zeit, daß auf den Feldern der Königsfarm der Erdsegen gesprochen werde. Die Saat liegt auf der braunen Scholle. In schmalziger Fruchtbarkeit klafft die zerrissene Erde. Die Menschen haben ihre Schuldigkeit getan, nun möge der gute Gott seinen Segen spenden.

Da steigt der Sonntag, angetan mit Perlen und Diamanten und glitzernder Seide und funkelnden Ordenssternen, aus den Wäldern heraus, und es folgt ihm lobsingend und jubilierend ein Chor lustschwelgender Stimmen. Streut seine Ordenssterne aus, Flitter-Flatter in blendender Fülle, allüberall ein blitzender Schwall, Goldfäden an Baum und Strauch und Giebel und First.

Und in diesem sonntäglichen Jauchzen stehen die festlich geputzten Menschen. In bäuerischer Pracht. Der Bauernfürstin krafttreue Untertanen. Sie erwarten in feierlicher Andacht den Erdsegen. Von der Kapelle her tingtangt ein festliches Läuten. Herrgott in Himmelshöhen! Segne uns! — Tingtang, Glockenklang, Frohgesang.

In die Wege von Kindlein Jesu ziehen sie ein, das Allerheiligste in goldener Monstranz voran. Die Fahnen schwanken. Die goldenen Gewänder schimmern, die Kreuze ragen. Klingklang! Orgelsang! Großer Gott, wir loben! — Zwischen den Hecken die lange, schlängelnde, wogende, blitzende Linie. Die Höhe hinauf, den steilen Kaiphaspfad. Der Baldachin schwankt. Ehre sei Gott in der Höhe! — Droben auf dem Hügel der leuchtende Kreis, die flatternden Fahnen. Den Hohlweg hinab die dichte Menge der Waller, der Beter, der Sänger. Segne uns!

Da reiten sie an. Drunten aus dem Hohlweg herauf die Junker und Knechte, Fahnen als Schärpen umgebunden. Reiten die Böschung hinauf auf die saatbestreuten Äcker, ihre Blicke, ihr Horchen ist hinaufgerichtet auf die schimmernde Höhe. Und wie der

ägyptische Schafhirt singend nach der Überschwemmungszeit seine Schafe über die Felder treibt, auf daß sie die Saat in die Äcker eintreten, so harren die Reiter von Kindlein Jesu, harren des segenspendenden Zeichens von der schimmernden Höhe, damit auch ihre Rosse die Saat eintreiben.

Da blitzt unter dem Baldachin die Monstranz, auf hocherhobenen Armen strahlt es, die Schellen rasseln, die Glocken läuten.

Wild spornen die Reiter die Rosse. Über die Äcker dahin der reitende Troß, die Hufe stapfen, das Erdreich spritzt auf. Hoch flattern ihre Schärpen. Die Peitschen klatschen. Die Rosse wiehern.

Hoch auf der schimmernden Höhe die Monstranz, der schwankende Baldachin. Erdsegen! — Die Sänge prallen — die Schellen klirren. In tiefer Rührung beben die Herzen. Herr in des Himmels Höhen! Segne uns!

Hell flammt die Frühröte am Himmel empor. Im Dunst und der milchweißen Helle verschwunden sind die Reiter. Hinter ihren wirbelnden Schatten stäubt die Scholle auf. Und tauchen wieder auf, springende Punkte im hellen Silber der Ferne.

Näher, immer näher, größer, immer größer. Flatternde Schärpen grün-rot-gelb und blau. Ha, der Reiter mit der roten Schärpe! Die Schar der Knechte hinter ihm. Ihre Blicke lohen um ihn wie flammende Lichter. Ihre kühnen begeisterten Blicke. Ah, welch ein Reiter!

Der Baldachin steht. Die Monstranz sinkt. Eine große feierliche Stille in der weiten Halle der Natur. Und eine einzige betende Stimme darin. — Erdsegen!

Mit entblößten Häuptern hält der Reitertroß. Hochauf flattert die rote Schärpe. Aufgerichtet das Gesicht des Reiters zur schimmernden Höhe. Zwei Frauengestalten auf der Felsplatte, im feierlichen Schwarz ihrer Samtgewänder. Ihre Schatten ragen in der gläsernen Luft. Die starken Frauen von „Kindlein Jesu“.

Frau Königin in der klaren Kühle, die herwehte

aus den gelben Bergen! Ihre Blicke fallen herunter auf den Reitertroß. Da liegt die rote Schärpe breit auf der Flanke des Pferdes. Goldene Lettern darauf. Sie liest: „Ich warte!"

Mit rauschenden Klängen setzt die Musik ein. Durch den Hohlweg flutet die Menge. Der Glanz wirrt von der Höhe. Weihrauch duftet noch auf der leeren Felsplatte. Und da leuchtet der ganze Osten im jubelnden Rosenrot.

— — — — — — — — — — — — — — —

In stiller Freudigkeit kehren sie heim in den Wegen der Königsfarm. Die Erde duftet.

Im Lindenhof ein Troß verlassener Pferde. Die Knechte und Junker stehen vor der Diele in ihrer derben, unerbittlichen Ehrlichkeit und fordern: „Wir ziehen mit Marc Thibâ! Mach uns frei von unsrem Eid!"

Die Frau tritt bis zur Treppe vor. Im Hintergrunde Isidore, in der herben Größe eines durchkämpften Schicksals. „Warum wollt ihr mit Marc Thibâ ziehen?"

Da prallen die rauhen Stimmen unerbittlich: „In der Farm ist kein Reiter mehr wie er."

„So wollt ihr denn nicht mehr bleiben ohne Marc Thibâ?"

„Nein, Frau."

Dann ist ihre Stimme wieder im alten Klang selbstsicherer Freude: „Ihr habt recht, Leute, wir wollen nun den besten Reiter in der Farm nicht mehr ziehen lassen."

Sie streckt Marc Thibâ die Hand entgegen. Der springt ab, mit klirrenden Reiterstiefeln die Diele herauf. Seine Blicke gehen an der Frau vorbei, sie stehen mit stolzem Fordern auf dem schönen traurigen Weibe hinter ihr. Sie sucht er. Und in seinem suchenden Blick loht die werbende Liebeskraft, die ihn harte Jahre hindurch in wildem Sehnen gepeinigt.

Nun steht er vor Isidore. Seine Brust atmet hörbar. Er weiß nicht, ob er gesprochen hat: „Sag nun du, ob ich bleiben soll."

Aber sie hatte schon die Hand auf seinen Arm geschoben und sagte: „Bleibe.“ Wendet sich schnell und ist davon.

In dem weiten, alten Hause irrt sie in verlassenen Räumen. Wohin mit diesem neuen Glück? Da weint sie, nicht zu ihrem Kinde hin, das mit den Augen Beau Urvilles sie anlächelt.

Sie eilt durch den Glasbau und schlüpft in die verwunschenen Stuben ... Die alte Schelle klirrt nicht mehr ... Über verstaubte Saiten rispelt's wie von Liedern der Vergangenheit ... Die heiße Hand drückt sie an die feuchten Augen. Ach Gott, keine Hollaprinzeß stürmt mehr dem neuen Glück entgegen.

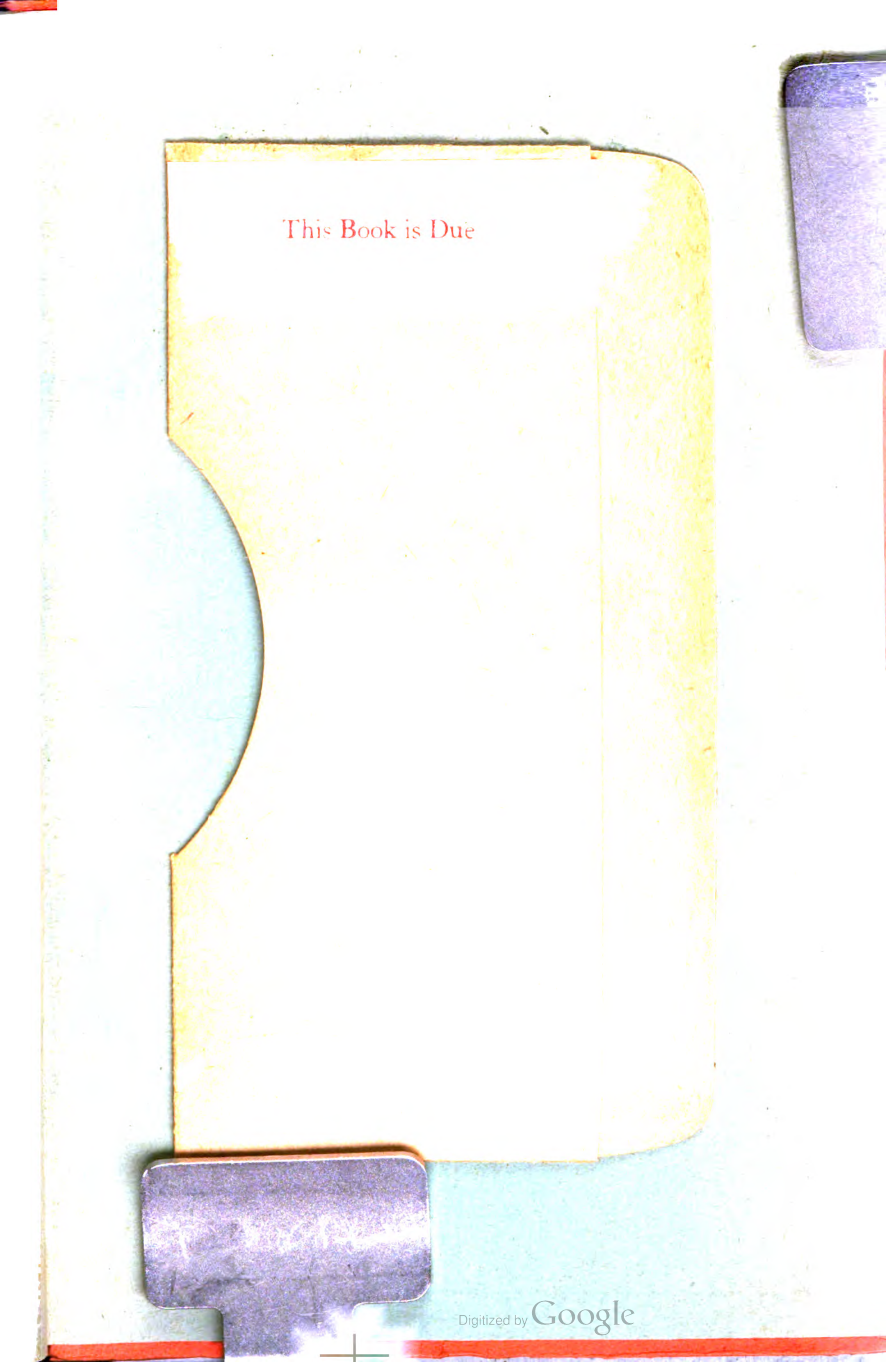
Und dann ist's, als sei nun einer leise hereingekommen ... einer, der sie in seine starken Arme nimmt ... Er küßt wie ein Gewalthaber.

Sie bebt nicht in seinem Arm. Diese Menschen lieben in starker, stummer Leidenschaft. Und wehren sich — in starkem stummen Sehnen. Und wehrt sich nicht mehr unter Marc Thibâs Kuß. Denn sie ist müde geworden.

Aus den verstaubten Saiten rispelt's noch, schön und wirr. Und in Staub und alte Truhen flüchtet die Vergangenheit.

Ende


Princeton University Library
32101 066920792


This Book is Due

